Aphorismen

über

Rellstab's Kunstkritik

von

C. Ernst Kossak.

Motto: Viel lerne ich vom Dichter, noch mehr aber vom Kritiker.
L. Rellstab. Voss. Zeit. 13. Sept. 1842.

Berlin.
Verlag von E. W. Eßlinger.
1846.

Jede Kritik ist für ihre Principien verantwortlich. Sie hat sich über diese auszuweisen, ehe sie den Namen Kritik verdient. Wir Alle werden von so mannigfaltigen Motiven in unserem Urtheil bestimmt, daß eine möglichst große Unpartheilichkeit nur dadurch erzielt werden kann, daß man versucht ein Drittes zu setzen: ein ästhetisches Princip, das dem Urtheilenden sowohl zu seiner eigenen Vermittelung zwischen ihm und dem Kunstobject, als auch zum Medium der Verständigung mit dem durch die Kritik zu Erziehenden dienen kann. Dieses ästhetische Princip wird den Urtheilen eines gründlichen Recensenten stets zur Basis dienen und sich aus seiner gesammten Weltanschauung organisch erzeugend und fortbildend, den Kunsttheil seiner Philosophie bilden.

Es dürfte nur so partheiloser werden, jemehr es sich von dem verführerischen Element des subjectiven Gefühls reinigt und dies Fühlen, als nur der Particularität des Subjects gehörig ins Denken erhebt.

Diese Gedankenbestimmungen oder Metaphysik, welche die Kunst so gut, wie jede, auch noch so empirische Wissenschaft besitzt, nennen wir die Aesthetik.

Es lag uns daran die ästhetischen Principien der Kunstkritik L. Rellstabs zum Behufe der vorliegenden Blätter kennen zu lernen. Wir haben uns nicht die Mühe verdrießen lassen, eine Menge Beurtheilungen, theils in dem Feuilleton der Vossischen Zeitung, theils in der Zeitschrift Iris, theils in einigen Bänden von Paris aus geschriebener Briefe und Berichte durchzulesen, um aus Einzelnheiten auf das Vorhandensein eines Systems schließen zu können. Es ist uns dieses nicht gelungen. Bald sollte es die Kürze der Zeit, bald das Unpassende des Orts sein, wodurch die Kritik verhindert wurde, uns Definitionen über ihre eigenen Principien zu geben. Selbst die Pariser Briefe, deren dritter Theil ganz dem musikalischen Element gewidmet ist, schienen der Kritik noch kein geeigneter Ort zu sein um ausführlicher zu werden. In der Iris endlich, einer musikalischen Zeitschrift, wird die Definition ganz abgelehnt.

Pariser Briefe. Band 3. Seite 26. Es reizt mich stark, besonders über den Gesangsunterricht (Cordogni's im Conservatorium) noch in nähere Einzelnheiten einzugehen, doch der Zweck dieses Buches überhaupt und zunächst dieses Aufsatzes verbieten es mir.

Seite 25. Es würde hier nicht der Ort sein, ein specielles Urtheil, oder besser eine motivirte Anerkennung über seine besonderen Fähigkeiten und Leistungen als Lehrer auszusprechen.

Iris. Probeblatt. Der Zweck des Blattes, jedem gebildeten Leser verständlich zu sein so wie der beschränkte Raum desselben, verbieten es natürlich das Urtheil durch ästhetische Beweise, Notenbeispiele u. s. w. zu begründen. Jemehr es aber auf Treue und Glauben angenommen sein will, um so eifriger wird es sich der billigsten (?) Gerechtigkeit befleißigen. So bleibt uns die Hoffnung (?), auch dem tiefer blickenden Kunstkenner und dem wirklichen Musiker nicht ganz unwichtig und unbedeutend zu sein, sondern ihm mit einiger Zuverlässigkeit als Führer in der großen Menge neuer Erscheinungen zu dienen.

Es blieb demnach kein anderer Weg zur Erforschung von Principien übrig, als uns dieselben, wie bei des großen Lessings Kunsttheorie geschehen muß, aus einer Fülle zerstreuter Bemerkungen zu abstrahiren. Wir werden in einer Reihe von Citaten die Kritik selbst reden lassen und uns nur erlauben, dieselben mit Randglossen zu begleiten, wobei wir versichern, nur einen geringen Theil des Materials verarbeitet zu haben, einmal, um dem Leser nur allgemein bekannte Kunstpersonen und Objecte vorzuführen, dann aber hauptsächlich, um das Format der Broschüre nicht zu einem Foliobande anschwellen zu lassen.

Meyerbeer.

Am 20. Juni 1832 wurde Robert der Teufel zum ersten Male in Berlin gegeben. Im Mai 1842 die Hugenotten. Im December 1844 das Feldlager in Schlesien. Text von L. Rellstab.

Iris. Jahrgang 3. Nr. 27. Ueber Robert den Teufel.

Der Ruf dieser Oper ist rein gemacht; vorbereitet durch Nebenwege, in Schwung gehalten, durch eine bestechliche oder verblendete, französische Kritik, und durch eine beispiellos reiche Ausstattung. Die grobe sinnliche Neugier, die kunstungebildete Masse, wird sich daher wohl noch eine Zeitlang an den Dekorationen, an dem Toben der Instrumente ergötzen. Der Kunstverständige aber legt das Werk unwillig bei Seite und kann nur bedauern, daß die Theaterdirectionen so charakterlos (oder noch schlimmer) sind, um durch solche Werke, die nur durch äußerliche Mittel gehalten werden, den Raum, die Zeit und die Kräfte, die dem Gefseren gewidmet werden sollten, zu vergeuden und den Geschmack für alles Edlere und Höhere in der Kunst noch mehr verderben zu helfen.

Voss. Zeit. 8. Juni 1839.

Während des Nonnenlanzes verließ Ref. das Haus, indem er mit dem Opfer, so lange die unnatürlichste Musik zu den widersinnigsten Situationen ertragen zu haben, seiner Pflicht in der That genug gethan zu haben glaubt. Was hat eine Kunst für Werth, in der auch nicht ein Zug der Natur und Schönheit, der Seele, des Ausdrucks mehr

ist, sondern Alles Manier, Affectation, Unwahrheit und leeres krankhaft hastiges Haschen nach äußerlichem Erfolg?! Opern wie Robert der Teufel, der größte Theil der Bellinischen und die letzten Spontinischen müssen jede in anderer Weise unseren Nachkommen thatsächlich Zeugnisse unseres Kunstgeschmackes überliefern, gegen die die Mitwelt nicht genug Protestationen einlegen kann.

Voss. Zeit. 26. Mai 1842.

Wir bekennen offen, daß in dem Princip des Werkes, (die Hugenotten) wie in der Ausführung Manches nicht mit unseren Ansichten übereinstimmt, überwiegend macht sich jedoch der Werth desselben in eigenthümlich charakteristischer Erfindung geltend, die sowohl das Gebiet graziöser Anmuth, wie das der rauhesten und grotesksten Kraft umfaßt und sich oft bis zum wahrhaft Schönen, tief Ergreifenden und Erschütternden steigert.

In der neuesten Zeit hat sich die Kritik endlich so weit ihrer früheren Ansichten entledigt, daß wir statt eines Citates die einfache Thatsache anführen; der Kritiker Rellstab liefert dem Schöpfer Robert des Teufels den Text zum Feldlager in Schlesien.

Sollen wir als Grund dieser Meinungsverschiedenheiten innere Entwickelung annehmen? dann müßte dieselbe in den Jahren von 1839—42 vor sich gegangen sein — dann müßte die Kritik auch gegen Meister und Werke, die sie in eine Klasse mit Robert der Teufel stellt, anerkennender geworden sein — dann müßte eine gänzliche Trennung von ihren früheren Principien statt gefunden haben. Nichts von alle dem — die Recensionen des Jahres 1832 sehen denen des Jahres 1846 sonst so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Es ist hier nicht der Ort, zwei so große und vielbesprochene Opern gegen einander abzuwägen; aber unerklärlich bleibt es uns, warum die Hugenotten so unendlich weit ihren Vorgänger überragen sollen. Beide Werke geben von einer so bestimmten Kunstansicht aus, daß die Kritik durch diese selbst Fingerzeige erhält, in welcher Richtung sie die Vorzüge und Mängel des Meisters zu entwickeln hat.

Allem Schaffen in der Kunst geht eine geheimnißvolle Conception und Anschauung vorher. Diese Anschauung wird gleichsam verwirklicht, indem sie sich in der Poesie in die Vorstellung des Wortes, in der Musik in die Vorstellung des musikalischen Tones verwandelt. Aber diese Verwandlung ist keine regellose, eine Wissenschaft gesellt sich zu dieser innern Schöpfung und ordnet sie nach vernünftigen Bedingungen. Zu diesem zweiten Moment, gehört ein Drittes, das wir im edelsten Sinne des Wortes, das Handwerk der Kunst nennen wollen, d. h. die Fähigkeit, das innerlich Gewordene zum sinnlich Wahrnehmbaren zu gestalten.

Das erste Moment, das der genialischen Conception und Anschauung, wird ewig ein Geschenk der Natur bleiben, das sie ihren Günstlingen mehr oder minder freigebig ertheilt, während das zweite, als ein Gebiet der Wissenschaft, ein Erlernbares, der Forschung und organischen Fortbildung Fähiges ausmacht, worauf endlich das dritte Moment als das Handwerk, die ganze ausübende Musik ohne Ausnahme umfaßt.

Die Gesammtheit dieser drei Momente bildet die Kunstschöpfung. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur für den erkennenden Verstand diese Momente getrennt sind; in der Seele des Künstlers sind sie coexistirend d. h. der Embryo seiner Uranschauung, tritt in ihm gleich auf in der Gestalt dessen, was man Formen, musikalische Mittel zu nennen pflegt, während seine Phantasie ihm zugleich die Ausführung im Kunstwerklichen vergegenwärtigt.

Wenn demnach der Künstler im Besitz der productiven Phantasie gleichsam einen absteigenden Proceß in sich erlebet, muß der Kunstgenießende und Beurtheilende seine reproductive Phantasie den aufsteigenden Proceß antreten lassen und von der ersten sinnlichen Wahrnehmung aus, bis zur Anschauung des Genialen in seinem Kunstobject, wenn ihm dies Talent und Bildung gestatten, vordringen suchen.

Einige kindlich naive Zeilen aus einem Briefe Mozarts werden besser, als wir es vermöchten, die Wahrheit unserer Behauptung vertheidigen. Als ihm ein Dilettant schrieb, er solle ihm sagen, wie er es nur anfange seine Gedanken schnell ins Klare zu bringen, antwortete ihm der Meister:

„Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen „im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim spazieren, und in der Nacht, „wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis „und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts „dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopfe und summe sie „auch vor mich hin, wie mir andre wenigstens gesagt haben. Halt ich „nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein „Brocken zu brauchen wär, um eine Pastete daraus zu machen, nach „Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente, das erhitzt mir „nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer „größer und ich breite es immer weiter und heller aus und das Ding „wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, sodaß ich's „hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild, oder einen „hübschen Menschen im Geist übersehe und es gar nicht nach einander, „wie es hernach kommen muß und in der Einbildung höre, sondern „wie gleich Alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus. Alles das „Finden und Machen geht in mir nun, wie in einem schönen starken „Traum vor."

Es muß freilich zugegeben werden, daß nicht in jedem Individuum diese inneren Vorgänge mit gleicher Intensität sich bilden, daß nicht jeder Dichter und Componist, gleich der Biene, die aus Instinct ihren Zellen diese Regelmäßigkeit giebt, so überwiegend aus dem Genialen schaffen kann, von den drei Momenten des Kunstprocesses wird aber nach dem Range der Begabtheit stets Eines überwiegend im Spiele sein.

In unserer modernen Sprache, wo von vielen Anhängern der Alten die Klage gehört wird, daß die Reflexion in der Kunst sich zu sehr geltend mache, wird das Element des Genialen, wie es sich auch historisch nachweisen läßt im Schaffen zurück treten und der Reflexion, ja der Speculation Platz machen. Es werden sich zuletzt sogar schöpferische Talente finden, die das ausübende Handwerk der Musik, das vom Virtuosen auf seinem Instrument möglichst reproducirt wird, als eine Gesammtheit benutzen und die Bühne für einen Ort halten, wo Personen

mit der Fertigkeit der Instrumentalisten als Hauptzweck aller dramatischen Intentionen des Komponisten gilt.

Wenn die Klassiker überwiegend durch das Genie geschaffen haben, so brachte das Zurücktreten der Reflexion (Gluck ausgenommen) den Uebelstand hervor, daß im Dramatischen häufig nur die Musik der Musik und nicht der dramatischen Idee, der Characteristik wegen da war. Eine spätere Epoche suchte diesen Uebelstand auszugleichen. Die Werke Webers stehen darum so hoch, weil eine universell wissenschaftliche Bildung ihn im Dramatischen befähigte, die Characteristik seiner Personen aufs tiefste zu erfassen und vermöge seines musikalischen Genie's plastisch zu gestalten.

Iris. 3. Jahrg. Nr. 27.

> Wir haben hier nur den Gau der Introduction im Ganzen im Sinne von den dürftigen Contrapuncten, die fast durchweg zweistimmig behandelt, so äußerst leer klingen, wollen wir nicht einmal sprechen, wiewohl auch sie bekunden, daß es dem Componisten an Talent für tiefere musikalische Combinationen oder an den dazu unerläßlichen wissenschaftlichen Studien fehlt. — — —
>
> Doch ich muß aufhören, denn betrachtet man die Stücke näher, so läßt sich gegen Alle so viel einwenden, daß man Bücher schreiben könnte ohne damit zu Ende zu kommen. —

Voss. Zeit. 13. März 1839.

> Die Pest in Florenz von Halevy gehört zu den unheimlich kolossalen Tagesgeburten, wie Robert der Teufel, die Hugenotten, ist aber mit ungleich größerem Talent ausgeführt.

In den Briefen aus Paris spricht der Kritiker die entgegengesetzte Meinung aus. Hier läugnet er bei der Beurtheilung Karl VI. von Halevy, das Talent des Componisten und gesteht ihm nur Wissenschaftlichkeit und Gesinnung geringfügiger Motive zu. Hüte sich doch jede Kritik vorschnell über Talente abzuurtheilen, statt die Eigenthümlichkeiten derselben und in wiefern es ihnen gelungen ist ihre Intentionen zu verwirklichen, nach gewissenhaften Beobachtungen, aus den Werken selber zu construiren. Als Beethoven seine Laufbahn begann, rieth ihm eine wohlmeinende Kritik: er möge als tüchtiger Klavierspieler bei der Ausübung seines Instrumentes bleiben und das Componiren für immer unterlassen! Armer Kritiker, wenn du jetzt auferstehen möchtest!

Frankreich hat zuerst Meyerbeer eine Stelle unter den musikalischen Dramatikern der neueren Zeit angewiesen. Französische Kritiker waren es auch, die durch zum Theil sehr kenntnißreiche Arbeiten die Eigenthümlichkeiten Meyerbeers in Auffassung vieler Einzelnheiten und Feinheiten in der Instrumentation dargethan. Wenn Herr L. Rellstab eine Widerlegung seiner vernichtenden Urtheile von einer fremden Feder aufsuchen will; wird er in der großen Abhandlung des Hector Berlioz (Berlin bei Schlesinger), in einer Menge Citate aus Robert dem Teufel, den Beweis finden, daß die sogenannten bestechlichen oder verblendeten französischen Kritiker viel gerechter und aufmerksamer als er selber zu Werke gehen, ehe sie sich Meinungen über eines Meisters Talent bilden. Er

freilich sagt, indem er nach einmaligem Anhören Robert's, den Klavierauszug, nicht etwa die Partitur vernimmt:

Iris. Jahrg. 3. Nr. 27.

Freilich vervollständigt sich jedes Urtheil durch genauere Kenntniß, allein bei weitem in den meisten Fällen wird demjenigen, der wirklich mit Bewußtsein urtheilt, durch einmaliges Anhören wenigstens klar werden, ob es der Mühe verlohnt sein Urtheil über das Ganze durch genauere Kenntnißnahme von dem Einzelnen völlig auszubilden. Daß dies aber nicht nothwendig sei, um im Allgemeinen eine Ansicht von der in Rede stehenden Oper zu gewinnen, war uns nach der ersten Aufführung einleuchtend.....

Die Introduction. In der Auffassung und Form noch mit das gelungenste Stück, ist die Form derselben doch so unbestimmt, so gedehnt, die wenigen Gedanken, die noch dazu nichts weniger als außerordentlich sind, irren so unstät und zwecklos in verschiedenen Modulationen umher, daß jeder Musiker schon aus diesen 40 bis 50 Tacten sehen kann, daß er es nur einem ganz mittelmäßigen Talent, das nicht einmal in den äußeren Formen, in der Erstattung eines größeren Satzes Gewandtheit besitzt, zu thun hat.....

Große Meister pflegen durch die Vorspiele gewissermaßen die kühnen Grundstriche, die den Character eines Stückes bilden, zu ziehen; Herr Meyerbeer sagt meist rein gar nichts dadurch. Wäre es uns nicht zuwider, uns in dieser Sache, die wir für diese Blätter zumal durchaus ernst und gewissenhaft behandeln, scherzhafter Vergleiche zu bedienen, so würden wir sagen, die Vorspiele bedeuten nicht mehr als ein Räuspern vor dem Singen. Man sehe z. B. gleich das Vorspiel zu der Romanze: Geh', geh', geh'! Sollte man nicht nach der einleitenden Figur im Text glauben, irgend ein schauerlicher Spuk würde beginnen?.....

Hector Berlioz.

Wenn in irgend einem Componisten, so ist es in Berlioz, wo sich die Reflexion der Kunst bemächtigt hat. Indem ihm die Natur eine entschiedene Richtung zum Characteristischen aufgeprägt hat, fühlte er von jeher das innere Bedürfniß, sich durch die Speculation möglicher Weise neue Bahnen zu brechen. Die späteren Schöpfungen Beethovens galten ihm für Fingerzeige, daß eine fernere Fortbildung der Musik in der Erweiterung der Formen und Mittel zu erstreben sei. Demgemäß suchte er durch jahrelange Studien und eigene praktische Arbeiten seine Ansichten sich selbst klar zu machen und Form und Mittel für seine Intentionen aus sich heraus zu arbeiten. Berlioz will zunächst, die Massen des Orchesters, ohne sich der Hülfe des Wortes zu bedienen, zu dramatischen Wirkungen verwenden, ein Bestreben, das sich auf seine Ansicht gründet: der höchste Gipfel einer musikalischen Composition offenbare sich in der Symphonie. In seinem Künstlerdrange will er Alles umfassen. Nicht allein die Geheimnisse der Menschenseele, auch die der Natur will er durch musikalische Combinationen ausdrücken. Kein Gefühl, keine Stimmung, kein Gedanke der Seele, nichts existirt für ihn, was nicht auch die Möglichkeit einer Manifestation im Musikalischen

Wenn es eine alte Wahrheit ist, daß sich keine neue Richtung ohne Kampf Bahn bricht: so ist es auch eben so erwiesen, daß sie nie ohne Irrthum zum Ziele gelangt. Man störe doch die Hypothesen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft nicht. Auch Amerika ist durch eine Hypothese entdeckt, sagt Novalis. Solcher Richtung pflegt sich am meisten tiefe innere Faulheit entgegenzusetzen und so haben denn in Deutschland gewisse Halbwisser, um nicht zu sagen Viertelswisser, Leute, die noch schwere Kämpfe mit den Rudimenten der Grammatik und Logik bestehen müssen, sich angelegen sein lassen von vornherein über Hector Berlioz den Stab zu brechen. Die Resultate jahrelanger Forschungen und Bestrebungen liegen in seiner Abhandlung über die Gesammtheit der Instrumentation vor. Wer von der Wichtigkeit überzeugt ist, welche für den schaffenden Künstler, wie für den musikalischen Handwerker und Kritiker in der genauen Kenntniß und historischen Auffassung des vor ihm Dagewesenen liegt, wird nach einiger Einsicht in Berlioz Werk gewahren, wie fleißig und aufmerksam, dieser kritisch reflectirende und dabei doch phantasiereiche Geist, Feinheiten jeder Art in den Werken der Alten und Neuen beobachtet und zusammengetragen hat, wenn schon wir nicht läugnen wollen, daß er hie und da, namentlich in Betreff Haydn's ungerecht gewesen ist.

Die Kunstkritik Rellstab's vermeidet es gern specieller auf Personen und Werke einzugehen. Für sie existiren nur zwei Richtungen, die Klassiker nebst Denjenigen, welche in ihren Formen weiter arbeiten und die modernen Lärmmacher, zu welcher Klasse ohne Unterschied die italienischen, französischen und deutschen Meister gerechnet werden, wenn sie von obigen Tendenzen abweichen. So äußert sich denn auch diese Stimme folgendermaaßen:

Voss. Zeit. 22. Febr. 1840.

Was zuerst die Armuth des schaffenden Geistes verräth, ist, wenn er die möglichste Macht und Pracht der Mittel häuft, nur ein schlechter Maler greift nach allen brennendsten Farben zugleich und trägt sie so dick und grell als möglich auf.

Bliebe denn aber dem Componisten nichts als ein gemachter Ruf? es bleibt ihm allerdings etwas, denn aus Nichts läßt sich ein Ruf nicht machen. Es bleibt ihm ein Talent, ein künstlerisch beflisser Drang nach Neuem, Unerhörtem, das durch gewaltigste Kraftanstrengungen oft Krepanles, bisweilen sogar etwas Schönes erzeugt und vor Allem bleibt ihm ein Emporstreben über das Seichte und Flache.

Die Kritik, indem sie mit einer Menge gut eingeübter und oft gebrauchter Phrasen um sich wirft, redet sich zuletzt in scharfe Widersprüche hinein. Es wird Berlioz zuerst Armuth des schaffenden Geistes bewiesen, aus Gründen, die sonst nur auf Unerfahrenheit in der Technik zurückschließen lassen; dieser Mangel an schaffendem Geiste ist am Ende aber das Ganze der Kunst, die ihrem Wesen nach, wie wir eben andeuteten, zuletzt immer auf einen Akt der Phantasie hinausläuft. Schließlich wird ihm aber doch noch ein Emporstreben über das Seichte, also ins Tiefe, und über das Flache, also zum Erhabenen empor, einzuräumt. Hier ist aber ein Streben schon ein Gelingen! was soll also damit negirt, was gesetzt werden?

Als ob Berlioz Musik nur ein wüstes Durcheinanderlärmen aller Instrumente wäre! was für eine Poesie liegt in dem berühmten Marsch der Pilger in der Haroldsymphonie! Trotz der Benutzung aller Orchesterkräfte, ruht auf dieser Composition ein zarter romantischer Duft. Welcher erhabene Schwung weht in der Ouvertüre zum Lear, einem Tonstück, das in keiner der hergebrachten Formen geschrieben, sich in der Wiederkehr und Verbindung der Themen, weder an das Wesen der Sonate noch des Rondeaus schließt, und uns doch durch das Großartige der Ideen bei leichter Faßlichkeit derselben in Erstaunen setzt. Es beweist noch nichts gegen das gesammte Streben eines Geistes, wenn er bei Einzelnheiten in Irrthümer verfällt; denn jeder menschliche Geist schwankt, ehe er die Grenzen seines Talents, den Zwang seiner physischen Färbung und die historische Aufgabe seiner Kunstepoche erkannt hat. Hierher gehört die Wahl von Stoffen, die Berlioz Naturell fremd sind z. B. im Gebiete des Humors, hieher ferner seine mangelhafte Behandlung der Singstimmen und endlich seine Verkennung der Grenzen im Gebiete der Orchesterwirkungen. Denn da es historisch und ästhetisch sich nachweisen läßt, daß die höchste Kunstform die Dramatische ist und daß alle Künste sich in sie emporringen, wie die unvollkommenen Organismen sich in der Natur bis zum vollkommensten des Menschen allmählig veredeln; so muß auch der Künstler und Kritiker nicht in starrem Eigensinn die höchste Vollendung in einem Gebiete erreichen wollen, wo ihm dazu die Mittel fehlen.

Wenn die Kritik aber den Componisten Berlioz mit einem schlechten Maler vergleicht, der nach allen brennendsten Farben zugleich greift und sie so dick und grell als möglich aufträgt, so rathen wir ihr, sich bei Gleichnissen im Gebiete der Farbe sehr vorzusehen, sonst dürfte es ihr wieder so gehen, wie in einer der letzten Recensionen im Juni dieses Jahrs, wo es heißt: Einige Stücke schillern noch mit zwar unbestimmten, aber doch brennenden Farben in des Unterzeichneten Erinnerung nach. Möchte doch die Kritik nicht länger den Optikern ihre Ansichten über das Wesen der Farbe vorenthalten; vielleicht wird diese Wissenschaft ihr dafür dankbarer sein, als die Logik, die sich verzweiflungsvoll gegen eine Verbindung der Begriffe unbestimmt und brennend sträubt.

Richard Wagner.

Das Princip des Dramatischen ist die Characteristik und diese ist zunächst eine Verstandeskategorie, die auf jedes durch das Schöne zu erzeugende Wohlgefallen keine Rücksicht zu nehmen hat, wenn der Stoff dasselbe nicht fordert. Das Characteristische im Drama wird aus dem Sujet, an den handelnden Personen entwickelt. Der Componist wird alle Zauber der Schönheit in den heitern Gesang eines jungen anmuthigen Wesens legen dürfen, er wird die Tänze der Nymphen und Genien mit lieblicher Musik begleiten, aber in den Schauern eines von der Pest Ergriffenen, in der Verzweiflung eines Dämons, in der Todesangst Sterbender, soll er neue unerhörte Wendungen erfinden, uns grausige Töne vernehmen lassen und uns vor Entsetzen schaudern machen. Mag in der Symphonie die Musik der Musik wegen da sein. Im Drama ist sie des Textes wegen da, wenngleich es ebenso Texte genug geben

mag, die nur der Muſik wegen gemacht ſind und mit jedem beliebigen Neuen vertauſcht werden können. Selbſt die Erregung eines gewiſſen Wohlgefallens, wie wir es bei Anhörung einer Sonate oder eines ſchönen Quatuors von Beethoven empfinden, wird der Dramatiker nur da erſtreben, wo ſein Sinn für Objectivität es zuläßt. Wenn bei den Klaſſikern überwiegend die muſikaliſche Form den Text beherrſcht, iſt dies bei den Italiänern ſo weit gegangen, daß nicht mehr jedes Individuum ſeinen Styl durch Belebung eines Stoffes vermittelſt ſeines dramatiſchen Talents ſich ſelber bildet: ſondern den Styl, die Manier oder die Schablone, wie man dies Unweſen nennen will, als ein traditionell Ueberliefertes übernimmt und in dieſem Prokruſtesbett alle Empfindungen und Ideen zu Tode martert. Natürlich hört hier der Begriff des Dramatiſchen ganz auf, ſtatt einer Situation erhalten wir lyriſche Klänge, vage Träumereien, höchſtens die Rührung des Componiſten ſelber, die in ihm durch die Situation hervorgebracht wurde, alſo Etwas, das erſt in der Seele des Zuhörers zu erzeugen war.

Hand in Hand mit der Poeſie wird die Muſik ſich im Dramatiſchen durch alle Nuancen ſelbſt bis zum Gräßlichen wagen dürfen. Gewiß haben die feinfühlenden Alten, das Aechzen und die Klagen Philoktets und des ſterbenden Herakles durch das muſikaliſche Element gereinigt. Wo Schrecken und Jammer des Wortes unermeßlich werden, da bleibt die Muſik durch die Höhe und Tiefe des Tones durch die Geſetze des Rhythmus noch ein Meßbares. Freilich darf eine Muſik darüber nicht hinausgehen, denn ohne Klang und Rhythmus wird ſie Unſinn, wie ein Satz ohne Logik Unſinn.

Ueber Richard Wagner, der uns in Berlin durch ſeine Oper der fliegende Holländer rühmlichſt bekannt iſt, äußert ſich die Kritik folgendermaßen:

Voſſ. Zeit. 9. Jan 1841.

> Die Arbeit bezeichnet eine künſtleriſche Richtung unſerer Zeit mit ihrem Wohl und Wehe, eine Richtung, welche mit einer gleichen Ebenrichtung im Innerſten zuſammenhängt, die ein gährendes Vorwärts in ſich trägt und ihm Ziele in ungemeſſener Weite ſucht. Die Literatur, die Politik, die Praxis des Lebens, haben Antheil an dieſem geiſtigen Orden. Ueber ſeinen Kunſtempel möchten wir die Worte ſchreiben: „das Unendliche in der Kunſt wird durch die Unerſättlichkeit in den Mitteln erzeugt."

Es iſt nicht durch die Unerſättlichkeit in den Mitteln ſondern durch die Unerſättlichkeit in den Gedanken wird das Unendliche in der Kunſt nicht erzeugt, denn das kann es nie werden, ſondern erſtrebt. Es iſt ein Ringen da, die Kunſt will vorwärts trotz aller Stabilitätsmenſchen, trotz dieſes ewigen Hinweiſens auf die Klaſſiker. Es ſoll den Klaſſikern nie ihr unſterblicher Ruhm angetaſtet werden, wir hoffen im Verlaufe dieſer Zeilen zu beweiſen, daß uns die Klaſſiker höher und heiliger daſtehen als dem Kritiker L. Rellſtab, aber man leere nicht ihre ſogenannten Formen und Mittel immer wieder durch. Ihre Formen waren das andere Sein ihrer Gedanken. Es ſollen ſich neue Gedanken, neue Geſtalten bilden, wie die neue Geſtalt einen neuen Gedanken ausſpricht. Muß doch die Kritik ſchon zugeben:

Voss. Zeit. 29. Febr. 1844.

> **Das Werk selbst (der fliegende Holländer) wird uns mit jedem Hören zugänglicher; seine Räthsel lösen sich dem Ohre mehr und mehr: doch frei müssen wir es bekennen, sie gewinnen durch ihre Auflösung nicht überall. Ein edles Streben, ein begeistertes Kunstgefühl, bleibt aber dem Componisten, als hohes unbestreitbares Gut übrig, wenngleich wir ihn in der Wahl der Formen und Mittel, diese innern Richtungen zur äußern Gestaltung zu fördern, für weit verirrt halten müssen und bis jetzt wenigstens, auf die wahrhaft schöpferische Kraft, die manche aus diesen überkühnen Fehlgriffen erkennen wollen, keinen sichern Schluß zu machen wagen.**

Es sind dies die Redensarten, mit denen die Modernen stereotyp abgefertigt werden. Die Kritik kämpft hier für ihre Subjectivität, für ihre Vorstellung dessen, was sie schön nennt, für den Sinnenkitzel, der dem bestimmten die Kritik handhabenden Individuum verursacht werden soll, das von dem vorliegenden Werke nicht producirt wird, also dessen Verdammung motivirt. Was sollen wir einer Kritik antworten, die sich dergestalt äußert:

Voss. Zeit. 8. Jan. 1840.

> **Sollen wir indessen ein freies Geständniß ablegen, so bleibt Haydn im Quartettsatz von dem großen Triumvirat der drei Meister doch derjenige, welcher uns, bei einer Auswahl seiner Werke, den reinsten und erquickendsten Genuß gewährt.**

Einer Kritik, der schon die Quartette eines Mozart und Beethoven nicht mehr einen ebenso reinen und erquickenden Genuß gewähren, kann nicht mehr geholfen werden und die Neueren dürfen umsonst hoffen vor einem solchen Richterstuhle Gerechtigkeit zu finden. Es spricht sich darin ein solcher Kunstüberdruß, ein solches hypochondrisches, greisenhaftes Grämeln aus, daß man einem Individuum, welches nicht mehr die Spannkraft besitzt, mit Frische und Lust dem Kampfe kühnerer Geister als Haydn zu folgen, den freundschaftlichen Rath geben kann, sich von der Kritik zurückzuziehen. Dergleichen gründet sich außerdem auf Principien die von vorn herein falsch aufgefaßt, entweder gar nicht auf die Musik angewandt werden dürften oder doch als überwundene Standpunkte zu betrachten sind. Unter andern ruft die Kritik Richard Wagner zu:

> **Raphaels göttliches Vorbild, Göthes unablässiges Streben, Winkelmanns ausgesprochene Erkenntniß — nach denen die Ruhe und Alles, was sich mit ihr verschwistert, Einfachheit, Klarheit und Adel der Anmuth das Höchste in der Kunst sind, wo bleiben diese Lehren solcher Richtung gegenüber?**

Was für ein durch einander Würfeln der Begriffe? wie kann man Winkelmanns, schon von Lessing überflügeltes Princip, daß edle Einfachheit und stille Größe, in Stellung und Ausdruck erstes Gesetz der plastischen Kunst sei, auf die Musik anwenden! Das Princip der Stabilität auf eine durchaus transitorische Kunst! Dann soll nach Raphael und Göthe die Ruhe in der Kunst das Höchste sein. Raphael und

Göthe waren nicht solche künstlerische Leisetreter, um Sätze der Art aufzustellen. Es fiel ihnen nicht ein, die Ruhe in der Kunst zu suchen: sie wollten die Ruhe aus der Kunst, d. h. die angewandten Mittel sollten sich in dem Brennpunkt einer Idee beruhigend vereinigen, diese Beruhigung sollte aber in der Seele des Zuschauers und Hörers erzeugt werden, durch nicht durch eine Mäßigung in den Mitteln, die eben consequent angewandt nie etwas anderes als das Mittelmäßige geben kann. Geben wir aber einmal auf diese Marotte ein: uns für den fliegenden Holländer die aesthetischen Grundlinien aus dem Maler Raphael und dem Dichter Göthe zu construiren. Nehmen wir Raphaels berühmtes Bild Spasimo di Sicilia, wo ist da Mäßigung in den Mitteln, wo die Ruhe in der Kunst? herrscht nicht vielmehr eine wahrhaft dämonische Aufregung darin? eine Aufregung, die erst in der Seele des Beschauers harmonisch in dem Gedanken verklingt, daß jenes erhabene Wesen, der Dulder Christus Aller bittres Leid und irrende Leidenschaft auf sich nimmt.

Wie liegt denn im Tasso, in der Iphigenie, im Werther und den Maler-verwandschaften die Ruhe? aber daß alle diese Kämpfe der Leidenschaft in eine großartige Idee der Versöhnung ausmünden, hat wieder zu dem Mißverständniß Veranlassung gegeben.

Der Kunstkritik Rellstabs ist die Ruhe ein Factor der Kunst, jenen Meistern war sie ein Facit.

Wohin stellt denn der Kritiker den mächtigsten Repräsentanten der Romantik, Shakespeare? Ist bei ihm nicht Alles Entzweiung, Erhabenes und Gemeines hart neben einander, neben dem Weisen der Narr, und Alles das beleuchtet vom Schimmer der Ironie. Shakespeare galt die moderne Versöhnung nichts und den Streit des Geistes schlichtet die Nothwendigkeit und die Vernichtung, — ist er auch etwa kein Meister?

Vielleicht meint die Kritik es aber nicht so ernst und weicht selbst gelegentlich von zu strengen Sätzen ab.

Isis. Jahrg. 3. Nr. 51.

> **Wahrlich wir sind die letzten, die das Element des Schreckens aus der Kunst entfernen wollen. Alle große Meister haben sich dessen bedient und dadurch die höchsten Wirkungen erreicht.**

Wir trauen unsern Augen kaum, sollten denn nach Raphael, Göthe und Winkelmann ausgesprochener Erkenntniß nicht die Ruhe u. s. w. das höchste in der Kunst sein?

In solchen Inconsequenzen und Irrthümern wird eine Kritik gezwungen, die sich entweder gar keiner Principien oder solcher bedient, die nicht auf alle Erscheinungen der Kunst ausgedehnt werden können.

Der Leser wird aus dem Vorhergehenden bemerkt haben, daß der Kunstkritik Rellstabs die dunkle Vorstellung eines Schönheitscanons vorschwebt, welche ihm den Maaßstab des rein Schönen, den reinen Maaßstab des Schönen, der sittlichen Durchbildung, der freien Schönheitslinie und wie der Gallimathias noch weiter lauten mag, zur Beurtheilung der Künstler und ihrer Werke liefert.

Wir wüßten nicht, wie er die Anwendung seines Princips in der genannten Ausdehnung historisch und ästhetisch rechtfertigen wollte. Ist sein Standpunkt der, Alexander Baumgartens, des Gründers der Aesthetik

nach dem das Geſetz der Schönheit, die ſinnlich erkannte Vollkommenheit durch Uebereinſtimmung des Gegenſtandes und Begriffes iſt. Fordert er mit Batteux die Nachahmung der Natur, drängt er Winkelmanns Anſichten auf die Muſik herüber, nennt er ſich einen Schüler Leſſings? Letzteres glauben wir verneinen zu dürfen, denn ſchon Leſſing durchbrach die Grenzen des Schönen, indem er die Nachahmung des Häßlichen in der Poeſie geſtattete, weil es durch wörtlichen Ausdruck bedeutend gemildert würde.

Auch können wir nicht annehmen, daß ſich die Kritik zu Schillers Anſichten bekennt, denn es heißt:

Iris. Jahrg. 4. Nr. 10.

> Wenn Shakespeare, Göthe oder Schiller eine Aeſthetik oder auch nur eine Poetik geſchrieben hätten, ſo möchte dieſelbe vielleicht ein wenig bedeutendes Werk ſein u. ſ. w.

Die Kritik kennt alſo nicht die trefflichen tiefen Unterſuchungen Schillers, der den bedeutendſten Schritt in der Aeſthetik dadurch vorwärts that, daß er nachwies, wie, wenn nach Kant unſere Erkenntniß nicht die Objecte zu durchdringen vermöge, dieſes im Moment der Kunſt dennoch verwirklicht werde. Ein Gedanke, der wenn man will der Identitätsphiloſophie anticipirt war, indem Hegel das Schöne als das Durchſcheinen des Begriffs durch die Realität feſtſtellte.

Wir glauben einer Kritik, die ſich durch Unbekanntſchaft mit dem bekannteſten Autor Deutſchlands eine ſolche Blöße gegeben hat, alle weiteren Fragen nach äſthetiſchen Grundſätzen erlaſſen zu müſſen und mit Recht annehmen zu können, daß ihr weiter keine Principien als der perſönliche Geſchmack ihres Urhebers zum Grunde liegen.

Will der Kritiker nun dieſen perſönlichen Geſchmack den reinen Maaßſtab des Schönen nennen, ſo haben wir zwar nicht das Recht ihm als Privatmann zu widerſprechen; als öffentlichem Kritiker, als Vormund eines großen Theiles des Publikums aber rufen wir ihm zu, daß eine ſolche Kritik nicht den geringſten Anſpruch darauf machen kann für das Erzeugniß einer conſequenten Kunſt- und Weltanſchauung zu gelten, alſo auch nie im Stande ſein wird die Totalität einer Epoche der Kunſt zu erfaſſen. Wir können dieſe Behauptung um ſo ſicherer ausſprechen, da ſeine eigenen Kunſtleiſtungen, wie ſeine Novellen, Gedichte, der Roman 1812, die Venetianer, Gugen Aram und Franz von Sickingen als Productionen eines Naturdichters und Autodidacten mit billiger Nachſicht betrachtet werden können, uns aber nicht die Achtung vor ſeinem perſönlichen Geſchmack eingeflößt haben, um ihn als Hauptkritiker eines vielgeleſenen Feuilletons für eine Autorität gelten zu laſſen.

Auffaſſung der Modernen.

Voſſ. Zeit. 27. Juni 1842.

> Ueberhaupt iſt es das Unheil der Productionen, der zwei letzten Jahrzehnde, daß ſie aus überwiegendem Talent, bei gänzlichem Mangel

an künstlerischen Erkenntniß entstanden sind, eine Erkenntniß, die um die ächten zu werden in die tiefsten Tiefen der Lebensansicht und sittlichen Durchbildung überhaupt eingehen muß, und daher wiederum so mit allgemeinen Zuständen verwachsen ist, daß auch diese den entscheidensten Einfluß darauf üben. Dadurch werden diese halb geringfügigen, halb traurigen Resultate zu geschichtlichen, zu Abspiegelungen ganzer Volkszustände, woran sich die weitgreifendsten mannigfachsten Betrachtungen knüpfen ließen.

Es ist nicht leicht, den wahren Sinn dieses Satzes zu finden. Der Kritiker sagt, wenn wir ihn recht verstehen:

1. Eine künstlerische Erkenntniß wird eine ächte, wenn sie in die tiefsten Tiefen der Lebensansicht (welcher?) und sittlichen Durchbildung (welcher?) überhaupt eingeht.
2. Dadurch hängt sie mit den allgemeinen Zuständen zusammen, die auf sie den entscheidensten Einfluß üben.
3. Dadurch werden diese Resultate zu geschichtlichen.

Dann kann aber doch jenen Talenten diese Erkenntniß nicht fehlen, denn das Unheil ihrer Productionen ist, daß sie geschichtliche sind, d. h. von allgemeinen Zuständen, d. h. von Ideen und Sitten der Zeit influirte, d. h. sie wenden die Erkenntniß derselben auf die Kunst an.

Das ist aber die ächte Erkenntniß, wie die Kritik in dem obigen prächtigen Satze aufstellt. Sie hat das Gegentheil dessen gesagt, was sie meint, denn wem möchte es wohl gelingen in ihre Worte einen klaren Sinn zu legen. Es soll heißen: Diese Erkenntniß kann keine ächte sein, weil ihre halb geringfügigen halb traurigen Resultate aus geschichtlichen Zuständen hervorgehen.

Das ist wirklich im Jahre 1842 zu Berlin geschrieben.

Wir sind mit ihm insofern einer Meinung, als wir uns die künstlerischen Resultate der modernen Zeit mit der geschichtlichen Entwickelung verbunden vorstellen, aber wir können darin nichts Trauriges sehen. Im Gegentheil scheint es uns als das höchste Lob einer Epoche zu gelten, die ihr eigenthümlichen Ideen, das gährende Vorwärts mit den Schöpfungen der Kunst zu identificiren.

Was ist das denn eigentlich für eine Sittlichkeit, die er beständig von der Kunst fordert?

Schon 1802 sagte der gute alte Eberhard, zudem ein Geistlicher, um sich wahrhaftig keine destructiven Grundsätze unterschieben lassen, in seinem Handbuch: Sie verstehen mich unrecht, wenn sie glauben, daß ich die Kunst durch die Sittlichkeit zu sehr beschränke. Ich verlange von ihr nur die ästhetische, nicht die rein vollkommene höchste Sittlichkeit.

Vorurtheilsfrei genug für einen Geistlichen, der selbst den Charakter eines Richard III. noch innerhalb der Grenzen der ästhetischen Sittlichkeit findet.

Was hält denn der Kritiker von der sittlichen Durchbildung Göthes und Raphaels, ja Mozarts und was von ihrer ächt künstlerischen Erkenntniß?

Uebrigens können wir den ganzen Satz nur halb geringfügig, halb traurig nennen und scheiden hiemit gern von den tiefsten Tiefen seiner ästhetischen Durchbildung.

Die häufigen Beurtheilungen von Liedercompoſitionen geben der Kritik Gelegenheit ſich über die neuere Lyrik zu äußern.

Iris. Jahrg. 3. Nr. 14.

> Die Verirrungen der Muſik und der Dichtkunſt gehen im Großen, d. h. in der ganzen Richtung der Zeit Hand in Hand. Von dem Augenblick an, wo das erhabene Geſetz der Einfachheit aus der Kunſt verſchwindet, nagt ein tödtender Wurm an ihrem Herzen, ſo wie ein Körper ſchon krank iſt, der nicht mehr durch natürliche, ſondern durch concentrirte Nahrungsſtoffe erhalten werden muß. Eine Zeit lang tritt eine ſcheinbar erhöhte Kraft und Fülle ein; ſie iſt aber dem Rauſch zu vergleichen, dem die Abſpannung nothwendig folgt. So iſt die Muſik, ſo die Poeſie unſerer Tage beſchaffen. Die meiſten unſerer Gedichte ſind gewiſſermaßen Epigramme, nicht harmlos witzige, ſondern frech verhöhnende. Heyne (Heine) hat dieſe verfluchte Bahn (ein Wort, das ich trotz des Favete linguis gebrauchen muß) eingeſchlagen, jedoch mit Geiſt, mit dichteriſcher Anlage, mit beißendem Salz; ſeine Nachahmer vereinen das ältheliſche Verbrechen mit ältheliſcher Ohnmacht — wie ſoll die zarte Pflanze der Tonkunſt an ſolchen Giftſpalieren blühen können?

Man könnte zur Entſchuldigung dieſer preſaiſch lammfrommen Geſinnung anführen, daß dieſe Zeilen in den Jahren 1832 geſchrieben ſeien, wenn wir dieſelbe Anſicht nicht im Jahre 1843—44 wiederfänden. Die Kritik hat wie die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergeſſen.

Par. Briefe. Band II. Seite 385.

> Zu welch' reinender Entfaltung hätte dieſes Talent für das Einzelne, Rhapſodiſche (Compoſitionen ſind nie ſeine Sache geweſen) gelangen können wenn es die ironiſche Seite an ſich, die ihm, meiner Meinung nach, nie natürlich, ſondern ſtets eine angekünſtelte geweſen iſt, völlig überwunden und verläugnet und ſich mit reiner Wärme in That, Leben und Dichtung den Zauberflügeln der Phantaſie hingegeben hätte, auf denen er oft zu ſo wunderbaren Höhen und Lichtſphären entſchwebt!
>
> Wer wollte mich ſo mißverſtehen, um aus dieſen Zeilen heraus zu leſen, daß der Dichter die blitzenden, ſcharfen Pfeile ſeines Witzes hätte abſtumpfen ſollen, — nur ein anderes Ziel, wo alle Kräfte, die des Lebens, der Beſinnung, des Talents, gemeinſam, nicht ſich gegenſeitig verſtörend und aufreibend gewirkt hätten, wollte er ihnen geben. — Es iſt noch Zeit — —.

Und nun zeigt er väterlich ermahnend dem großen Dichter des Buches der Lieder als ferneren Pfad, jenen poetiſchen Knüppeldamm, auf dem aus der Ferne Eugen Aram und Franz von Sickingen freundlich herüber winken. Er hat nie gewußt, wie einem Dichter zu Muthe iſt. Eben ſo gut könnte er von dem heutehungrigen Adler verlangen, daß er ſich als armſelige Krähe von dem Abfall der Höfe ſättigen ſolle.

Uebrigens merke man wieder auf die kühne Logik, mit der etwas Angekünfteltes, völlig überwunden und verläugnet werden soll. Man kann wohl sich selbst überwinden und verläugnen, aber ein Angekünfteltes legt man ab wie ein altes Kleid. Auch steht als naturgeschichtliche Merkwürdigkeit das Giftspalier in seiner Art einzig da. Wir haben von vergifteten Pfeilen, Pechern, Gewändern, ja von vergifteten Daumnägeln gelesen und gehört, aber von einem Giftspalier — teuflisch — durchaus teuflische Erfindung — aber möglich ist es — warum nicht — wo mag der Kritiker davon gelesen haben? Wir erinnern uns kürzlich die traurigen Schicksale eines mit Gift benetzten Rockes gelesen zu haben, der im Verlaufe eines Tages, seine brennende aber doch unbestimmte Farbe veränderte, erblaßte, erst die Aermel, dann das Futter, dann die Schöße, dann einen Knopf nach dem andern verlor und gegen Abend schleunig begraben werden mußte. Vielleicht war dieser unglückliche Rock jenem Giftspalier zu nahe gekommen.

Ueberhaupt ist der Kritiker unendlich unglücklich, wenn er sich auf das Gebiet der redenden Künste verirrt oder gar Philosophen und Dichter zu citiren beginnt. Wem will er damit imponiren, wenn er z. B. sagt:

> Spinoza lehrt, die Weltansicht, die jedes Wesen habe, gebe ihm seine förmliche (formelle?) Gestaltung: ich behaupte, jeder Künstlergedanke gewinnt erst wahrhaften Leben, wenn er sich eine organisch künstlerische Form schafft.

aber wem damit?

Iris. Jahrg. 8. Nr. 27. 28.

> Wie aber Jean Paul den Damen sagt: vor Allem seid schön, ihr Schönen, so sage auch ich: vor allem habt Genie oder wenigstens Talent ihr Künstler, dann werdet ihr besser Geschrieb wissen als ich, der ich mir nur einbilde einige Einsicht und einiges Wenige gelernt zu haben.

Gewiß hat der Kritiker nur einiges Wenige gelernt, sonst würde er nicht dem Spinoza einen übel verdrehten Satz des Leibniz untergeschoben haben, der zum Ueberfluß mit dem, was er sagt keinen logischen Zusammenhang hat. Eben so schlimm ergeht es ihm in folgenden Worten:

Voss. Zeit. 12. Jan. 1842. Ueber Mendelssohn's Paulus.

> Daß uns die Auffassung der Stimme des Herrn: Saul — Saul, was verfolgst du mich! durch mehrstimmigen Sopransatz nicht ganz gelingt, weil sie mehr auf musikalischen Ursachen, als auf dichterischen oder allgemein ästhetischen, die unserer Meinung nach das Vorrecht haben sollten, beruht, haben wir, wie wir uns zu erinnern glauben, schon sonst ausgesprochen.

Sollte es wahr sein, daß musikalische Ursachen Mendelssohn zu dieser Auffassung bestimmt hätten? wir sehen dazu keine Nothwendigkeit in dem Werke, sondern sind vielmehr der Meinung, daß Mendelssohn, bei überwiegender Neigung grade aus ästhetischen der neueren Philosophie abstrahirten Ursachen, die Stimme des Herrn als Chor aufgelöst

habe. In diesem Glauben bestärkt uns eine ähnliche noch stärker ausgeprägte Stelle im Mose von A. B. Marx, der auf demselben Wege zu demselben Resultat gelangte. Vox populi, vox dei.

Uebrigens sind wir damit ganz zufrieden, daß der Kritiker die dichterischen oder allgemein ästhetischen Ursachen über die musikalischen stellt wir werden ihn gleich daran erinnern und hätten ihm nur gewünscht nach diesem Princip immer gedacht und geschrieben zu haben.

Integrität. Virtuosität.

Unseren Ansichten gemäß, nach denen sich die ausführende Musik als Handwerk aufs innigste den künstlerischen Intentionen der Dichter und Componisten anzuschmiegen hat, sie mögen nun deutsche, italiänische oder französische sein; verlangen wir als erste Grundbedingung: Integrität ihrer Werke. So wenig es dem Bauhandwerker einfallen darf in die Totalität eines Bauplanes Willkührliches einzuschalten, so wenig darf der Musiker inmitten eines großen geordneten Kunstwerkes, seine subjective Ansicht durch Veränderungen kund thun. Es war von jeher in den ausführenden Künsten das Höchste, wenn der Sänger und Schauspieler in dem Stoff aufging und nicht wenn er den Stoff nach sich reckte und dehnte. Freilich ist es ungerecht, von den Mimen solches zu verlangen, so lange die Kritik selbst nicht die Würde und Unverletzlichkeit der Kunstwerke achtet. Wir nehmen hier nicht Unverletzlichkeit in dem vulgären Sinne: der Veränderung am Mechanischen allein; wir nennen Verletzung der Integrität, wenn ein Kritiker Byron's Manfred über die Kategorienbank zieht und ihm Absichten unterschiebt, woran wohl er, aber nie Byron gedacht hat, hingegen Kleins Zenobia, bei der ihm der Köhlerglaube an die bemooste Autorität fehlt, nicht mit den Kategorieen vereinbar findet und nun Inconsequenzen hinein demonstrirt die wohl aus seinem, aber nicht aus Kleins Geiste entsprungen sind, wenn ein Liszt die Kunstwerke Beethovens verhunzt, wenn ein Recensent, wie Rellstab auf immerwährende Abschwächung der characteristischen Momente dringt.

Einige Worte, die wir aus Hector Berlioz entlehnen, dürften hier an ihrem Platze sein, weniger um die Richtigkeit unserer Ansichten zu unterstützen, denn wir sprechen nur die Ueberzeugung einer kunstsinnigen Mehrzahl aus, als das ernste Streben des oft als frivol gescholtenen französischen Kritikers zu beweisen.

Berlioz Instrumentation. Berlin bei Schlesinger. Seite 109.

„Es ist übrigens die natürliche Folge jenes unerträglichen Strebens der Virtuosen, großer und kleiner, Sänger und Instrumentalisten, das was sie als das Interesse ihrer Person ansehen, immer in den Vordergrund zu stellen. Sie bringen die unverletzbare Achtung gar nicht in Anschlag, die der Ausübende vor dem Tonsetzer haben soll, und die stillschweigende aber wirkliche Verpflichtung, die der Erstere dem Zuhörer gegenüber auf sich nimmt, ihm den Gedanken des Letzteren unangetastet zu überantworten, sei es nun, daß er einem mittelmäßigen Autor die Ehre erweist, ihm als Dollmetscher zu dienen, oder daß ihm selbst die Ehre zu Theil wird, den unsterblichen Gedanken eines Mannes von

Genie wiederzugeben. Und in jedem der beiden Fälle sollte der Spielende, der seiner augenblicklichen Laune nachgiebt, und sich erlaubt den Intentionen des Tonsetzers störend entgegen zu treten, wohl bedenken, daß der Schöpfer irgend eines Werkes, das er vorträgt, wahrscheinlich hundert mal mehr Aufmerksamkeit darauf verwandt hat, die Stelle und die Dauer gewisser Effekte zu bestimmen, diese und jene Bewegung anzuzeigen, seine Motive und seinen Rhythmus, so wie er gethan zu zeichnen und seine Akkorde und Instrumente zu wählen, als der Spielende anwendet um gerade das Gegentheil zu thun. Man kann sich bei jeder Gelegenheit nicht genug ereifern gegen dieses unsinnige Vorrecht, das sich Instrumentalisten, Sänger und Orchesterführer nur zu oft anmaaßen. Eine solche Manier ist nicht nur lächerlich, sie muß auch, wenn man ihr nicht steuert, unberechenbare Verirrung und die unseligsten Resultate für die Kunst herbeiführen. Die Tonsetzer und Kritiker sollten einverstanden sein, und sie niemals dulden."

Iris. Jahrg. 2. Nr. 40

Ich hasse alle diejenigen sehr, die sich an zu ängstliche und strenge Principien halten und namentlich aus Ehrfurcht vor großen Meistern eine starre Unwandelbarkeit ihrer Produkte fordern.

Voss. Zeit. 22 März 1839

Vor Allem gehört eine wahrhaft musikalische Bildung dazu (Auffassung einer Rolle), die vor Integrität des Componisten, wenigstens in wichtigsten Momenten Ehrfurcht trägt.

Wir sind wirklich in Verlegenheit, wie wir diese beiden Aussprüche mit einander vereinigen sollen. Gehen wir weiter, vielleicht erkennen wir die Absicht des Kritikers deutlicher an einem concreten Falle, einer Recension über Halevy's Pest in Florenz 13. März 1839:

Bekannte Verhältnisse verhindern uns in eine Kritik der Sängerinn einzugehen. Erscheint uns etwas verdienstlich in ihrer Leistung, so ist es der Umstand, daß sie in diesen Extremen der Leidenschaft das rein Schöne, so viel als möglich festzuhalten sucht, d. h. bei dem musikalischen Ausdruck bleibt, nicht, wozu die Verführung groß ist, darüber hinausgeht. Dadurch erhält sie die Darstellung in einem der Kunst wirklich angehörigen Gebiet und welcht somit lobenswerth von den Schöpfern des Werkes, besonders aber vom Dichter ab. Dieses mit den Kunstgrundsätzen des Referenten völlig übereinstimmende Bestreben, gab ihm ein Gefühl, das er am klarsten in einer Zeile Schillers aussprechen möchte:

Und keinen schönern Tag
Erlebst du mir die Schule zu bezahlen.

Also eine Schülerin des Kritikers, die das rein Schöne hier dem Dichter und Componisten zum Trotz in ihre Werke hinein corrigirt! Hat denn die Schülerin ihres Lehrers Grundsatz, daß eine wahrhaft musikalische Bildung von Integrität des Componisten, wenigstens in wichtigsten Momenten Ehrfurcht trägt, so ganz vergessen, daß sie die wichtigsten Momente, wozu doch die Extreme der Leidenschaft gehören,

abſchwächt, hat ſie denn vergeſſen, wenn ſie namentlich von Richter abweicht und ihn verbeſſert, indem ſie beim muſikaliſchen Ausdruck ſtatt, daß erſt die äſthetiſchen dann aber die muſikaliſchen Motive kommen, daß ihr Lehrer, wahrlich einer von den Letzten iſt, die das Element des Schreckens aus der Kunſt verbannt wiſſen wollen? Aber er ſagt ja, Alles das ſtimme mit ſeinen Kunſtgrundſätzen völlig überein, wahrlich das giebt der Kritik ein Gefühl, das auch ſie am klarſten in einer Zeile Schillers ausſprechen möchte:

Unſinn du ſiegſt, und ich muß untergehen.

Was übrigens die Forderung des Kritikers betrifft, beim muſikaliſchen Ausdruck zu bleiben, ſo iſt dies in der von dem Kritiker ſo vielfältig angefochtenen italiäniſchen Geſangsſchule allerdings begründet, nach der die Affecte mehr geſungen als geſpielt werden ſollen; wir bezweifeln aber, daß alle dafür anzuführenden Gründe vor dem höheren Standpunkt der mimiſchen Geſammtwirkung Stich halten dürften. Auch läßt ſich gar nicht einſehen, warum eine nur italiäniſche Kunſtregel, bei einem franzöſiſchen Kunſtwerk maaßgebend ſein ſoll.

Wie uneinig der Kritiker auch ſonſt mit ſich ſelber iſt, wo es italiäniſche und deutſche Kunſt abzuwägen gilt, ganz abgeſehen davon, daß die deutſche Geſangskunſt der italiäniſchen Alles verdankt und nur eine durch die Zeit und Nationalität modificirte iſt, möge man aus zwei ſeiner Kunſturtheile erſehen.

Voſſ. Zeit. 18. April 1840.

> Was man auch von italiäniſcher Meiſterſchaft rühmt, was wir auch ſelbſt dafür erkennen müſſen: es giebt doch etwas unendlich Höheres in der Geſangskunſt, was auf jenem Wege zu erreichen ſchlechthin eine Unmöglichkeit iſt und zwar deshalb, weil dieſe ganze Richtung bei einer tieferen Verſtändniß der Kunſt ſelbſt eine Unmöglichkeit iſt.

Sehr wohl, wenn ein Weg gar nicht exiſtirt, kann es auch auf ihm kein Weitergehen und kein Ziel geben.

Par. Briefe.

> Dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ſtets der Vorwurf gemacht, in gewiſſem Sinne könnte er auch ſagen das Lob ertheilt worden, daß er ein Feind der italiäniſchen Muſik ſei; er iſt nur der Gegner ihrer großen Verirrungen, ohne ihre großen Schönheiten zu verkennen, zumal, was den ausführenden Theil der Kunſt anlangt. Aber auch bei dieſem hat er ſich oft genug als Gegner deſſen gezeigt, was mit beſonderer Vorliebe im Publikum aufgenommen wurde, was Manche für den Gipfel des Glanzes und Werthes halten wollten; ja auch bei dem Vereine von großen Künſtlern, mit denen ſich dieſe Zeilen beſchäftigen, iſt ihm Manches als völliger Mißſtand und große Verirrung erſchienen; unter ſolchen Vorausſetzungen wird man ihm daher wohl um ſo eher einiges Vertrauen ſchenken dürfen, wenn er die bisher unbeſtritten geltende Meinung im Publikum, daß das muſikaliſche Italien an der Seine und Themſe, die höchſte Blüthe der ausführenden

Gesangskunst in sich fasst, noch heute aus festester Ueberzeugung bestätigt. Er gestattete sich diesen Ausspruch erst nach einer doppelten Prüfung.

Diese ganze Richtung kann ja aber nicht das Höchste der Gesangskunst erreichen, da sie eigentlich bei der tieferen Verständniß der Kunst eine Unmöglichkeit ist!

Man darf sich nicht über Widersprüche der Art fernerhin wundern, und wer sich die Mühe geben will, die kritischen Arbeiten Rellstabs zu verfolgen, wird vielleicht noch schlagendere als wir zusammen stellen können, da auch sie aus folgendem irrthümlich angewandten Princip des Kritikers hervorgehen.

24. August 1840.

Schon oft haben wir gesagt, es sei ein schlecht kritischer Grundsatz nicht vergleichen zu wollen: er ist auch gewöhnlich die Nothhülfe für die, denen der Vergleich nachtheilig ist. Das Vergleichbare soll sich an einander messen und dadurch der höhere oder geringere Grad des Erreichten herausgestellt werden.

Gewiß darf sich das Vergleichbare mit einander messen, d. h., indem wir ein drittes suchen, in welchem Beide gemeinsam wurzeln. Fehlerhaft aber wird der Vergleich, wenn dieses dritte, nicht das ist, in welchem jene Beiden wurzeln; z. B. vergleicht der Kritiker Spontini mit Weber, Jener von antiker, Dieser von romantischer Richtung. Im Begriff des Dramatischen treffen Beide zusammen. So lange der Recensent sich nun darauf beschränkt dramaturgisch zu untersuchen, in wie fern Jeder von ihnen der Characteristik mächtig war, vergleiche er so viel er will, so bald er aber weiter herunter auf Anwendung der Mittel geht und den antik Strebenden den Maaßstab des Romantikers legt, begeht er einen logischen Fehler. Dasselbe begegnet ihm aber alle Augenblicke bei italiänischer und deutscher Gesangskunst, wo er die Ideen von Composition und Ausführung bei Beiden wunderlich genug kreuzweise verwirrt. Solcher Begriffsverwirrung gegenüber kann man nur die Kunst und ihre Vertreter beklagen und dieses verkehrte Princip war es auch an dem die jahrelange Polemik gegen Spontini krankte.

Die subjective Kritik wird sich immer in der schlimmsten Verlegenheit sehen, wenn ihr ein von der ganzen Welt anerkanntes Kunstwerk oder Kunstindividuum entgegentritt, dessen Principien noch nicht im Katalog ihrer langgepredigten Dogmen stehen, oder gar denselben gerade entgegen laufen. Wir müssen gestehen, mit einiger Neugier die Recensionen Rellstabs in die Hand genommen zu haben, als im Jahre 1842 die Zeitungen verkündet hatten: Liszt sei in Berlin.

Nach Allem, was auswärtige Blätter uns über diesen Klavierspieler mitgetheilt hatten, erwarteten wir den Herrn Rellstab, bewaffnet mit dem reinen Maaßstab des Schönen, geharnischt mit der Ruhe in der Kunst, getragen von dem Princip der Sittlichkeit, auf dem er seit zwanzig Jahren herum reitet, in die Schranken eilen zu sehen. Mit nichten — er hatte umgesattelt.

Voss. Zeit. Jan. 1842.

Die Kritik würde sich schlecht begreifen, wenn sie außerordentliche Erscheinungen dem gewöhnlichen Gesetz unterwerfen und in eigensinniger Starrheit es nicht anerkennen wollte, daß diese nur sich selbst Gesetz sind; ebenso wenig darf freilich verlangt werden, daß die Welt dieses Ausnahmsgesetz als das ihrige annehme und am gefährlichsten würde der Irrthum für die werden, welche in extraumter Titanenkraft auch für ihre noch unter der Durchschnittslinie bleibende Höhe dieselben Rechte forderten.

Nun wußten wir woran wir waren. Nun hatte der Kritiker mit diesem einfachen Satze alle Hindernisse übersprungen. Was soll denn aber dies gewöhnliche Gesetz der Kritik sein? Giebt es denn in der Kunst auch wie im Leben, Gesetze für die Armen, deren Uebertretung, an den Reichen nicht bestraft wird? Was soll denn das für ein Ausnahmsgesetz sein? Ein Gesetz hat nur eine Uebertretung, eine Regel aber eine Ausnahme. Soll etwa hier Gesetzlosigkeit als Gesetz — Anarchie, als Herrschaft gelten? Warum bleibt sich die Kritik nicht consequent? Weil sie die doppelte Muthlosigkeit besitzt, dem Urtheil des Publikums und dem berühmten Virtuosen selber gegenüber, ihre bis dahin verfochtenen Principien die Waffen strecken zu lassen. Erst ganz spät, allmählich, mit leiser Vorsicht, wagt der Kritiker einige Einwendungen anzubringen und wie schwer verpönte Contrebande, seine eigenen Kunstgrundsätze einzuschmuggeln, mit denen er sonst Berserker-wüthig ganze Cohorten junger Talente zu Boden streckt.

Wir haben schon eben auf ähnliche kritische Spiegelfechtereien hingewiesen. Lesen wir aber weiter, wie der berühmte Kritiker, sogar im Taumel des Berliner Lisztenthusiasmus, in den ersten Reihen der Liszt- wie später der Litolffschwärmer mitjubelt.

Voss. Zeit. Jan. 1842.

„Seine Eigenthümlichkeit ist eben die, daß die Mechanik bei ihm wie das nothwendig Angeborne erscheint, wie der Fuß, den man einmal haben muß, um zu stehen, zu gehen, zu springen. Man erzählt, er übe gar nicht, oder doch fast gar nicht, er habe nie geübt; daß die Natur solche Zeichen und Wunder thun kann, scheint uns nicht zweifelhaft.

Welch ein bacchantischer Schwung liegt in diesem Ausspruch. Liszt der von Kindesbeinen an, langsam, mit gründlicher Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten zum Pianisten erzogen wurde, der mit Selbstverläugnung Jahre lang im Stillen geübt hat, der sich selbst im Wagen der stummen Klaviatur zur Stärkung der Finger bedient, soll gar nicht, oder doch fast gar nicht, selle nie geübt haben. Dann wird sich der Kritiker auch nicht mehr wundern dürfen, wenn nächstens ein Kind geboren wird, das die Fähigkeit mit auf die Welt bringt, ohne Unterricht, Studium und Nachdenken die kritischen Feuilletons der Voss. Zeit. zu schreiben.

Am 4. Febr. heißt es dann:

Der Künstler erwirbt sich vielfach das geniale Verdienst einer geistreichen aber freien Interpretation des Componisten, wir bekennen,

daß es uns wohlthuend sein würde, auch einmal eine freue Ausprägung ihres entschieden ausgedrückten Willens von ihm zu erhalten, zu der er durch die Gewalt seiner Alles besiegenden Mechanik so vorzugsweise berufen ist.

Das Thermometer sinkt und wenn wir auch nicht verstehen was e freie Interpretation eigentlich ist, so danken wir doch dem Recenten von Herzen für diese vernünftige Forderung

n 8. Febr.

Mehr und mehr sehen wir, daß zwischen seiner in ganz anderen Zonen gereiften Lebens- und Kunstanschauung und der unsrigen eine Kluft befindlich ist, über die sich zwar eine Brücke des Verstandes, wenn man uns die Metapher gelten lassen will, hin und her bauen läßt, die jedoch eine nähere Verschmelzung durchaus hindert.

Sehr gern lassen wir ihm die Metapher Brücke gelten, aber nicht aß der Verstand, der nur das Ordnende ist, sie aufbaut. Die Phanasie wird damit viel besser zu Stande kommen, sie hin und her (?) n bauen.

Im 21. Febr.

Den Antheil der Passagen, den der Spieler vielfältig bereichert hat (eine Licenz, die wir ihm bis zu einem gewissen Maaße gerne zugestehen) erhebt er zu größerer Bedeutung, als die sonstigen Spieler, von denen wir dies Concert gehört, allein den melodischen Theil, zumal im ersten Satz, haben wir schon mit ungleich größerem Reiz vortragen hören. Ueberhaupt rührt dies an die Punkte, wo wir uns von den musikalischen Ansichten des berühmten Künstlers trennen.

(...lich) schließt dieser absteigende Klimax am 23. April bei Gelegenheit einer Kritik über eine von Mendelssohn vorgetragene Sonate von Beethoven:

Er giebt durchaus das Werk, nichts darüber, nichts darunter, somit kann man sein Spiel ein Maaß- und Gesetzgebendes nennen, das zum Vorbild, zur Nachahmung gewählt werden darf und soll.

Bis dahin wird Niemand diesen Worten seine Beistimmung versagen, weiter —

Wir wollen damit die Rechte genialer Eigenthümlichkeit und außerordentlichster Begabtheit nicht verkürzt wissen, doch vor Allem muß das Gesetz erfüllt sein, bevor man sich darüber zu erheben wagen darf, was im seltensten Falle allerdings statthaft ist, in der unendlichen Mehrzahl aber zu reiner Verkehrtheit führt. Möchten das unsere jungen Virtuosen wohl bedenken.

Hier verstehen wir wieder nicht, was es heißen soll: das Gesetz muß erfüllt sein; ehe man sich darüber zu erheben wagen darf. Nur beim Begriff Maaß giebt es ein darüber oder darunter, ein Gesetz wird entweder befolgt oder nicht befolgt. In diesem Falle ist es

verletzt oder übertreten. Sich aber über das Gesetz erheben, nachdem man es erfüllt hat, ist logisch genommen, reiner Unsinn.

Außerdem liegt hierin schon wieder eine wahrhaft aristokratische Auffassung der Kunstverhältnisse; der außerordentlichsten Begabtheit als Recht zuzugestehen, was in der Mehrzahl zu reiner Verkehrtheit führt. Sind denn Virtuosen wie Thalberg, Döhler, Henselt, Prudent, Litolff u. a. m. auch berechtigt sich über das Gesetz zu erheben, nachdem sie es erfüllt haben? Uebrigens hat Mendelssohn alle Ursache sich bei der Kritik für das Kompliment zu bedanken, das sie ihm macht, indem er an genialer Eigenthümlichkeit und Begabtheit unter Liszt gestellt wird.

Die ausführende Musik hat das Kunstobjekt zu achten; d. h. den Geist des Schöpfers zu reproduciren. Nichts mehr, nichts minder. Als Virtuose betrachtet hat Liszt das Recht sein Instrument und seine eigenen Compositionen zu behandeln, wie er will, mag er alle möglichen Themata in Potpourri's, Variationen, Transscriptionen, Märsche und Tänze zwängen; dem, der sein musikalisches Handwerk für sich treibt, steht das Recht zu. Ein Anderes aber wird es, sobald er Beethoven und Bach zu mißhandeln beginnt. Wenn er sich dort für seine Individualität ein entzücktes Publikum zu erwerben versteht; ist es hier die Pflicht einer starken Kritik, die Integrität der erhabensten Ideen zu retten. Wehe dem Schauspieler, der es wagen wollte, auch nur eine Sylbe an Göthe und Schiller zu verbessern und wir sollten ruhig zusehen, wie die Meisterwerke des großen Componisten Takt für Takt verstümmelt werden?' Heilighaltung der Integrität jedes Meisters wird ein unumstößliches Gesetz für jede Stufe des Talents sein müssen, denn sowohl in Leben wie in Kunst fordert unsere Zeit eine Beschränkung der Willkühr Einzelner.

Wie schwankend aber die Kritik in ihren Forderungen an die Leistungen der Virtuosen in ihrer Beurtheilung derselben ist, mag aus folgenden Widersprüchen einleuchtend werden.

Par. Briefe. 1843. Band I. Seite 211.

Prudent, ein hiesiger geschätzter Klavierspieler, der auch ohne eigenen Styl ohne Haltung und Character nur das Einzelne gab und in diesem als Thalbergs Nachahmer erschien. Doch steht er selbst in dieser Beziehung nur auf einer zweiten Linie. Aber das von ihm gewählte Plegelsche Instrument klang sehr gut, und er hatte auch einen festen sichern Anschlag, offenbar die beste Seite seiner Virtuosität. Reiz und Schmelz fehlten ihr ganz.

Voss. Zeit. 18. März 1845.

Prudent's Anschlag ist mehr mild und weich, als elastisch und brillant. Eine seiner entwickeltesten Eigenschaften ist der Vortrag des Gesanges; er hat ihn offenbar in der Schule der besseren italiänischen Sänger gebildet; Adel, Energie, Seele, Anmuth, wechseln bei ihm nach den Forderungen der Aufgabe.

Zwischen beiden Recensionen sind nur zwei Jahre vergangen!'

Voss. Zeit. 10. Jan. 1840.

Der reine Maaßstab des Schönen giebt bei der neueren Virtuosität

insbesondere aber bei der Klaviervirtuosität, selten ein befriedigendes Resultat, ein desto staunenswürdigeres aber das der Schwierigkeit. — Die Compositionen sind ganz für diese Fertigkeiten zugerichtet, auch an diese muß man daher noch den technischen Maßstab, als irgend einen ästhetischen legen. Aus diesen Worten wird man sehen, was Ref. längst kein Hehl gehabt, daß er ein Gegner dieser Gattung von Virtuosität ist, doch der Species die vollste Gerechtigkeit widerfahren läßt und daher auch in den ungemeinen lebhaften Beifall mit einstimmte. (Ueber Dreischock's Spiel.)

Preisfrage dürfte hier sein: Wie stellt es jemand an, ein Gegner der Gattung zu sein und zu gleicher Zeit an der Species Wohlgefallen zu empfinden, da dieses doch in uns eben nur durch Auffassung des Gattungsbegriffes erzeugt wird?

Wenn uns die Species gefällt, finden wir mithin auch an der Gattung Gefallen! Von dem reinen Maßstab des Schönen haben wir schon oben gesprochen; er ist der Zauberstab der Rellstab'schen Kritik, der Subjectivität.

Wann aber wird endlich die Kritik sich aufmachen und gegen die jetzige Manier für das Pianoforte zu componiren entschieden zu Felde ziehen, gegen diese langhaarigen, langfingrigen Virtuosen, die uns Jahr aus Jahr ein mit ihren Persönlichkeiten voll Potpourri's, Variationen, Phantasieen u. s. w. überlaufen und noch immer von den Recensenten günstig empfangen werden. Ehre der Fertigkeit und dem Mechanismus! sie sind ein jahrelang geübtes Handwerk, aber Geist, Gemüth und Wissenschaft suchen wir vergeblich in dieser fremdländischen Waare.

Das Handwerk hat einen goldenen Boden, während die Kunst nach Brod gehen muß!

Gesangskunst. Schubert. Chopin. Noch ein Citat.

Unter den Seiten der Rellstab'schen Kunstkritik ist die der Auffassung des Gesanges die von ihm cultivirteste. Wenn er über manchen anderen Zweig der Virtuosität gesändlich als Laie urtheilt, darf er sich im Gesange, wenn nicht einen Meister doch einen vielbekannten Lehrer nennen. Es ist hier nicht der Ort die Leistungen Rellstab's als Lehrer zu besprechen, wir haben den Kritiker vor uns und fühlen uns nur berufen, etwa von ihm aufgestellte Theoreme kritisch zu besprechen. Man dürfte indessen in den Steppen jahrelang hinschleppender Theaterbeurtheilungen, wenig mehr als Allgemeinheiten und allbekannte Thatsachen auffinden. Es pflegt meistens nicht der Ort für weitere Explicationen zu sein, selbst in der Iris und dem dritten Bande der Pariser Briefe fehlte dem Kritiker Raum und Zeit.

Von dem Schwanken der Kritik zwischen den Vorzügen der italiänischen und deutschen Gesangsschule haben wir schon oben gesprochen. Hören wir jetzt einmal das Urtheil des deutschen Gesangmeisters Rellstab

Iris. Jahrg. 3. Nr. 9.

Wir müssen hier unsere Meinung über Solfeggien überhaupt ändern. Die Solfeggien sind unnütz ohne Lehrer, der dieselben in jedem Augenblick der Stimme, dem Talent, ja der Individualität des Sängers anzupassen weiß. Soll der Sänger nämlich dabei wirklich singen, d. h. eine Melodie schön vortragen lernen, so helfen ihm die geschriebenen Noten wenig. Soll er sich nur die Stimme geläufig machen, so kann er sich mit der Scala in lang gehaltenen Tönen und in rascherer Bewegung und mit einigen andern Übungen vollkommen genügen lassen. Darum sind Solfeggien mehr ein Beguemlichkeitsmittel für den Lehrer, oder durch ihre Abwechslung eine Anregung für den Schüler, als daß sie ihm wirklich nothwendig wären. Ja ich möchte in meiner Behauptung noch weiter gehen und sagen, selbst ein Lehrer ist nichts für den Sänger. Denn nur das Ohr des Schülers ist sein wahrer Lehrer.

Wird hier nicht einem krassen Naturalismus das Wort geredet? Das Ohr des Schülers oder wie wir lieber sagen möchten, sein musikalischer Genius kann nie sein Lehrer sein, ohne daß ihm ein gewisses für den beginnenden Kunstsänger vorbereitetes Kunstmaterial übergeben wird. Die Erfahrung der letzten Jahrhunderte hat nun einmal gewisse Thatsachen in der Entwickelung und künstlerischen Behandlung der menschlichen Stimme festgestellt und aus diesen eine Menge Combinationen entwickelt, welche dazu dienen sollen, das Gesangorgan für die Ausführung aller vom Componisten zu stellenden Aufgaben zu befähigen. Diese Combinationen aus der Empirie der Gesangkünstler gesammelt, heißen Solfeggien und bilden den wahren Schulinhalt des Gesanges.

Hat der Schüler daher einen Lehrer, der ihm während des Unterrichtes die geeigneten Solfeggien aufschreibt, so braucht er keine Anderen, hat er aber gar keinen, oder einen dazu nicht befähigten, so bleibt kein Hülfsmittel übrig, als sich fremder zu bedienen. Was aber den Irrthum anbetrifft, daß Jemand aus Solfeggien eine Melodie schön vortragen lerne, so wird er aus dem Factum widerlegt, daß die altitaliänischen Meister, ihre besten Schüler fast ausschließlich durch Solfeggien zu bilden und ihre Stimme für den Ausdruck aller Gemüthsbewegungen schmiegsam zu machen wußten. Jener Sänger, der Jahrelang nichts als Solfeggien seines Meisters gesungen hatte, die ihm dieser täglich auf Blättchen Papier geschrieben mittheilte, überwand eine der schwierigsten Gesangsaufgaben vor einem Auditorium, sie vom Blatte lesend. Einen Lehrer aber kann der Schüler, selbst beim größten Talent, nur dann entbehren, wenn derselbe schlecht ist.

Iris. Jahrg. 4. 33.

Der Verfasser ist von jeher der innerste Gegner Schuberts gewesen.

Ein Naturell wie das des Kritikers Rellstab muß seinem Wesen nach das Dämonische ausschließen, wir finden dies in seiner Vorliebe für Haydn, in seiner Abneigung gegen die mächtigsten späteren Productionen Beethovens bestätigt. Ein Kritiker darf nicht einseitig sein. Er muß selbst, wohin Schubert aber noch nicht gehört, die sogenannten

ginale gelten lassen, Geister, die in einer Concentration ihrer tiefen rtienlarität verharrend, aller Form von Allgemeinheit, sowohl der pansion denkender Vernunft, als des Geschmackes sich unfähig zu en pflegen.

Wir geben hier ein Citat, was uns zu gleicher Zeit einen tiefern ck in die künstlerischen Intentionen der Rellstabschen Kritik thun läßt.

Recensionen über Schuberts nachgelassene Werke. Compositionen einiGedanken des Aeschylos.

In dem zweiten Gedicht war der Musiker genöthigt ein zufälliges Gleichniß zur Hauptsache zu machen. Der Dichter sagt: „Der Frevler scheitert im Sturm und ruft vergebens wilden aus den Strudeln um Hülfe.“ Er hätte ebenso gut sagen können: „Der Frevler verirrt sich in der Wüste und verschmachtet hülflos, denn die Götter lachen seines stehenden Rufes.“ Der Gedanke ist derselbe, dieser war auszudrücken. Aber was thut Herr Schubert? er wählte einen Seesturm, wählte den Kampf des Verzweifelnden mit dem wilden Element. So wird natürlich aus dem Accessorium des Gedichtes die Hauptsache und höre man es jetzt, so wird man versucht zu glauben, der Dichter habe in der That die Absicht gehabt, eine malerische Schilderung verunglückter Seefahrer zu geben. Dies ist die Last an den starken Effekten — der Musik, die sich auf solche Weise ästhetisch rächt!

Welcher Gedanke ist derselbe? Welcher Gedanke ist auszudrücken? des sterbenden Frevlers, des Hülferufens, des Verlassenseins von den ttern, des Verschmachtens?

Ein Componist, der die obigen Worte musikalisch ausdrücken wollte, d sich zuerst nach einer sinnlichen Basis in den Worten umsehen ssen. Die Idee eines untergehenden Frevlers wendet sich an die sterien und wird durch den Gesammtinhalt des Satzes ausgedrückt, s ist also natürlicher, als daß die Kunst sich an das Characteristische Elements hält, welchem die Götter den versinkenden Frevler überlassen, die Kunst seine Stimme in dem Geheul des Sturmes und dem ausen der Fluthen ersticken läßt. Hätte Aeschylos das Gleichniß lfstabs gewählt, was wir uns zu bezweifeln erlauben, denn es entrt des Adels der Genialität und bringt den unanständigen Begriff Hohnlachens der unsterblichen Götter über einen untergehenden Elenin das Bild, entspricht auch nicht der Absicht des Dichters, der die de der Götter noch ahnen läßt, denn dort stirbt der Frevler rasch, unter langsamen Martern; hätte er es aber gewählt, so mußte vor m Andern eine characteristische Basis gesucht werden — Das Gefühl r unendlichen Einsamkeit wäre in der Seele des Zuhörers zu erwecken, leicht Empfindungen, wie sie der Mittelsatz in a moll der 7. Symnie von Beethoven in uns hervorruft, nach dieser Vorbereitung mußte unserer Phantasie das langsame Dahinschwinden der letzten Kräfte childert und endlich, unsere Feder sträubt sich gegen die Plattheit und herlichkeit des Gedankens, an das Hohnlachen der Götter erinnert den. Schubert war glücklicher als der Recensent, er traf das Richtige

Der berühmte Kritiker geht weiter. Nicht allein die Auffassung

verſchiedener Stellen greift er an, wenn die Effekte dramatiſch zu werden drohen, ſondern auch das Beſtreben namentlich jüngerer Componiſten, durch ungewöhnlichere Mittel ihre Arbeiten friſcher und intereſſanter zu machen. Sein Abſcheu vor dem Neuen verleitet ihn hier mitunter zu Ausſprüchen, wie der folgende.

Iris. Jahrg. 3. Nr. 21.

> Als ob nur das Neue ſchön wäre! man möchte ſich faſt verſucht fühlen, den umgekehrten Satz paradox hinzuſtellen: Nur das Alte, Gewohnte, Liebe, Bekannte, wofür das Ohr ſchon eine gewiſſe vertraute Zuneigung gewonnen hat, iſt ſchön.

Damit wäre denn nach unſerer Meinung das Reich der Kunſt geſtürzt. Von dem Tage an, wo Principien der Art gelten ſollen, hören Fortſchritt, Ehrgeiz, Speculation und Originalität auf und die Kunſtgenoſſenſchaft zehrt wie der Bär von dem in der Vergangenheit geſammelten Fett. Dergleichen iſt aber zu lächerlich um dabei zu verweilen. O dieſe jungen Neuerungsſüchtigen haben dem berühmten Kritiker ſchon viel zu ſchaffen gemacht. Da ſehen wir ihn mit ſeinem kritiſchen Beſen bewaffnet wieder in voller Furie hinter einigen herlaufen!

Iris. Jahrg. 1. 32.

> O ihr Componiſten, wenn ihr doch lernen wolltet, daß wie in der Plaſtik verzerrte Stellungen und Bewegungen unſchön ſind, ſo in jeder Kunſt die Anmuth und Schönheit nur aus den leiſe geführten Schattirungen und Uebergängen der Mittel entſpringt!

Was mögen dieſe Unglücklichen begangen haben? — Sie ſind von a nach as in die babyloniſche Gefangenſchaft, ja horribile dictu ſogar in das Labyrinth des ausgewichen. Furchtbar! — habt ihr jungen Leute denn kein Citat in der Nähe, damit wir den berühmten Theoretikus ad absurdum führen — geſchwind — da iſt ja gleich eines aus ſeinem Lieblinge dem Altvater Haydn. Die ſchöne Stelle: „Mit fliegender Mähne ſpringt und wiehert von Muth und Kraft das edle Roß“. ſchließt, nachdem die vorſtehenden Worte durch die Fülle und ernſte Würde der Tonart des eine erhabene Wirkung hervorgebracht haben, mit einem mächtigen des dur Akkord. Unmittelbar, ohne Uebergang ſchließt ſich daran der reizende a dur Satz im $^6/_8$ Takt: Auf grünen Matten weidet ſchon das Rind in Heerden abgetheilt.

Möge doch künftig der Kritiker das Wort des großen Leſſing beherzigen: Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen führen, die man über kurz oder lang zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt findet.

Wir wollen bei dem kurz gemeſſenen Raum uns gleich der obigen Haydn'ſchen Stelle bedienen, um einer irrigen Anſicht des Kritikers zu begegnen. Er ſchwärmt für die Tonarten e, g, d, f, b und räth den jungen Componiſten ihre Gedanken in dieſen Tonarten zu ſchreiben, da nach Zelter's Ausſpruch ſich Alles in C dur ausdrücken laſſe. Warum hätte Haydn dann wohl den Kontraſt zwiſchen heroiſcher Kraft und idylliſcher Anmuth durch ein ſchroffes Gegenüberſtellen der Tonarten

des dur und a dur auszudrücken gesucht? — Die eigenthümliche Färbung der verschiedenen Tonarten ist tief in ihrem Wesen begründet und wird im Orchester am Besten durch die Klangfarbe der characteristischen Blaseinstrumente hervorgehoben.

Wir glaubten schon einen tiefer liegenden Grund Rellstabs für die Wahl der Tonarten mit einfacherer Vorzeichnung in seiner mangelhaften Ausbildung, im Klavierspiele, gefunden zu haben, als wir Iris Jahrg. I. Nr. 41, 42 von ihm erfuhren, daß er unter väterlicher Leitung Bachs Fugen und Klavierconcerte gespielt habe. Da war es uns denn unbegreiflich, wie ein Pianist, der sich schon als Knabe in diesen Schwierigkeiten der gebundenen Schreibart zurecht zu finden wußte, bei der ersten besten modernen Composition, wie z. B. bei Chopins Nocturno's sich durch Doppelkreuze und Been fortwährend aufgehalten sehen konnte, wie derselbe über Fingerverdrehung bei den Neueren klagen durfte, da, was jeder gründliche Pianist wissen wird, die Schwierigkeiten des Legato in Bach's wohltemperirtem Klavier oft überaus groß sind. Auch diese Wahl der einfachen Tonarten, denen gegenüber er z. B. des, unnatürlich(!) nennt, mußte demnach, ein mit seinen Grillen von Einfachheit und Mäßigung der Mittel harmonirendes Princip sein.

Oder sollte wirklich sein Klavierspiel unter dem Niveau der gewöhnlichen Fertigkeit sein und seine Klagen von stümperhafter Technik herrühren. Wir begreifen dann wenigstens, wie ihn die Originalität Chopins jedesmal in eine so namenlose Wuth versetzen kann, daß er z. B. über einige Mazurka's dieses Pianisten, sich dergestalt äußert:

Iris. Jahrg. 4. Nr. 28.

> Weiß denn der Verfasser nicht, daß der Maaßstab der Armuth an Genie immer mit den Mitteln wächst, die man hervorsucht, um eine Wirkung zu erzeugen? Weiß er nicht, daß gerade die häßlichen Frauenzimmer sich am meisten mit Flören und Bändern und Culs de Paris behängen, ihre mageren Arme in die gepufftesten Gigots stecken und die fahle Haut mit der dichtesten Schminke übertünchen? Hat er denn jemals geglaubt, daß die geschmacklosen Muttergottesbilder in Kleidern Drap d'Or und Drap d'Argent mit Perlen und Brillanten beladen dadurch zu Kunstwerken würden? Sollte er nie gesehen haben in wie einfache Gewande Raphael seine Gestalten hüllt, wie viel einfacher noch die Gewandung der Antike ist? Aber es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, daß ich der verdrehten Mazurkas des Herrn Chopin wegen so lange Philippiken halte.....
>
> Hätte Herr Chopin diese Composition einem Meister vorgelegt, so würde dieser sie ihm hoffentlich zerrissen vor die Füße geworfen . . . . s wir hiemit symbolisch thun wollen.

. . ., der solche Dinge schreibt, hat Jahre hindurch nicht nur die Klavierspieler aller Länder zu kritisiren gewagt, ihnen Regeln ertheilt und über ihre Fehler den Stab gebrochen, sondern auch in seiner Zeitschrift Iris, die er beiläufig gesagt, ganz allein zusammenschrieb, die Compositionen und Lehrbücher der berühmtesten Pianisten mit bodenloser Unwissenheit und Flachheit besprochen. Wer hier der Meinung ist, wir thäten ihm zuviel, nehme die Iris vor und lese das Urtheil über Kalk-

brenners Pianofortеschule. Wer bei einem solchen Werke uns nichts Besseres zu sagen weiß, als der Kritiker, wer mit vornehmer Miene bemerkt, er stimme mit Kalkbrenner in mancher Hinsicht hie und da nicht überein, ohne nur jedoch zu verrathen, wo er den berühmten Meister zu verbessern gedenkt, der beurtheile lieber die Musik der Waldteufel auf seinen Weihnachtswanderungen. Wir würden gar nicht zu Ende kommen, wollten wir noch fernerhin Citate aus des Kritikers Schriften anführen; es mag daher der Beschluß mit einer Stelle aus der Iris gemacht werden. Sie soll eben nichts weiter sein, als ein Beleg gänzlicher Geschmacklosigkeit, versetzt mit einer tüchtigen Dosis Unwissenheit im Griechischen und wird allen denen, zur Belustigung dienen, die sich gleich uns daran erfreuen, wenn der gelehrte Böotier, das Alibi seiner Schulkenntnisse juristisch beweisen will.

Iris. Jahrg. 3. Nr. 28.

> Melancholie heißt auf deutsch Schwarzgalligkeit. Dies stammt von μέλας die Galle und χόλος schwarz; so gut, wie ein Prosector in Heidelberg der Osteologie las, sein Kollegium damit anfangen durfte, den Zuhörern zu erklären: „Meine Herren, Osteologie ist ein griechisches Wort und heißt auf deutsch Knochenlehre, nämlich von τὸ ὄστεον der Knochen und ὁ λόγος das Wort" — ebenso gut hoffe ich, steht es einem Redakteur der Iris frei, bisweilen zu zeigen, daß er Gelehrsamkeit besitzt neben der stupenden Musikkenntniß.

Wahrscheinlich gab es damals in der Bekanntschaft des Herrn L. Rellstab einen Tertianer, der gelegentlich auch die Iris las, dieser wird entsetzt zu dem berühmten Kritiker geeilt sein und ihn auf den gräßlichen Schnitzer aufmerksam gemacht haben. Die Ermahnungen dieses hypothetischen Tertianers, (er kann auch ein Quartaner gewesen sein) sind nicht an den tauben Ohren des Herrn Rellstab vorübergegangen, denn eingedenk, daß er selbst nach Iris 2. Jahrg. 6 „als Postgaul in der Zeitschrift Iris eingespannt sei, um den Regenbogen derselben durch die musikalische Welt zu ziehen" und daß eine so weit verbreitete Zeitschrift, den untern Klassen der Gymnasien, kein so grammatikalisch ruchloses Beispiel geben dürfe, berichtigte er:

Iris. Jahrg. 3. Nr. 39.

> Berichtigung. In Nr. 38 der Iris ist in der Recension der trois pièces de Kulenkamp statt τὸ ὄστεον der Knochen und ὁ λόγος das Wort zu lesen: „τὸ ὄστεον das Wort und ὁ λόγος der Knochen", indem hier der Fall eintritt, daß das Richtige falsch, Falsche richtig ist, widrigenfalls der Humor der wahren Anek vom gelehrten Prosektor ins Bodenlose ginge.

Schade nur, daß von dem andern Schnitzer τὸ ὄστεον gar nicht die Rede ist, daß sogar noch ein Accentfehler in der Berichtigung steckt. Wer übrigens den Witz der Anekdote so nachweist, daß er belacht werden kann; erhält portofrei ein Exemplar des Franz von Sickingen*) zugesandt.

*) Unmöglich! Franz von Sickingen ist nie im Druck erschienen.
Anm. des Setzers

Sollte Jemand die Stelle als einen Druckfehler in Schutz nehmen, dem entgegnen wir, daß es uns nicht eingefallen ist, gegen den Kritiker strenger zu sein, als er gegen Andere zu sein pflegt. Wenn er Iris Jahrg. 1 Nr. 22 einem Componisten ein tüchtiges harmonisches Studium bei einem andern Meister empfiehlt, weil er nach der unorthographisch geschriebenen chromatischen Tonleiter im Adagio zu schließen, nicht ganz fest in den Gesetzen der Harmonie sei, verarge man es uns nicht, wenn wir ihm bei einem Primaner, ein tüchtiges grammatikalisches Studium rathen, um sich in der Accentlehre und der griechischen Etymologie überhaupt recht fest zu setzen. Was aber so manchen anderen unerklärlichen Satz betrifft, rufen wir ihm mit Göthe's Mephisto zu:

Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst collegium logicum.

Schluß.

Wir verlassen hier vorläufig die Aussprüche des Kritikers, dessen Schwäche in irrigen oder mangelnden Principien und in der tyrannischen Gewalt seiner Subjectivität beruht. Wie kommt es aber, daß unter allen musikalischen Organen nur die Feuilletons der Vossischen Zeitung sich einer umfassenden Popularität zu erfreuen hatten, wie kommt es, daß Rellst.b der einzige der musikalischen Kritiker ist, der sich auf dem Berliner Boden ein bedeutendes Terrain erobert hat. Wie uns in den Wandverzierungen der Berliner Zimmer, die in zahllosen Exemplaren verbreiteten Lithographieen des Kunstvereins verfolgen, so begegnen uns auch immer und immer wieder, als musikalisch ästhetischer Schmuck in den Gesprächen einer gewissen sehr zahlreichen Klasse der Berliner Gesellschaft, die kritischen Urtheile des Herrn L. Rellstab.

Trotz der Opposition, einiger oft sehr gediegener Kritiker, wie Truhn, der ihn z. B. kürzlich in Betreff der Signora Alboni schlagend widerlegte, hat die genannte Kritik ihre Stellung zu behaupten gewußt.

Wir bewundern diese Popularität, aber nicht die Mittel, wie sie erreicht worden und wie sie erhalten wird.

Eine Menge von Lesern ist entzückt, ihr eigenes Urtheil selten höher als einen Grad gesteigert, in diesen Recensionen wieder zu finden. Es gewährt Tausenden eine unendliche Befriedigung, ihre kunstlosen Ansichten um ein Geringes idealisirt und mit einem Scheine ästhetischer Begründung, in der behaglichen Stimmung Morgens beim Kaffee zu lesen.

Warum sollte der brave Berliner Hausvater oder das freundliche Gretchen sich gleich mit dem Lieblingskritiker überwerfen, wenn seine Sätze zuweilen dunkler als die Sprüche der Pythia sind, wenn er z. B. Physharmonika, auf gut deutsch Plasebarmonika, Fisharmonika schreibt und ihren Namen aus der Tonart Fis herleitet, (wie jener Vice-Unterofficier, sich Fitz-Unterofficier schrieb), wenn er in der Malerei für Carnation, nicht nur Fleischcarnation, sondern sogar Fleischincarnation schreibt, wenn er von einer Sängerin sagt, sie schaffe aus dem Nichts, aus dem

weniger als Nichts, aus der Negation. Er bleibt ihnen ewig theuer; denn er denkt, er schreibt für sie — wenigstens hat er über Alles geschrieben.

Dies Anschmiegen an weit verbreitete mittelmäßige Fähigkeiten, an Localneigungen, dieses Applaniren des Ungemeinen in der Kunst, dies behäbige sich Gehen lassen vor dem Publikum, dieser gründliche Mangel an aller Originalität, diese Tretmühle einer leicht verständlichen Phraseologie, im Gegensatz mit den geheimnißvollen Schauern seiner esotherischen Philosophie, endlich die Macht der aschgrauen Gewohnheit, üben einen magischen Reiz auf die Legion seiner Verehrer aus.

Wir wollen die Zahl derselben nicht verringern. Es wird uns nicht gelingen, selbst wenn wir danach strebten. Wir haben diese wenigen Blätter nur denen geschrieben, die gleich uns die Kunst, wie die Welt für einen großen Organismus enthalten, an dessen Entwicklung wir bewußt und unbewußt weiter arbeiten, ja vorwärts kämpfen müssen, wenn veraltete Ansichten das junge Leben zu vernachlässigen oder zu unterdrücken drohen.

Druck von Humblot & Comp. in Berlin.

E. Kossak,

Reiſehumoresken.

I.

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin iſt ferner erſchienen:

Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

3 Bände. Elegant in farbigen Umſchlag geheftet.

Preis à 10 Sgr.

Einer Empfehlung dieſer berühmten Skizzen des geiſtreichen Satyrikers bedarf es nicht und wird die Anführung des Inhalts genügen, um die Lectüre als äußerſt intereſſant erſcheinen zu laſſen.

Inhalt des erſten Bandes.

Der kleine Bediente. — Berliner Hoſpizien. — Das heutige Viſitenweſen. — Die Leihbibliothek. — Unglückshaus und Unglücksmenſch. — Der Verfaſſungshämorrhoidarismus. — Die literariſchen Knaben. — Die Geſellſchaft ohne Statuten. — Deutſche Wunderkinder. — Stadtgärten. — Alte Bücher. — Die Schachſpieler. — Der Reiſegeſellſchafter. — Eine Alterthümlichkeit. — Noch ein Geſundbrunnen. — Das ſchöne Geſchlecht. — Berliner Jagd. — Zur Naturgeſchichte der Räthe.

Inhalt des zweiten Bandes.

Der Heirathsgarten. — Aus dem Künſtlerleben. — Die Strategen. — Das Familienübel. — Die Balknaben. — Harmloſe Beobachtungen. — Die Schule der Neutralität. — Das Mädchen der Gegenwart. — Von den Sommerwirthen. — Norddeutſche Bäder. — Die italieniſchen Väter. — Aus den Annalen des Pantoffel-Regiments. — Selbſtverkletterung. — Der Portier. — Häusliches Stilleben. — Von der Redefreiheit.

Inhalt des dritten Bandes.

Zwei Saiſonbälle. — Der Kunſtfreund und ſein Sohn. — Die modernen Papageno's. — Der große Unbekannte. — Meine beiden Grafen. — Correſpondenz. — Randgloſſen zu civilehelichen Debatten. — Das Loos der Sterblichen. — Auch eine Theatervorſtellung. — Von den Buffo's. — Das Arbeitsbad. — Lebende Bilder. — Bei unſerem Gönner.

Reiſehumoresken.

Auf einer Wanderung

durch die Schweiz und Ober-Italien.

Von

E. Koſſak.

I.

Berlin, 1863.

Verlag von Otto Janke.

Pv 6548a

DEUTSCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Am Bodenſee.

Nicht allein aus den Zeitungen, auch aus dem Verkehr auf den Eiſenbahnen und Landſtraßen wird man heute alsbald gewahr, daß ein geharniſchter Geiſt durch unſer Vaterland ſchreitet. Ließ ſich innerhalb der Grenzen, unſerer Mark gleich, mit Ausnahme einer Gruppe würdiger alter Herren, die zum Saatmarkte nach einer kleinen benachbarten, mit Cerealien geſegneten Stadt fuhren, nur wenig von anderen, als Vergnügungsreiſenden ſpüren, ſo zeigte ſich weiterhin, auf zahlreichen Stationen unſerer ſo vielfach zertheilten gemeinſchaftlichen Heimath ein erfreulicher Hang zur Ausbeutung der größeren Freiheit in allerlei heiterem und nützlichem Vereinsweſen. Hier wurde zu einem großartigen Schützenfeſt gerüſtet, dort tagte eine Anzahl Männergeſangvereine, und hier wieder feierten die Turner eines ihrer munteren Feſte. Ich habe mich ſchon oft, und nicht immer in der beſten Laune, in den Gauen Deutſchlands umhergetrieben, aber noch niemals hat ſich mir der Gedanke der Zuſammengehörigkeit dieſes großen und herrlichen Volkes ſo mächtig aufgedrungen, als auf dieſer Fahrt, die dem erfreuten Auge auch wieder an mehreren Orten den Anblick der deutſchen Farben

vergönnte. Es war in einer kleinen Stadt, nördlich vom Bodenſee, wo ſiegreiche Schützen von einem Turnier im Scheibenſchießen mit ihrer Fahne zurückkehrten, und auf dem Bahnhofe nicht allein mit Triumphgeſchrei und Tuchmuſik, ſondern auch mit ſchäumendem Bier und Würſten von den lieben Ihrigen empfangen wurden. Aber mehr als am Genuß dieſer Gottesgaben labte ſich die brave Gemeinde an den Farben der Einigkeit, und nachdem der Bannerträger bei dem beginnenden Regen nicht ohne einige Schwierigkeit die bunte Seide aufgerollt hatte, zogen die Wackeren, das Muſikcorps voran, vom Bahnhofe in wohlgeordneten Reihen nach dem Marktplatze des kleinen Orts.

Es war erfreulich, daß dem Geiſte und Gemüthe durch die Staffage etwas Angenehmes erwieſen wurde, denn die letzten Phaſen der Fahrt konnten nicht wohl als ein Anreiz zum Vergnügen betrachtet werden. In Ulm hört der vortreffliche Schnellzug der württembergiſchen Hauptbahn, mit dem ſich hinſichtlich der Geſchwindigkeit keine andere deutſche Bahnſtrecke meſſen kann, plötzlich auf, und es ſchließt ſich bis Friedrichshafen ein Haudererzug an, gut genug für gemüthliche Menſchen, die auf jeder Station etwas zu ſich nehmen, und die Sitten und Mundarten der Bevölkerung näher kennen lernen wollen. Es war halb eilf Uhr, als wir in Friedrichshafen ankamen. Noch einmal ſtieß die Lokomotive einen, alle Nerven zerreißenden Pfiff aus, den letzten, dann bildete ſich eine kleine Gruppe von Herren mit Gepäckzetteln in der Hand um eine Hecke, hinter der ein etwas verdroſſener Greis ein Monument von etwa einem Dutzend Koffern aufbaute. Wir händig-

ten ihm die Gepäckzettel aus, und erhielten die feierliche Zusicherung, unsere Effecten in dem von uns gewählten Hotel in einigen Minuten zu empfangen, weshalb der Anfangsbuchstabe des genannten Namens mit Kreide auf den Deckel geschrieben wurde. Dann durften wir gehen. Wo aber war das Hotel? wo war überhaupt Friedrichshafen? Es herrschte ringsum ein bösartiges Dunkel, von Gasbeleuchtung keine Spur, nicht einmal die Idee der öffentlichen Oellampe schien in diesem Orte bekannt zu sein. Nur dicht vor den Stufen, die vom Bahnhofsgebäude hinab auf eine, dem Gefühl nach mit Kies gepflasterte Fläche führten, zeigten sich mehrere Leuchtkäfer, Glühwürmer oder Irrwische, die sich gleich darauf in Hausknechte mit brennenden Laternen auflösten, welche von den Principalen der Hotels ausgeschickt waren, um auf Reisende zu fahnden.

Ich hatte meinem Nachbaren im Wagen die Wahl des Hotels überlassen, aber es zeigte sich sehr bald, daß der gedachte Herr keinen glücklichen Treffer gehabt hatte. Schon an der Wirthstafel trat der schröpferische Charakter des Orts auf eine bedenkliche Weise hervor. Der Reisegefährte, als ein Mann, der an regelmäßigen abendlichen Biergenuß gewöhnt war, und überdies durch die lange Tagfahrt an einer bedenklichen Trockenheit der Respirationsorgane leiden mochte, erkundigte sich mit vieler Gemüthlichkeit, ob er nicht ein Glas Bier haben könne. Der Kellner, an den diese, nach den Gesetzen des höheren Hotels allerdings freche und unehrerbietige Frage gerichtet war, antwortete vor Staunen nicht gleich, sondern benachrichtigte erst den Wirth von dem unerhörten Wunsche

des Fremdlings aus dem kalten Norden. Der Wirth, ein alter Herr, der seiner Physiognomie nach in seinem Leben nicht nur manches Maaß Bier, sondern auch manchen Schnaps getrunken haben mochte, hielt am Buffet stehend die linke Hand über die Augen, und studirte entrüstet die Züge des nach Bier, diesem ehrlosen Getränke, lüsternen Fremdlings. Hierauf instruirte er den Kellner, und verschwand in einem Nebengemach, der junge Häuptling der Serviette aber trat zugleich großartig und herablassend heran, und belehrte den Nachbarn, daß sein Herr, der Chef des Hauses, nach der uralten aristokratischen Verfassung desselben, kein Bier führe, daß er sich aber die Freiheit nehme, ihm die Weinkarte anzubieten.

„Abends kann ich keinen Wein vertragen," sagte höchst demüthig der Reisegefährte, „ich bin an Bier seit vielen Jahren gewöhnt."

„Wir müssen sehr bedauern —"

„Bin ich dazu da, um den theuren Wein des Hotels auszutrinken, oder ist das Hotel dazu da, um meinen Durst zu löschen? Das ist die Frage mein Lieber!" rief der Durstige, dessen Geduld jetzt zu Ende war. Ich für mein Theil stand durchaus auf Seite meines Reisegefährten. Es war wirklich, nur auf eine andere und neue Art, die alte Frage, ob die Völker der Fürsten, oder die Fürsten der Völker wegen da seien. Da ich bemerkte, wie der Reisegefährte in Begriff stand, die aufgeworfene Frage im Wege der Emeute, und zwar durch eine, dem Kellner zu verabreichende Maulschelle, zu beantworten, legte ich mich ins Mittel, und goß meinem durstigen Genossen ein Glas Wasser ein, indem ich die Worte des alten Juden

in Cumberlands Schauſpiel citirte: „Da, trinken Sie, Waſſer kühlt und koſtet nichts!“

Die Strafe des Wirths beſtand darin, daß wir Beide Waſſer tranken, durch unſer Beiſpiel eine Schule von Waſſertrinkern bildeten, und auf ſeine Koſten allgemeine Heiterkeit erzeugten. Obgleich die Nacht ſchon vorgerückt war, herrſchte im Ganzen doch noch viel Frohſinn in dieſem Hotel. An dem oberen Ende der Tafel, wo nach Sitte der Schweizer, die man hier ſchon nachahmt, die Penſionäre, d. h. die abonnirten Koſtgänger des Hauſes, Platz finden, ſaß eine, aus Perſonen beiderlei Geſchlechtes beſtehende Geſellſchaft, und wurde, wie es ſchien, auf die angenehmſte Weiſe, durch einen komiſchen Herrn im reifſten Mannesalter, mit Kartenkunſtſtücken unterhalten. Die dargeſtellten Piecen ſtammten nicht von Bosco oder Houdin ab, die Geſellſchaft war jedoch mit ihrem Künſtler ungemein zufrieden, und belohnte ihn durch den reichſten Beifall.

Nur eine männliche Geſtalt warf einen düſtern Schlagſchatten auf die Geſellſchaft. Sie bewegte ſich im Hintergrunde des Speiſeſalons und verrieth durch ihre hervortretende Mimik eine tiefe Verachtung der Gegenwart, doch war ihr ſonſtiger Anſtrich zu unbedeutend, um vielleicht einen der großen unzufriedenen und verkannten Geiſter, an denen unſer Zeitalter ſo reich iſt, dahinter zu vermuthen.

„Vor einem Jahre,“ ſagte der jetzt wieder beruhigte Reiſegefährte, zu meiner Belehrung, „fand ich denſelben Menſchen zu Zürich im Hotel Baur, damals war er ein luſtiger und fröhlicher Burſche. Weiß Gott, was ihm ſeitdem den Humor verdorben haben mag!“

„Die Erklärung ſcheint ſehr leicht zu ſein, da Sie mir ſagen, daß der junge Menſch die hohe Schule des Hotels Baur durchgemacht hat. Die hieſige Wirthſchaft iſt ihm zu kleinlich und geringfügig. Nicht Jeder, der früher in großartigen Verhältniſſen gelebt hat, weiß ſich in ſeinen Sturz zu finden. Sie haben vermuthlich geleſen, was Las Caſes in ſeinem Memorial von St. Helena über Napoleon ſchreibt, und wie ſelbſt dieſer ſtarke Geiſt von Anwandlungen einiger Schwäche nicht frei war. Auch Kellner können ſich, wie große Herren, zuweilen in einer falſchen Poſition befinden!“

Wir ſtanden von Tiſche auf, und begaben uns in die Schlafzimmer. Der unter ſeiner Würde placirte Kellner leuchtete, vergab ſich aber nicht das Mindeſte gegen uns. Gewohnt engliſche Gentlemen zu bedienen, hütete er ſich weislich, mit uns, ſeinen Landsleuten zu ſprechen. Der junge Mann öffnete die Gemächer, zündete die Bougie's an, und empfahl ſich dann, einen Nachtſegen, oder auch einen Fluch murmelnd.

Mit Ausnahme des ſachten Geplätſchers, das der dicht herabſtrömende Regen verurſachte, herrſchte draußen die tiefſte Stille und lud zum erquicklichſten Schlummer ein. Alle Bedingungen, um die Nacht ruhig zuzubringen, waren vorhanden, nur nicht das Bette. Es beſaß jene mangelhafte Conſtruction, gegen welche Bädecker in ſeinem Reiſehandbuche für die Schweiz ſo bittre Klagen führt. Ein nach preußiſchem Militairmaaß fünf Fuß acht Zoll langer Menſch findet nach ihm in dieſen Landſtrichen nur ausnahmsweiſe eine Stätte, wo er zugleich ſein Haupt und ſeine Füße hinlegen kann. Gewöhnlich muß einer

dieſer wichtigen Theile des menſchlichen Leibes jenſeits der oberen oder unteren Bettkante zubringen. Da mein Bette mit dem Kopfende hart an der Wand ſtand, waren für dieſe Nacht meine Füße obdachlos, und erſt nach mehreren excentriſchen Krümmungsverſuchen gelang es mir, eine leidliche, den Schlaf geſtattende Lage anzunehmen. Doch mußte ich dieſe unnatürliche Situation durch eine Reihe von bösartigen Träumen büßen, in denen ich unausgeſetzt von einem dämoniſch blickenden Wirthe und mehreren Kellnern verfolgt wurde, die mir mit Eimern, Kannen und Spritzen ſauren Wein einzuflößen trachteten.

Der Morgen entſchädigte die gequälte arme Seele. Durch die geöffneten Fenſter drang der Athem des See's, aus dem unten liegenden Garten der Duft der Roſen und Nelken empor. In den Gängen wandelten Damen und Herren, und genoſſen die Molken, welche vom Sentis her über den Bodenſee nach allen dieſen Städtchen geſchafft und zur Kur abermals aufgewärmt werden. Noch lagen die Nebel über dem weiten Waſſerſpiegel, aber der Tag verſprach leidlich klar zu werden, und eine aus der grünen ſchäumenden Fluth hoch emporſchnellende Lachsforelle ſchien den hart daneben angelnden Engländer über ſein langweiliges Geſchäft verhöhnen zu wollen. Ich pries mich glücklich, nicht durch die Aerzte zum Molkengenuß, nicht durch angeborenes Phlegma zur Angel verurtheilt zu ſein, trank mit Gemächlichkeit meinen Kaffee, und ſchlenderte nach dem Hafen, um dort das Dampfboot nach Rohrſchach zu beſteigen.

Nicht allein der noch unreife Geiſt wird durch Reiſen

gebildet und durch die Beobachtung der verſchiedenen Eigenſchaften anderer Nationen bereichert, auch die Majorennen und Minorennen in denjenigen Ortſchaften, welche vielfach von Reiſenden beſucht werden, erweitern ihre Kenntniſſe, und eignen ſich manche Gewohnheiten der Fremdlinge an, welche nicht ſelten mit ihrer urſprünglichen herzlichen Einfalt in ſtarkem Widerſpruch ſtehen. Als ich dem Hausknecht des Hotels, der meinen Koffer nebſt einem Dutzend anderer auf einem bequemen Handwagen nach dem Dampfboot gefahren hatte, in der Meinung, ſeine Bemühungen ausreichend zu belohnen, zwölf Kreuzer reichte, gab mir dieſer ſtolze Beamte des Hotels mit verächtlicher Miene die erwähnte Summe zurück, und ſagte in einem Dialect, der in jeder Silbe den geborenen Schwaben entlarvte: „Ich bekomme für jeden Koffer einen halben Franken!“

Wer wäre über dieſe Antwort nicht entzückt geweſen? Zwar ſtand die Forderung des dienenden Herrn nicht in richtigem Verhältniß mit ſeiner Leiſtung, und er erzielte dadurch in Zeit von einer halben Stunde, ungerechnet den heilgymnaſtiſchen Nutzen bei Handhabung der Koffer, eine Einnahme von ſechs Franken, mit der auch ein deutſcher Schriftſteller bei ungleich ſchwererer Arbeit hätte zufrieden ſein müſſen, allein die Idee, daß ein Jüngling aus dem Schwabenlande, dem eigentlichen Gau der Gulden- und Kreuzerrechnung, ſich ſchon von den Vortheilen des franzöſiſchen Münzſyſtems überzeugt und den Calcül in vaterländiſchem Gelde abgeſchworen hatte, mußte jeden gläubigen Verehrer des Fortſchritts der dienenden Klaſſen mit Freude erfüllen. Ich gab ihm alſo

den Franc und fügte hinzu, daß es mir wohlthue, ihm dieſe Münzſorte reichen zu können, da es ſonſt nicht ohne Schwierigkeit geweſen wäre, den verlangten Werth mittelſt der Geldſtücke, welche in ſeinem Vaterlande, der Umgebung von Böblingen oder Plochingen, bis jetzt noch geſetzliche Gültigkeit haben, genau auszudrücken. Was ich ſonſt noch dachte, behielt ich für mich, allein die Gebrechlichkeit des deutſchen Patriotismus gegenüber den von Fremden zu erlangenden Vortheilen fiel mir ſchwer auf das Herz. Zu einem Mitgliede des Nationalvereins eignete ſich dieſer gewinnſüchtige Frankenfreund augenſcheinlich ſehr wenig.

In kaum ſo langer Zeit als ich zum Niederſchreiben dieſer wehmüthigen Betrachtung brauche, hatte ſich das Verdeck mit den abreiſenden Gäſten der Friedrichshafener Hotels, aber auch mit Getreideſäcken gefüllt, welche ſelbſt den erſten Platz einnahmen, und den Raum mehr als billig beſchränkten. Der Capitän des Schiffes vereinigte das Nützliche mit dem Angenehmen. Endlich ſtachen wir in See. Die Phyſiognomie der Paſſagiere war die gewöhnliche, wie ſie durch die heutige Reiſemethode nothwendiger Weiſe erzeugt wird. An der Spitze ſtand, wie in jeder Touriſtengruppe, der aufgeregte Herr. Aber nicht eigene Hoffnung oder Verzweiflung pflegen dieſen reiſenden Charakter in eine tiefer greifende Bewegung, als ſie bei gewöhnlichen Menſchenkindern vorkommt, zu verſetzen; er iſt das moraliſche Opfer ſeiner Miſſion. Dem aufgeregten Herrn ſind, oft durch das Recht oder die Pflicht der Geburt, nicht ſelten aber auch durch ein ſchönes menſchliches Vertrauen zu Hauſe bleibender Freunde,

mehrere Damen zur Ueberwachung, resp. zur Besorgung der ihnen angenehmen Bequemlichkeiten untergeordnet worden. Wäre darunter allein die Pflege und der Hofedienst des „Weibes an sich," wie wir uns nur philosophisch auszudrücken vermögen, zu verstehen, so ließe sich das Amt des Herrn in den Augen ritterlicher Cavaliere als ein angenehmes betrachten. Das „Weib an sich" ist aber in Praxi auch eine Dame, und als solche mit einem verwickelten Apparat von Koffern, Schachteln und individuellen Crinolinen versehen. Werden nun mehrere Apparate dieser Art zu einem, der schleunigen Fortbewegung von der Stelle gewidmeten Complexus verschmolzen, so entsteht für den Maschinenmeister, den erwähnten Herrn, eine Fülle von Besorgungen und Besorgnissen, die nicht selten für die Schultern und das Gemüth des Einzelnen viel zu drückend sein können. Der Herr übernimmt, außer der Vormundschaft des Gepäckes, zugleich stillschweigend die unbedingte Verantwortlichkeit für die Aufrechthaltung des Wohlbefindens, der Reiselust, der guten Laune und Eintracht seiner Damen, er ist Hofmarschall und Kellermeister, er kommt für den Kaffee auf, und muß die Rechnungsangelegenheiten mit weiser Sparsamkeit reguliren, auch wohl Ungehörigkeiten mancher Wirthe aus eigener Tasche decken. Zugleich fallen ihm die Geschäfte des auswärtigen Ministeriums anheim, er unterhandelt mit Kutschern und Schiffern, Führern und ausbessernden Schustern, was das Hausministerium anbelangt, so trägt er die Plaids, Regen- und Sonnenschirme, führt eine stets gefüllt zu haltende Flasche mit wohlriechendem Wasser, Brausepulver, ein verschämtes Papierchen mit pulveri-

ſirtem Rhabarber und eine Nadelbüchſe zur Reſerve. Dafür geräth er in Rückſtand mit der Erſtattung der von ihm gemachten Auslagen, wird der Parteilichkeit in Betreff gewiſſer jüngerer Feminina bezüchtigt, und ſchließlich eines Mangels an männlicher Entſchloſſenheit verdächtigt. Das Reſultat aller dieſer verſchiedenartigen Einwirkungen auf das menſchliche Gemüth iſt nothwendiger Weiſe: der aufgeregte Herr. Seine Blicke ſtreifen irre über das Verdeck, er ſucht die ferne Küſte und eine eben verlorene Haarnadel, er ſtudirt fortwährend den Bädecker und die Mienen ſeiner Damen, findet er aber irgendwo einen Landsmann, ſo fängt er regelmäßig an, mit ihm über die Berechtigung auch des modernen Menſchen zum Selbſtmorde zu philoſophiren.

In den Nebenrollen glänzte der junge akademiſche, oder Gymnaſialmenſch mit dem Alpenſtocke, dem Zauberſtabe ſeiner projectirten Reiſe, von dieſem Möbel trennt er ſich nicht, man könnte glauben, der Zweck ſeiner Ausflucht in die Schweiz ſei nur, den Alpenſtock den erſtaunten Zeitgenoſſen zu zeigen. Ueberall iſt er damit im Wege, mit der Spitze ſticht er aus Ungeſchicklichkeit einen mürriſchen Reiſenden, und zerdrückt, als er ſich ſehr verlegen entſchuldigt, mit dem oberen Ende einen Damenhut. Er kann im unglücklichſten Falle durch dieſes Reiſegeräth ſo viele Unannehmlichkeiten haben, daß er ſich ſchließlich, wie die bibliſchen Helden in ihr Schwerdt, in ſeinen Alpenſtock ſtürzen muß. Weniger Unruhe erregt der leidende Reiſende, der ſich ſelbſt bedauert, ſeines körperlichen Zuſtandes wegen ſo große Anſtrengungen zu unternehmen. Dort hält der blaſirte Touriſt zwei jungen Leuten eine

Standrede über das Thema, daß hienieden und unterwegs Alles eitel sei. Hier arbeitet der büreaukratische Reisende, der Kanzeleimane oder Registertourist, nach dem Tarif des Dampfschiffes, einen gedrängten Auszug, als Reiseerinnerung und Material für ein künftiges statistisches Werk aus. Die Räder drehen sich rastlos, das Fuhrlohn in Gestalt eines Gulden wird einkassirt, und ein von Zeit zu Zeit sich erneuernder Sprühregen verscheucht die neugierigen und nach Seeluft schmachtenden Reisenden vom Verdeck in die Kajüte, und verschleiert die Aussicht auf alle jene deutschen Staaten, die den Bodensee „ihr Meer" nennen.

Endlich landen wir an der Küste von Rohrschach, müssen aber noch im letzten Augenblicke den polizeilich hypochondrischen Reisenden zu beruhigen suchen, der nur im Besitz einer Paßkarte ist, und die Unzulänglichkeit derselben auf schweizerischem Boden fürchtet. Als der arme Mann erfährt, daß die hiesigen Behörden jeden Staatsbürger von einer optimistischen Weltanschauung aus betrachten, und nicht von vornherein in jedem Individuo einen hoffnungsvollen Candidaten des Rades und Galgens vermuthen, erheitert sich sein Gesicht, eine sanfte Röthe belebt seinen leberkranken Teint, und dankbar blickt sein trübes Auge gen Himmel. Er genießt sichtlich nach langer Unterbrechung wieder einen Moment des Glaubens an den Staat, als ein sittliches Institut. Der arme Mann geht einer Molkenkur auf den Appenzeller Bergen entgegen, und leidet an einer vorgefaßten ungünstigen Meinung über das grünliche fade Getränk.

Dicht am Bodensee stehen einige blockhausartige

Schuppen, in denen ſich die Eiſenbahnbeamten aufhalten und die Geſchäfte des Billetverkaufs und der Gepäckabwägung verrichten. Die Lokalitäten ſind überaus einfach, aber der Reiſende wird höflich und bei aller Trockenheit und Ernſthaftigkeit des ſchweizeriſchen Weſens in einer angenehmen Weiſe bedient. Die Eiſenbahn erſtreckt ſich von Rohrſchach aus, bald am rechten, bald am linken Ufer des Rheines bis Chur, aber die Mehrzahl der Reiſenden löſte nur Billets für nähere Stationen, und verlor ſich in den zahlreichen beliebten Molkenkurorten der herrlichen Berggegend.

Die gewöhnliche deutſche Begeiſterung für landwirthſchaftliche Elemente war jedoch nothwendig, wenn man ſich aller dieſer Landſtriche erfreuen wollte. Wer ohne innern Vorrath von mitgebrachtem Enthuſiasmus den Charakter des Rheinthales oberhalb des Bodenſee's ſcharf in's Auge faßte, dem verging über dem Mitleid mit den Einwohnern alle Luſt an der Landſchaft. Der nahe an ſeiner Mündung in den Bodenſee noch majeſtätiſch, wenn auch raſch dahinſtrömende Rhein nimmt ſehr bald den Charakter eines unzuverläſſigen und tückiſchen Bergſtromes an. Er ſetzt ganz unerwartet ungeheuere Geſchiebe ab, und überfluthet dann wieder gut bebaute Ländereien, die ſich bis dahin vor ihm ſicher glaubten. Die Regentage in der erſten Juliwoche, namentlich der erſte Sonntag derſelben, waren für die armen Bewohner des Rheinthales verhängnißvoll geweſen. Schon in Rohrſchach wurden Klagen aus allen, der Eiſenbahnroute nahe liegenden Ortſchaften laut; bald ſollte der eigene Augenſchein uns belehren, daß ſie nicht übertrieben waren.

Schon eine halbe Eisenbahnstunde höher hinauf entwickelte sich die Gewalt der angeschwollenen Bergwasser. Bis dicht an die Bahn, die überall bewunderungswürdig Stand gehalten und dadurch die Solidität ihres Bau's bekundet hatte, zeigten sich die traurigsten Spuren der Verwüstung. Der Strom der deutschen Poesie hatte sich nicht anständiger gebehrdet, als eine wilde Sau, wenn sie den Zaun des armen Landmannes durchbricht und die Hoffnung seines mehrmonatlichen Fleißes verwüstet. Felder von Getreide, Mais und Kartoffeln waren verwüstet und hoch mit Sand und Bergschutt bedeckt, andere Fluren standen noch unter Wasser. Von manchen Grundstücken oft sehr unbemittelter Bauern waren ganze Abschnitte an der Rheinseite fortgerissen, hie und da verriethen angetriebene, oft kolossale Stämme von Nadelholz, welche Verheerungen in den Bergforsten die rasenden Wildwasser angerichtet hatten. Man fühlte sich immer erst beruhigt, wenn die Schienenstränge sich vom Strome entfernten, und die Verheerungen des Ungethümes den Blicken des Reisenden entzogen. Aber erst kurz vor Ragaz, wo die Bahn eine großartige Curve bildet und sich ein wundervoller Prospect auf den Alpenabhang von Ragaz und die dem Dorfe gegenüber aufragenden, zum Theil beschneiten Spitzen des Falkniß öffnet, erheitert sich das Gemüth. Der Strom verschwindet, wenn man sich den Bergwänden seines linken Ufers nähert, und das freundliche Dorf, eine moderne Filiale des Bades Pfäffers, ladet zu einiger Rast ein.

Ragaz und Pfäffers.

Von den hohen Felsen weht in die Sonnenwärme des weiten Rheinthales ein Hauch zarterer und kühlerer Luft. Dieses holde Gemisch erquickt die Athmungswerkzeuge gleich einem aromatischen Getränk, in das man ein Stück reines Eis gelegt hat. Dem Reisenden bleibt jedoch wenig Zeit zu ferneren Reflexionen übrig, schon hat ihn der nach Chur, dem bisherigen Endpunkte der schweizerischen Ostbahn, weiterrollende Zug sammt seinem Gepäck über Bord geworfen, und die uniformirten Abgeordneten der beiden Hotels „Hof Ragaz" und „Tamina-Hotel" bieten ihm ihre Dienste und ihre Omnibus an. Selbst aus der Schlucht des Bades Pfäffers ist ein Bergwägelchen angelangt und stellt sich irgend einem Patienten zur Disposition. Die Schweizer haben als ruhige und praktische Leute dem Reisenden, der den Rath Jago's, nebenbei bemerkt, eines höchst welterfahrenen Mannes, befolgt, und Geld, d. i. Zwanzigfrankenstücke in seinen Beutel gethan hat, das Leben auf der Landstraße und im Gasthause unglaublich bequem und angenehm gemacht. Dazu kommt das von ihnen adoptirte französische Münzsystem, welches dem Reisenden seinen Calcül außerordentlich erleichtert, vorausgesetzt, daß er nicht bei der Rechnung zu sehr über den Kamm geschoren wird. Allerdings giebt das Geld in dieser angenehmen und reinlichen Decimalform sich außerordentlich leicht aus, wenn wir aber dem Beispiele

des größten lebenden Regierungskünstlers trauen dürfen, so nimmt es sich indessen auch gleich leicht ein. Unter jeder Bedingung trägt die Frankenrechnung nicht wenig zu den Annehmlichkeiten einer Schweizerreise bei.

Die Wahl unter den beiden vor uns stehenden Omnibus kann nicht schwer werden. Im Hotel von Hof Ragaz wohnt augenblicklich der König von Württemberg, es ist daher nicht rathsam, die Gefühle des Wirthes und der Kellner durch eine bürgerliche Erscheinung zu verletzen; steigen wir also in den stattlichen Wagen des Tamina-Hotels. Schon der Conducteur übt eine eigene Anziehungskraft aus. Er ist der schönste, freundlichste und gesundeste Jüngling, und um seine edel geformte Stirn schweben die Genien der Einsicht und des Talentes; jedes Frauenauge müßte mit Entzücken auf dieser Prachtausgabe ruhen. Wann aber wird die Natur anfangen, die Prinzen, die künftigen Beherrscher der Völker, aus dergleichen carrarischem Marmor zu schaffen!

Der Gebieter des Tamina-Hotels stammt aus der in Norddeutschland berühmten Zuckerbäckerdynastie Josty, und empfängt uns mit dem Anstande eines alten Herrn, der sich viel in der Welt bewegt, in späteren Jahren aber, nachdem er seinen Wissensdurst gestillt, angefangen hat, auch seinen leiblichen Durst zu löschen. Ihn umgiebt eine liebliche Atmosphäre von Weinduft, ein gastliches Arom, das stets für den guten Geist des Hauses zeugt. Ein elegant möblirtes Zimmer, mit gewölbter Decke und einem großen Fenster wird uns angewiesen, und nach einer halben Stunde, die wir der Toilette und Tafel gewidmet, sind wir wieder im Stande, uns im Orte

umzuſehen. Ragaz oder Ragatz iſt ein kleines, aber gut, ſelbſt elegant gebautes Dorf, und war ehemals der Aufenthalt der Statthalterei des Kloſters Pfäffers, deſſen ſtattliches, palaſtähnliches Gebäude jetzt in das Hotel „Hof Ragaz" verwandelt iſt. Hier hat ſich eine Kolonie von wohlhabenden Schweizern, Italienern, Franzoſen und Engländern angeſiedelt, d. h. in Penſion bei den Wirthen und Privaten gegeben; deutſche Badegäſte machten ſich mit Ausnahme des Königs von Württemberg, der gegen Abend in Geſellſchaft ſeines Oberſtallmeiſters, des Grafen von Taubenheim, und begleitet von zwei berittenen Dienern, ausfuhr, um die edle Alpenluft zu genießen, nicht bemerkbar. Der Ort wird aber mehr als Station von den geſunden Touriſten betrachtet, welche dort einen Tag verweilen, um die furchtbare Felsſchlucht von Pfäffers zu beſuchen, deſſen Quelle in einer, etwas mehr als eine halbe Meile langen Röhrenleitung aus Baumſtämmen, in die Badeanſtalt von „Hof Ragaz" geleitet wird. Das warme Waſſer iſt dem von Gaſtein, Wildbad in Württemberg, und Leuk im Canton Wallis analog, aber ein wenig kühler. Die Badeeinrichtungen ſind jedoch ſo ſpärlich, daß in Ragaz nur etwas über dreißig Badezellen den Kranken zur Verfügung ſtehen, und täglich ein Quantum von 330,000 Maaß unbenutzt in die Tamina fließt. Daraus iſt eine ſehr begreifliche Unzufriedenheit der Einwohner von Ragaz mit der Cantonalregierung entſtanden. Sie klagen die Herren mit Recht an, ihre Intereſſen zu vernachläſſigen, und den Ort nicht auf die Höhe zu heben, welche er unter ähnlichen Quellen einnehmen könnte. Da die Wirkung aller dieſer indifferenten

Quellen — damit die Herren Aerzte uns nicht hören, sagen wir es unseren Lesern nur ins Ohr — sich im Ganzen wohl ziemlich gleich bleiben wird, könnten sie grade die hülflosesten Gelähmten, denen die Fahrt im Postwagen nicht mehr möglich, oder doch schwer und schmerzhaft geworden ist, vorzugsweise nach Ragaz schicken. Aus dem gesammten Norden Europa's gelangt man mit Dampf fast bis vor die Badezellen des Ortes, was bis jetzt bei den drei anderen indifferenten Quellen noch nicht der Fall ist, und der Reisende nach Wildbad von Durlach oder Bruchsal aus einen halben, nach Gastein von Salzburg aus sogar einen ganzen Tag hindurch im Wagen fahren muß, während er, um nach Leuk zu gelangen, genöthigt wäre, sich über den Gemmipaß tragen zu lassen. Gleichzeitig scheint die unvergleichlich milde, an einem schönen Tage wahrhaft italische Luft von Ragaz zum Besten Schwerleidender von ärztlicher Seite wohl zu erwägen. So lange die Cantonalregierung jedoch nicht die Badeeinrichtung vermehrt hat, kann von einer Empfehlung des Bades gar nicht die Rede sein, da bei einem Andrange von Fremden der größere Theil wieder fortgeschickt werden müßte. Die sonst vortreffliche Einrichtung des Hotels, der praktische Sinn der Privaten und die zu allerlei schönen Ausflügen für die Begleitung von Kranken so sehr geeignete Umgebung, bleibt unter den obwaltenden Umständen daher brach liegen. Dem Bewohner größerer Städte aber zuzumuthen, sich zu Kurzwecken in dem, eine halbe Stunde weiter entfernten Pfäffers, drei oder vier Wochen lang aufhalten zu wollen, hieße eine Thorheit. Geht man gemächlich, und

läßt man ſich Zeit zur Betrachtung aller Einzelheiten des merkwürdigen Pfades, ſo braucht man von Ragaz bis zum Badehauſe eine ſtarke Stunde. Es wird rathſam ſein, ſich mit einem Regenſchirm oder einem waſſerdichten Paletot zu verſehen. Man ſteigt zwiſchen den Häuſern von Ragaz gelind bergan, und gelangt nach wenigen Schritten an die Tamina, ein Gletſcherwaſſer von ungebändigtem Temperament, das ſich an der Oeffnung der Schlucht in einem ſchönen Waſſerfall in die Tiefe ſtürzt. Am linken Ufer iſt nun ein künſtlicher, ſchmaler, und nur an den bedenklichſten Stellen, dann aber auch mit einem *ſteinernen* Geländer verſehener Pfad, in den Felſen geſprengt. Dieſe Spalte, denn anders kann man ſie, ungeachtet der düſteren Feierlichkeit der Wände, der reichen Vegetation auf der Höhe und der überall niederrieſelnden oder ſtürzenden Waſſer, nicht nennen, führt unvermeidlich nach *Pfäffers*. Der Pilger, nachdem er auf dem unbehaglichen Pfade hart am Abgrunde, betäubt von dem Geheul der Tamina, und bange vor den überhangenden morſchen Schieferblöcken zur Rechten, längere Zeit gewandelt, iſt endlich froh, da wo die Felſen einen ſo ſpitzen Winkel bilden, daß der Weg für alle Ewigkeiten geſperrt bleibt, ein hohes, weiß angeſtrichenes Haus zu erblicken; es iſt das Badhaus von Pfäffers, die Zuflucht aller Gelähmten und Nervenkranken der Oſtſchweiz. Auf dem kleinen Platze, den die Natur noch einmal, ehe ſie den Pfad für menſchliche Füße ganz ſperrte, gutmüthig dem menſchlichen Elende geöffnet hat, begegnet der Ankömmling ſchon den Spuren alles möglichen phyſiſchen Unglücks im irdiſchen Leben, und zwar

in der armſeligſten Drapperie. Wer noch im Stande iſt, eine Wahl unter den Kurörtern zu treffen, wird ſich nicht in dieſen Sarkophag begraben. Die Stimmung wird durch den Eintritt in das Kurhaus nicht verbeſſert. Sein Baumeiſter war unfehlbar ein kunſtverſtändiger Mönch. Mit ſeiner mathemathiſchen Wiſſenſchaft liſtete er den dräuenden Gewalten ringsum ſo viel Raum als möglich ab, und befeſtigte ſein Werk gegen die wilden Aufwallungen der Bergnatur, aber den Einwohner überließ er der Askeſe, die ſich hier unvermeidlich des Gemüthes bemächtigen muß. Wenn man aus den Fenſtern der Zimmer ſchaut und oben einen ſchmalen Streif geſegneter Himmelsbläue und Sonnenlichtes, von den Breitſeiten des Gebäudes aber nur die Felswände wenige Schritte vor ſich, gleichſam die Stirn eindrückend, gewahrt, wenn man ſich durch die Höfchen windet, wo alte Leute auf kahlen Holzſtühlchen hocken, und zwiſchen Hauswand und Fels, wie auf dem Boden eines Schachtes, leiſe mit einander plaudern, wenn die wilde Stimme des Bergwaſſers ſich in jeden Laut des Lebens miſcht, und der weiße Schaum auf ſeine nimmer zu zähmende Wuth deutet, glaubt man ſich an einem Orte zu befinden, wo ein Philoſoph der Verneinung des Lebens eine Schule zu bilden geſucht, weil alle Verlockungen der Welt vor dieſer Oertlichkeit zurückbebten und den Einſiedler ſeinem Schickſal überließen. Wir ſind nicht anmaßend genug, über die Widerſtandsfähigkeit fremder Seelen abzuurtheilen, aber uns ſelber trauen wir nicht die Kraft zu, an dieſem Orte zu verweilen, ohne, wie irgend ein chemiſcher Stoff von ſeinem mächtigſten Reagens, im tiefſten Grunde

ſeines Weſens verändert zu werden. Selbſt jener geheime Näherungsſinn, der den Blinden ſo viele Hülfe leiſtet, offenbart ſich hier auch dem Sehenden durch einen äußerſt unangenehmen Druck der allzunahen Felsmaſſen auf das Nervenſyſtem. Man glaubt, es beginne von unſichtbaren, furchtbaren Händen ein Comprimirungsprozeß des ganzen Körpers!

Durch die Pforte des Kurhauſes gelangt man in einen langen gewölbten Gang, in welchem uns eine Anzahl Patienten begegnet, die ihn als die einzige ebene Strecke von einiger Länge, als Wandelbahn benutzen. Seine Phyſiognomie wirkt auf das Gemüth nicht beſonders erheiternd, denn die Beleuchtung gleicht der eines winterlichen Spätnachmittags in unſeren Gegenden, und aus dem Bauſtyl ſpricht unverhohlen eine klöſterliche Ascetik. Es iſt eine Promenade für Menſchen, welche mit der Vergangenheit vollſtändig abgeſchloſſen haben, aber nicht für Leidende, die noch mit Hoffnung in die Zukunft blicken. Man hat ſich indeſſen in dem melancholiſchen Phalanſterium mit Faſſung in die Umſtände geſchickt, und dieſen Kloſtergang als Puls und Schlagader des Verkehrs ausgebildet. In ihm wird Handel mit allerlei Erinnerungen an das Bad getrieben und mündet die Thür der Wohnung des Badearztes, eines allgemein als ſehr tüchtig gerühmten Mannes, und des Eß- und Kaffeeſalons. Gäbe es hier Muſik, wahrſcheinlich fänden die Concerte in dieſem Gange ſtatt. Hier wird jedoch nicht geſungen, geſpielt und getanzt.

Der lange und niedrige Eßſaal, in dem bei unſerem Eintritte eben der Nachmittagskaffee von den Patienten

genoſſen wird, an welchem wir uns betheiligen, macht keinen lebendigeren Eindruck. Ziemlich dicht vor der Fenſterreihe ſteigt die düſtere Felswand gen Himmel, und die vor Wuth heiſere Stimme des Gletſcherwaſſers iſt eine mißtönende Begleitung zu den Geſprächen der alten Kaffeeſchweſtern und Brüder, die an der weitſchichtigen Tafel ſitzen, und das Getränk mit jener Feierlichkeit einnehmen, welche wir nur noch in der Schweiz finden, wo dieſes nothwendige Bedürfniß des modernen Menſchen durchſchnittlich mit anderthalb Franken, alſo dem Tagelohn eines nordiſchen Handlangers beim Häuſerbau bezahlt wird. In unſerem unverdorbenen und anſpruchsloſen Pfäffers werden nicht jene hohen Hotelpreiſe verlangt. Ein ſehr leidlicher, und vor allen Dingen heißer Mocca wird uns humaner Weiſe für den dritten Theil jener Summe verabreicht. In Pfäffers ſind die Schweizer unter ſich, und laſſen den zufälligen Gaſt an den pecuniären Wohlthaten ihres eigenthümlichen Aufenthaltes theilnehmen.

Für heute Nachmittag iſt uns die Rolle des Löwen zugefallen. Seit langer Zeit muß kein männliches Weſen bei den armen Patienten Kaffee getrunken haben. Der neuerdings ſo viel beſprochene, und dann wieder bezweifelte „Gorilla“ kann von erpichten Zoologen nie neugieriger angeſtarrt worden ſein, als unſere Wenigkeit von den Kaffeetrinkern. Etwas geringere Aufmerkſamkeit erregten mehrere ſchweizeriſche Damen, die mit ihren Kleinen in Bergwägelchen von Ragaz die Schlucht hinauf gefahren waren, und einigen ehrwürdigen Freundinnen einen pflichtſchuldigen Beſuch abſtatteten. Da die Geſellſchaft nur

geringe Veranlaſſung bot, ſich mit ihren ſehr einfachen und ehrbaren Manieren zu beſchäftigen, verließen wir den gaſtlichen Salon, und erkundigten uns bei den Spaziergängern draußen im Gange, wo die Karten zur Beſichtigung der eigentlichen Schlucht zu haben ſeien. Bald erfuhren wir, daß das betreffende Büreau ſich in einer Fenſterniſche befände, der junge Beamte oder Inſpector der Schluchtkaſſe augenblicklich aber nicht anweſend ſei, weshalb wir bis zu ſeiner Rückkehr wohlthun würden, uns durch Promenadeverſuche zu beluſtigen; er nähme ſeinen Kaffee ein.

Das Büreau beſtand in einem verſchließbaren altfränkiſchen Schreibtiſchchen und einem Stuhle, welche Beide zu mehrerer Sicherheit durch ein Geländer von der allgemeinen Heerſtraße der Fußgänger abgeſperrt waren. Der Beamte ließ nicht lange auf ſich warten. Ein Jüngling, dem man beträchtliche Erfahrung in der Gemsjagd und ähnlichen loſen Künſten anſah, erſchien, zählte, da inzwiſchen mehrere neugierige Landesangehörige hinzugetreten waren, die nöthige Menge von Billets ab, und ſah uns Allen erwartungsvoll auf die Finger. Wir legten den vorſchriftsmäßigen Franc auf das Tiſchchen, und erhielten ſofort die Erlaubnißkarte; die drei Schweizer jedoch mochten erwarten, daß die Beſichtigung einer ſolchen lokalen Merkwürdigkeit ihnen als Landeskindern, unentgeltlich zuſtehe, und weigerten ſich mit heroiſcher Hartnäckigkeit, das ihnen zu hoch ſcheinende Eintrittsgeld zu erlegen. Der junge Beamte war ohne Zweifel an dies Verfahren ſeiner Mitbürger gewöhnt. Er legte die Billets, ohne eine Miene zu verziehen, wieder in den

Schrank, und wollte ruhig die Schieblade ſchließen. Nun begannen die Unterhandlungen, aber der Vertreter der Behörde blieb ſtandhaft und ließ ſich keinen Centime abmarkten; zuletzt zahlten auch die Schweizer, wenn auch murrend, daß ihnen keine Vorrechte im Kaſſenpunkte zu Theil würden.

Jetzt hätte nicht das geringſte Hinderniß mehr im Wege geſtanden, wenn einer der Führer anweſend geweſen wäre; allein ſie waren im Momente alle amtlich beſchäftigt, und wir mußten nothgedrungen uns entſchließen abermals zu warten. Ein robuſter Knabe, deſſen kräftiges Parfüm einen ſtrebſamen und talentvollen Ziegenhirten verrieth, führte uns durch mehrere Gänge und über Treppen, von denen aus wir in die trübſeligen Kammern der wahrſcheinlich umſonſt verpflegten armen Kranken des Kantons blicken konnten, in einen großen, ſehr tiefgelegenen Saal. Er wurde von Säulen getragen, und mochte einſt zu gottesdienſtlichen Zwecken gebraucht worden ſein; jetzt benutzte man ihn als Trink- und Kurſaal. Aus drei dünnen Röhrchen unter den Fenſtern floß die leiſe rieſelnde laue Fluth in ebenſoviele Schaalen, und einige ärmlich gekleidete Menſchen hinkten in der traurigen, von der freien Luft ganz abgeſperrten Halle auf und ab, und tranken das fade Quellwaſſer ſtatt des Nachmittagskaffe's in dem guten Glauben an ſeine Wunderkraft. Ein alter Mann that nie einen Schluck, ohne das ſilberhaarige Haupt in Ergebenheit über das ausgebrochene Glas zu neigen und inbrünſtig drei Kreuze zu ſchlagen. Niemand bettelte, und doch lag die Gelegenheit ſo nahe. Ein Gefühl des Anſtandes herrſchte überall,

ſelbſt die Hoſpitaliten, denen wir vorher in die Geheimniſſe ihres überaus dürftigen, aber reinlichen Haushaltes geblickt, hatten uns mit ruhigem Ernſte gegrüßt, ohne unſere Mildthätigkeit in Anſpruch zu nehmen.

Jetzt öffnete ſich eine Thür, hart neben den Rinnſalen der Quelle, und der erwartete Führer trat in den Saal; er hatte einige Fremde in die Schlucht geleitet, die ſich naß, wie ſchwimmkundige Pudel von ihm verabſchiedeten. Unſer Häuflein wurde zunächſt über einen ſtarken Balkenſteig geführt, unter dem weißſchäumend und den Pilger jedesmal durch ihren eiſigen Luftzug erſchreckend, die Tamina zu Thal ſchoß. Die entſetzliche Schlucht begann, und der Führer verſah jeden der Neugierigen mit einem der invaliden Regenſchirme, die hier zum Schutz gegen die, von oben in die gräuliche Felsſpalte nicht niederträufelnden, ſondern ſchon niederſtürzenden Bergwaſſer vorräthig gehalten wurden. Mein Begleiter hüllte ſich in einen mitgebrachten R[illegible]rock aus der waſſerdichten Schule Fonrobert's, ich hatte mich weislich mit einem guten ſeidenen Regenſchirm verſehen, und unter dem Vortritt der freien Helvetier, denen das wilde Waſſer ringsum durch die ſchadhaften Regenſchirme zu Häupten und erbarmungslos hinten in die Rockkragen rann, begann der Marſch.

Von der anfänglichen Enge, die ſich von Ragaz an gerechnet, immer mehr ſchließt, bleibt hier eigentlich nur ein, offenbar durch eine in Vorzeiten erfolgte Erderſchütterung entſtandener Spalt im Geſtein übrig, durch den nur die Tamina und der ſchmale Steig nach der Originalquelle den Weg finden. Die Formen der Wände des

wüſten Geſteines ſind oft abenteuerlich, allerlei triefende Pflanzen und Gebüſche hangen von oben nieder, doch iſt eine ſorgfältige Umſicht nicht wohl möglich, da der geſammte Weg eigentlich unter einer Reihe von kleinen Waſſerfällen zurückgelegt wird, welche mehrmals ſo kräftig werden, daß die Badedirection es für nöthig erachtet hat, an ſolchen Stellen förmliche Schutzgällerien kleineren Formates zu errichten. Auch die tiefe Dunkelheit verhindert die Rundſchau, denn wiederholt verengert ſich die Spalte nach oben ſo ſehr, daß nur ein ſchmaler Streifen des blauen Himmels niederleuchtet. Nur an einem Punkte dieſer entſetzlichen Ruinen der Natur erweitert ſich der Raum ein wenig, und man hat hier eine feſte Brücke über die Tamina angelegt, und die zufällige Höhlung des linken Ufers, ſoweit wir in der Dunkelheit zu erkennen vermochten, zu einer Art Vorrathskammer des zum Brückenbau am rechten Ufer der Tamina erforderlichen Holzes benutzt. Von hier aus iſt es auch allein möglich, die peinliche Situation etwas genauer in Augenſchein zu nehmen. Wenige Schritte oberhalb dieſer Brücke artet der bisherige Spalt in eine Felsritze aus, die nur dem Taminawaſſer den Durchfluß geſtattet. Hart davor befindet ſich in einer, mehrere Schritte tiefen Grotte, die alte Quelle von Pfäffers, die einſt Hutten vergeblich gegen ſeine böſen, damals unheilbaren Leiden anwendete. Aus Balken hat man einen kleinen feſten Altan davor errichtet. Da in einem der letzten Jahre aber während der heißeſten Monate eines trockenen Sommers dieſe Quelle nur ſehr ſpärlich floß, und faſt zu verſiegen drohte, hat man auf bergmänniſche Weiſe vor der alten Quelle

einen neuen, ungleich tiefer reichenden Stollen in den Fels geſchlagen und wirklich einen weit beträchtlicheren Vorrath dieſes Deſtillates der Natur aufgefunden. Der Führer zündet ein Talglicht an, man zieht den Rock aus und nach etwa zwanzig Schritten durch eine ſchmale künſtliche Höhle, auf einem triefenden Brettèrpfade, gelangt man in Schweiß gebadet, und kaum noch im Stande, Athem zu holen, an einen kleinen Keſſel, aus deſſen Tiefe der Quell reichlich aufſprudelt. Die naſſe Grabesluft der Schlucht iſt eine wahre Erquickung nach dieſem Abſtecher in den Schmollwinkel der nächtlichen Brunnengöttin, aber der für das Licht der Sonne und der Sterne geborene Menſch athmet erſt wieder freudig auf, wenn ſich die Thüren dieſes Exiles hinter ihm ſchließen, und er, von Dank gegen die Vorſehung und die Herren Aerzte erfüllt, die ihn mit einer ſolchen Badekur verſchonen, im Abendrothe ſeinen Rückweg nach dem freundlichen Ragaz antritt.

Ueber den Julier.

Die Flügel der Locomotive tragen jetzt den Reiſenden bis an die alte Hauptſtadt von Graubündten, das höchſt maleriſch in einem großartigen Bergkeſſel gelegene Chur. Von hier aus muß er ſich wieder der ſanfteren und gemüthlicheren Beförderungsart der Poſt anvertrauen. Da wir etwa um 11 Uhr Vormittags mit dem Morgenzuge

von Ragaz in Chur anlangten, und die Behörden eine unmittelbare Verbindung der beiden, auf Dampf und gewöhnliche Pferdekraft gegründeten Institute noch nicht für nothwendig erachtet haben, mußten wir die andere Hälfte des Tages und die Nacht in Chur zubringen. Erst in den frühen Morgenstunden geht die Post über den Julierpaß in das Oberengadin ab; es bleibt daher Zeit genug übrig, die Merkwürdigkeiten der alten Schweizerstadt zu besichtigen. Ein gutes Quartier war bald in dem Hotel zum Steinbock an der Plessur, einem den kleinen Ort durchströmenden Bergwasser, gefunden, wenn auch der alte Cicerone, der vor dem Hause stand, und sein Leben spärlich durch Führung der wenigen Reisenden, die einige Zeit in Chur verweilen, zu fristen schien, ganz offen und ehrlich seine Besorgniß für eine lange Existenz des Hotels aussprach. Der Greis hatte eine ungewöhnliche Art, seinen Kunden den Aufenthalt in dem Hause angenehm zu machen, dessen weiterer Wirkungskreis doch ihn selber ernährte. Er führte uns auf die, vor den Thüren des Steinbocks mündende Brücke, deutete auf die hohen, von Felsstücken aufgemauerten, aber von der Plessur dennoch schwer beschädigten Wände des Flußbettes, und erzählte, daß Wolkenbrüche im Gebirge, und von ihnen mit fortgerissene alte Schneelager oder Lavinenüberreste, am vorigen Tage die an die Plessur grenzenden Gebäude, namentlich das Hotel Steinbock mit der größten Gefahr bedroht hätten. Wirklich trug das Gletscherungethüm wenig Einladendes an sich. Noch immer trieb es gebrochene Nadelhölzer und Buschwerk vor sich her, und rollte ansehnliche Steine weiter. Um den wichtigen Schutz

der Stadt, jene Ufermauer zu erhalten, hatte man große Tannen gefällt, und ſchleppte ſie mit Hilfe von Maulthieren und Ochſen herbei. Dann wurden ſtarke neue Stricke, deren man ſofort beim Beginn des Hochwaſſers für viele tauſend Franken hatte aus Zürich kommen laſſen, um das untere Ende der gewaltigen Baumſtämme geſchlungen, und dieſe dergeſtalt in die Pleſſur gelaſſen, daß die Gewalt der grauen Fluth den dichtbelaubten Stamm vor die ausgewaſchene Mauerſtelle drängte, wodurch die größere Waſſermaſſe genöthigt wurde, ſich einzuſchränken und die Mitte des Bettes zu vertiefen. Ueberall oberhalb der Brücke am Steinbock bemerkte man dieſe Vorkehrungen. Alle Gartenmauern waren durchlöchert, ſämmtliche ſtarken Obſtbäume ſahen wir von Stricken umſchlungen und alle zehn Schritte mußte man ſich bequemen, über mehrere ſolcher ausgeſpannten Seile zu ſteigen. Am gefährdetſten ſchien eine pittoreske Gruppe kleiner alter Häuschen mit allerlei Altanen am rechten Ufer der Pleſſur. Ihre abſchüſſigen Gärtchen waren untergraben, fortwährend riß das Waſſer brüchige Steine aus der ſchadhaften Mauer, aber die Einwohner ſchienen dem Wohlwollen der Vorſehung unbedingt zu vertrauen, denn durch die offenen Fenſter ſah man, wie ſie, unbehelligt von der drohenden Naturkraft, ruhig ihren Beſchäftigungen nachgingen und die alten Frauen wenige Schritte von der Todesgefahr ſorglos die kleinen Kinder hüteten. Noch weiter oberhalb hatte die Pleſſur die ärgſten Verwüſtungen angerichtet. Eine ganze Strecke der Promenade war hinabgeſtürzt und fortgeſchwemmt; um weiter zu kommen, mußten wir eine Weinbergsmauer

erklettern, in der Tiefe aber, wo die Fluth unabläſſig bohrte und drängte, ſahen wir einer Menge von Arbeitern zu, die aus Baumſtämmen und Felsſtücken dem böſen Gebirgsſtrom ein ſtarkes Wehr zu errichten ſuchten.

Unſer Bedauern konnte der bedrohten Stadt wenig helfen, auch mochten die Einwohner die Gefahr für überſtanden anſehen und demnächſt eine Wiederholung nicht fürchten. Die Leute, denen wir an den Ufern begegneten, ſprachen ſämmtlich die Hoffnung aus, man werde bis zum Eintritt der eigentlichen Hochwaſſer in den heißen Auguſttagen mit den Ausbeſſerungen und ſonſtigen Schutzarbeiten, falls nicht erneuerte Wolkenbrüche alle Mühen vergeblich machten, fertig werden.

Mit den Sehenswürdigkeiten des Orts iſt man bald fertig, vorausgeſetzt, daß man nicht mit dem Plane der Herausgabe eines neuen Reiſehandbuches, oder der Umarbeitung einer älteren Auflage umgeht. Wer von dieſer Qual frei iſt, darf ſich ungeſtört um halb ein Uhr mit dem üblichen Touriſtenſchwarm an die Table d'hote ſetzen, und dann der Sieſta obliegen, welcher man hier ſchon nicht mehr ganz entbehren kann. Mit aller Bequemlichkeit ſteigt man dann um die Zeit der ſinkenden Sonne nach dem alten Luciusdome empor, läßt ſich von dem redſeligen Küſter alle ſeine Alterthümer zeigen, halb vermoderte Kirchengewänder, koſtbare Gefäße, ſilberne Büſten, verblichene Gemälde an den dunkelſten Stellen des Gotteshauſes, Grabſteine, deren Buchſtaben von den Sohlen eines halben Dutzends Jahrhunderte abgenutzt ſind, und zahlt ſchließlich den üblichen Franc.

Ein wundervoller Abend ſteigt aus der Tiefe der

Thäler und Schlünde empor, nur die Felskolosse genießen noch das röthliche warme Licht der Sonne. Allmälig dunkelt die Luft in tiefes Blau, und über dem steilen Calanda, gerade dort, wo seine geborstenen Massen über dem verlorenen Städtchen Felsberg niederhangen, glitzert der erste Stern. Mit ihren ergreifenden Stimmen laden die Glocken der Stadt zum Ave Maria, der Bettler, der uns den Bergpfad hinauf verfolgt, beugt seine Kniee, und aus einer fernen Felseinsamkeit trägt der Abendwind, als die unteren Kirchglocken verstummen, noch den frommlallenden Laut eines Kapellenglöckchens herüber. Das Laub der Bäume, die Blüthen und Gräser der Matten erwachen und hauchen in der rasch um sich greifenden nächtlichen Kühlung aromatische Düfte aus; es wird Zeit ein Unterkommen zu suchen, da die Post schon eine Stunde nach Sonnenaufgang ihren Passagieren entgegen sieht.

Die Aufregung der Herren und Damen, welche am Morgen die Minute der Abfahrt nicht erwarten zu können scheinen, und ungeachtet der ihnen bei der Einschreibung ertheilten Nummer, immer noch auf eine Ueberraschung mit Coupéplätzen hoffen, bildet einen unbeschreiblich komischen Gegensatz zu der unverwüstlichen Gelassenheit sämmtlicher Postbeamten. Der lange und hagere Herr, der hier die obersten Befehle ertheilt, hat augenscheinlich von allen Passagieren keine bessere Ansicht, als der Besitzer eines Hühnerhofes von den Küchlein, die er in Körbe zu packen und auf den Wochenmarkt zu führen gedenkt. Sie gackern um seine Füße, er aber weiß, daß sie ihm nicht entgehen können. Endlich sind alle Koffer auf dem Ver-

deck des Hauptwagens geſchichtet und bedeckt, kleinere Päckereien in dem hinteren Verſchluß untergebracht, und der große Proceß der Niederlaſſung der Reiſenden ſoll beginnen. Mit der Liſte in der Hand tritt jener lange und hagere Herr an den Hauptwagen, und zwanzig Herren und Damen folgen ihm haſtig, als ob für ſie alle darin Platz wäre. Ganz ſicher ſind nur zwei ſpiegelblank raſirte Gentlemen mit vielen, in ſchwarze Wachsleinwand gehüllten Effecten, weil ſie telegraphiſch vorausbeſtellte und bezahlte Coupéplätze beanſpruchen. Die Thür des Coupé's wird für ſie geöffnet, und zum Entſetzen der Blankraſirten, ſelbſt zum Erſtaunen des hageren Beamten, ſitzen bereits zwei ältere Herren ſicher und warm in dem Neſte. Trotz einem Anſtrich von moraliſcher Aengſtlichkeit entwickeln ſie doch viele künſtliche Frechheit. Der Beamte redet ſie an, und fordert ſie auf auszuſteigen. Der erſte Herr iſt beſtrebt, Taubſtummheit zu ſimuliren, aber ſein furchtſamerer Nachbar zieht verlegen geworden den Poſtſchein hervor, und ſucht durch die Nummer des Platzes ſein Anrecht auf den beliebten Platz zu legitimiren. Leider überzeugt der Beweis nicht den entſcheidenden Beamten, die Herren werden liebevoll aus dem Coupé gezogen, um ſpäter in den Beiwagen verſetzt zu werden, und die eigentlichen Inhaber ſteigen würdevoll ein. Die Vertheilung der Uebrigen macht keine Schwierigkeiten, nur ein kleiner, etwas ſchwärzlicher Knabe aus Frankreich, deſſen Mutter und Tante für ihn einen eignen Platz beanſpruchen, iſt nicht leicht den Wünſchen ſeiner Lieben gemäß unterzubringen, wird aber ſchließlich doch von den Damen auf den Schooß genommen. Zwei junge Frauen

mit großen Crinolinen werden von ihrem Cavalier bei der Erſteigung der hinteren hohen Bankettſitze unterſtützt, und gewähren den Untenſtehenden wider ihren Willen einen ſeltenen landſchaftlichen Proſpect; wir zuletzt Inſcribirten werden in einer Anzahl von ſechs Herren in den Beiwagen d. h. in eine Art hinten hängenden Menageriekaſten gepackt. Die Poſtillone ſitzen auf und in wenigen Augenblicken fahren wir langſam die Bergwand oberhalb der Stadt hinan. Drei Herren ſteigen aus und behaupten, es in dem engen Wagen nicht aushalten zu können. Ein Morgenſpaziergang auf der ſchönen Chauſſee in der lieblichen Gebirgsluft und dem dichten Schatten der alten Tannen, ſei weit vorzuziehen. Außer mir und zwei älteren Republikanern, deren einer die italieniſche Abkunft nicht verleugnen kann, bleibt niemand im Wagen. Das Triumvirat verſchwindet für eine Stunde, es ſchneidet durch Einhaltung des alten Saumpfades viele Windungen der Fahrſtraße ab, ſtellt ſich aber doch endlich in Schweiß gebadet wieder ein, und verſchmäht nicht die Anfangs ſo unſäglich verachteten Plätze.

Von zwei der Herren läßt ſich nichts ſagen, als daß ſie in die zahlreiche Kategorie derjenigen Reiſenden gehören, die man die touriſtiſchen Schafsköpfe nennen ſollte. Einmal in den Reiſeſtrom gerathen, ſchließen ſie ſich von Ort zu Ort, von Berg zu Berg, der Majorität an, hören überall mit Andacht und in löblichem Schweigen den Geſprächen klügerer Leute zu, und werden endlich durch den Kreislauf der meiſten Routen unvermerkt mit leerem Geldbeutel wieder in die heimiſchen Bahnhöfe befördert. Der dritte Herr war eine oppoſitionelle Natur;

aus der Schweiz gebürtig, hatte er mehrere Monate in Berlin gelebt und befand sich in der Reizbarkeit eines Menschen, dem eine Weltstadt imponirt hat, und der doch diese Wirkung aus lächerlichem Hochmuth sich selbst und Anderen nicht eingestehen will, sondern allerlei Verwerflichkeiten hervorsucht, um den großen Ort möglichst zu verkleinern. Die beiden älteren Schweizer durchschauten ihn sofort und trieben mit der Sicherheit gebildeter Leute ihr ironisches Spiel mit ihm. Von Minute zu Minute wurde die Unterhaltung heiterer.

Die scharfe Bergluft und die anstrengende Promenade hatte den Appetit des Herrn geschärft; er rüstete sich mithin zum Frühstück. Mit der Zwanglosigkeit eines Mannes, der weniger daran gewöhnt ist, sein Mahl an sauber gedeckten Tischen unter Anwendung der üblichen Tafelgeschirre, und in Gesellschaft gebildeter Personen einzunehmen, als vielmehr in Fuhrmannskneipen und auf Feldsteinen sitzend, am Rande kühler Quellen, zog er ein großes Taschenmesser, ein Stück trockenes Brod und ein in Papier gerolltes, durchaus nicht verlockend aussehendes Wurstfragment hervor, und begann die Fütterung, indem er bald ein Stück Brod, bald ein derbes Segment Wurst herunterschnitt und in den Mund steckte. Die Schweizer ließen ihn zuerst einen Theil verschlingen, dann fragte der Italienische mit unbeschreiblicher Höflichkeit, ob besagte Wurst nicht ein Präparat aus Pferdefleisch ein könne? Die Touristen aus der Kategorie Schafskopf lachten auf, und der Feinschmecker schnitt ein wüthendes Gesicht. Ihn kränkte wahrscheinlich gleich sehr der heimtückische Angriff auf seinen Geschmack, wie

die Möglichkeit, von einem argliſtigen Fleiſchhauer wirklich hinter das Licht geführt worden zu ſein. „Bei uns nicht!“ murrte er erboſt, „ja, wenn es noch in Berlin wäre!“ Meine arme Heimath mußte wieder den Unmuth des Mannes entgelten, aber ich war entſchloſſen, ſie zu rächen. „Ganz gewiß,“ ſagte ich zu dem Unzufriedenen „werden bei uns Pferde geſchlachtet und ihre verſchiedenen Theile öffentlich verkauft, auch daraus Würſte verfertigt. Man verfährt aber dabei mit vollkommener Oeffentlichkeit, die Zahl der Pferde wird jährlich bekannt gemacht, und die Verkaufsſtellen des Fleiſches ſind durch deutliche Schilder für Jedermann gekennzeichnet. Aber wenn auch die angefertigten Würſte billiger ſein mögen, ſo viel kann ich Ihnen eidlich verſichern, jene wirkliche Pferdewurſt, die ich einmal in meinem Leben zu ſehen die Ehre hatte, zeichnete ſich durch ein viel appetitlicheres Exterieur aus, und noch ungleich beſſer, als das verdächtige Fleiſchgehack, deſſen Sie ſich zum Frühſtück bedienen!“ Die Lacher waren auf meiner Seite, der Herr mit dem Taſchenmeſſer brummte giftig etwas in den Bart, verſteckte die Wurſt wieder in ihre Zeitungsenveloppe, und endete ſein Dejeuner mit trockenem Brote, zu dem ich ihm einen Schluck Kirſchwaſſer anbot, den er natürlich mit finſteren Mienen ablehnte. Die Höhe des erſten Paſſes war inzwiſchen erklommen, und die Wagen rollten wieder in ſcharfem Trabe bergab.

Die Vertreter der erwähnten Kategorie trennten ſich hier von uns, und auch der widerlegte Polemiker, der Mann der Wurſt, zog ab, um einen Abſtecher nach dem Bade Alvenen zu machen; der Aufenthalt in den hinteren

sechssitzigen Kästchten, die leider an allen für uns bestimmten, und auf mehreren Stationen gewechselten Beiwägen vorhanden waren, wurde von jetzt an durch eine Mannigfaltigkeit der einsteigenden Personen interessanter. Wir erhielten sogar Damengesellschaft. Zuerst eine seit wenigen Monaten verheirathete junge Frau, mit einem glasäugigen Buben aus der Verwandtschaft ihres Mannes. Ein vertrauliches Gespräch mit den beiden alten Schweizern war bald hergestellt, und erinnerte mich durch die Art, wie die Alten gemüthlich die junge Frau über ihre Familienverhältnisse ausfragten, dabei aber eine große Bekanntschaft mit den Stammbäumen vieler Schweizergeschlechter entwickelten, und unbedingtes Lob über die Mitglieder der Familie des Mannes zur größten Freude des jungen Wesens aussprachen, an die Gespräche im alten Testamente und die feierliche Begegnungen der Heroen im Homer. Etwas gleich Patriarchalisches lag in dem Empfange des Knechtes, der bald darauf, als wir vor dem Hause der jungen Frau anlangten, seiner Herrin vertraulich, und doch ehrerbietig aus dem Wagen half, und dabei den großen zottigen Hund abwehrte, weil er sich nicht verhindern lassen wollte, gleichfalls Hülfe zu leisten. Nur einige, sogar gröbliche Anspielungen, welche sich die bejahrten Patriarchen auf den neuen Ehestand erlaubten, widersprachen den Sittenschilderungen der Bibel und des alten griechischen Sängers, doch wehrte die arme, wenig in der Redekunst geübte Frau, die rhetorischen Anfechtungen so unbefangen und kunstlos ab, daß sie in jedem Salon sofort ihr Glück unter der erfahreneren Herrenwelt gemacht haben würde.

Ein auf ſie folgender italieniſcher Baarfüßermönch brachte eine andere Wirkung hervor. Durch ſeinen geiſtlichen Beruf daran gewöhnt, Menſchen der verſchiedenſten Gattungen anzureden und für ſein Intereſſe zu gewinnen, bemächtigte er ſich ſofort der Führung des Geſpräches in ſeinem wohllautenden Idiom, und fand in dem italieniſchen Schweizer einen emſigen Gefährten der Unterhaltung. Als ſie ſich über die Verhältniſſe der Geiſtlichen in einem Thale, deſſen Namen mir leider entgangen war, ausgeſprochen hatten, zog der Mönch eine in Quart auf feinſtem Velinpapier gedruckte Broſchüre hervor, und es gelang mir, da ich dicht neben ihm ſaß, zu erkennen, daß die Schrift eine Ermahnung des Papſtes an die Mitglieder des Ordens war, unter den obwaltenden Umſtänden alles, was gerade in ihren Kräften, denen umherwandernder Prieſter, ſtehe, für die Kirche zu thun. Der eifrig leſende Geiſtliche war kein unintereſſanter Mann und trug ſein überaus einfaches braunes Gewand ſogar mit einer gewiſſen Eleganz, wie denn auch ſein Roſenkranz aus feinem Holze gearbeitet und zierlich polirt war. Einem kühnen Ausdruck in ſeinen Geſichtszügen nach hätte er ebenſo paſſend eine Uniform oder den Rock eines Jägers tragen können, und ſein raſcher feſter Blick verrieth, daß er ſeiner geiſtlichen Verbrüderung noch nicht allzu lange angehöre.

Nach einiger Zeit wurde er durch einen angenehmen jungen Mann aus Norddeutſchland und eine junge Schweizerin erſetzt. Die Frau war mit ihrem vierjährigen Knaben ſeit fünf Uhr Morgens zu Fuß unterwegs, und hatte mit dem kräftigen Kinde den Schynpaß überſtiegen;

jetzt wollte sie die Hülfe des Postwagens in Anspruch nehmen, um Abends noch rechtzeitig ihre Heimath in Campher bei St. Moritz zu erreichen. Auf solche Weise erzieht man tapfere Soldaten und kühne Gemsjäger. Der rothbackige Bursch mit blonden Locken sah ungeachtet des siebenstündigen Marsches noch frisch genug aus, kaum saß er aber im Wagen, als die Spannkraft aller Glieder nachließ, er wie ein Kartenhaus zusammenfiel, mit dem Kopfe in den Schooß der lächelnden Mutter sank, und nun einen Schlaf entwickelte, der ohne Unterbrechung bis zur Abenddämmerung anhielt, während seine Mutter, wie eine treue Henne, ihn bald mit ihrem Tuche gegen die Kälte schützte, bald seine Arme und Beine zurechtrückte, um nicht die übrigen Passagiere zu belästigen. Mehr als den Besitz von Millionen konnte man diesen Schlaf beneiden, der durch keine Stöße, kein Geräusch, keinen Personenwechsel gestört werden konnte. Er war in seiner Festigkeit eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und ein würdiges Object für die wißbegierige Medicin, die ihn ungestraft mit beißen Zangen geknippen hätte.

Die erste Paßhöhe von Chur aus beträgt etwa 4500 Fuß und führt durch eine Reihe schöner Wald- und Berglandschaften, aber erst von hier an entwickelt sie einen großartigeren Charakter, und der kleine Ort Tiefenkasten gewährt am Ausgange der sich über ihm schlangenartig herabwindenden Straße einen sehr malerischen Anblick. Bald darauf gelangt man in das Oberhalbsteiner Thal, in dessen Tiefe ein gleichnamiger mächtiger Zufluß des Rheines — man legt hier jedem Bergwasser den Titel „Rhein" bei, wie in Tyrol die überall gültige Be-

zeichnung „Ache" — über Felsblöcke ſtürzt, und nicht weit von Molins eine lange Reihe der prachtvollen Cascaden bildet, auf welche wir unſere Landſchaftsmaler aufmerkſam machen möchten, da ſie eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Waſſerſtürze, der Felsfarben, der Spiegelungen auf blanken Platten, der Wildheit ihrer Ufer und der ſonſtigen Terrainbildung bieten. Die Straße am Saum der hohen und von vielen Dörfern bevölkerten Thalwände iſt an mehreren Stellen nicht ohne Bedenklichkeit. Es fehlt nicht an Gallerien zu ihrem Schutz, und einmal fuhren wir über eine Strecke, wo durch Felsſtürze in Folge heftigen Regens die Chauſſee vollkommen zerſtört und nur am vorigen Tage leidlich wieder hergeſtellt worden war. Noch hingen ſeitwärts in einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß hausgroße Blöcke an der abſchüſſigen Bahn und warteten auf das nächſte Gewitter, um gleichfalls herabzugleiten. Die Unterhaltung im Wagen pflegte ſtets an ſolchen bedenklichen Orten zu ſtocken.

In Molins vereinigte ein freundſchaftliches Mittageſſen wieder die ganze Reiſegenoſſenſchaft, deren größerer Theil aus Badekunden für St. Moritz beſtand, und eine Stunde darauf hatten wir Stalla erreicht, den Anfangspunkt der eigentlichen Julier-Paßſtraße. Schon bis hierher waren wir mehrmals ausgeſtiegen und hinter dem ſich ſchwer bergan ſchleichenden Poſtwagen langſam einhergegangen. Die reine Luft der Höhe von Stalla, die ſchon 5000 Fuß überſteigt, und die Ausſicht auf eine zweiſtündige Schneckenfahrt bis auf den Julier, vermochte den zuletzt eingeſtiegenen norddeutſchen Reiſegefährten und mich, von Stalla aus, wo wieder ein Pferdewechſel

ſtattfand, vorauszugehen. Die Poſtillione holten uns nach einem Viertelſtündchen ein, und verſicherten, wir könnten bei der bevorſtehenden Steigung der Straße ruhig zu Fuße gehen, und doch rechtzeitig die Wagen erreichen. Wir vertrauten ihren Worten und übereilten uns keineswegs, da die öde Alpengegend, die großartige Ruhe, der ſüße Geruch der blühenden Matten und die ringsum niederblickenden, zum Theil ſchon mit Schnee bedeckten Felshörner unſere Aufmerkſamkeit feſſelten. Aber wir blickten einander etwas verlegen an, als wir um einen Felsvorſprung bogen, und die beiden Geſpanne, ſchon 1500 Schritte vor uns, auf einer leidlich ebenen Straße, im raſchen Trabe vorwärts fahren ſahen, und ſich bei der Baumloſigkeit der Gegend, zwiſchen geringen Hebungen des Terrains, mehrere ebene Straßenſtrecken zeigten, auf denen die Sechsgeſpanne einen immer weiteren Vorſprung vor uns armen Zweifüßlern gewinnen mußten. Daß bei der regelmäßigen Berechnung der zurückzulegenden Dimenſionen auf Nachzügler und Saumſelige bei Ueberſteigung von Päſſen nie gewartet wird, wußte ich aus eigener Erfahrung und vielen Reiſeberichten. Ein ohnmächtiger Verſuch, durch Winken mit einem weißen Taſchentuche uns den Poſtillonen bemerklich zu machen, wurde raſch eingeſtellt, und wir ſahen ſofort ein, daß wir lediglich unſeren eigenen Beinen zu vertrauen hätten, wenn wir noch am Abende deſſelben Tages im Oberengadin ſchlafen wollten. Schweigend marſchirten wir beſchleunigten Schrittes über die ebene Chauſſee, erſtiegen dann die Höhe, und erblickten die beiden Wagen, immer im Trab, in noch weiterer Entfernung. Die Linie der

Straße ſelber vermochten wir nicht mit den Augen zu verfolgen, da ſich Bergvorſprünge vorſchoben, und die Luft ſich in der Ferne verdunkelte. Der Wind hatte ſich gedreht, um einzelne Hörner wob ſich Gewölk zuſammen, und die erſten Tropfen eines leichten Regenſchauers trafen unſere Nacken. Die Sachlage wurde peinlich; weit und breit war kein Obdach zu entdecken. Für den Fall eines ausbrechenden Unwetters wurde der Umſtand für uns dadurch beſonders mißlich, daß wir nur mit leichten Sommerröcken bekleidet, die Plaids und Paletots im Wagen zurück gelaſſen hatten. Nicht einmal die Korbflaſchen mit Kirſchwaſſer ſtanden uns als Stärkungsmittel zu Gebote. Es blieb nichs weiter übrig, als in Erwartung einer günſtigen Wendung aus Leibeskräften das ungleiche Wettrennen mit der Poſt, trotzdem wir wahrlich ſchon um mehr, als eine Naſenlänge geſchlagen waren, fortzuſetzen. Schweigend wanderten wir ſtarken Schrittes beinahe eine Stunde, da wandte ſich die Chauſſee abermals um einen Bergvorſprung, und mein Gefährte, der an zwanzig Jahre jünger als ich, mir ſchon liebevoll den Arm geboten, deutete ſchweigend auf einen weitgeſtreckten ſteilen Bergabhang vor uns. Es war eine jener Paßgegenden, wo ſchwere Wagen in gedehntem, allmählig und bequem bergauf führendem Zickzack fahren müſſen, das Saumthier und der Fußgänger aber die Krümmungen auf geradem Bergpfade abzuſchneiden im Stande ſind. In der dritten Linie über uns krochen langſam die Pferde den kahlen Berg hinan, aber es blieben zum Glück noch mehrere beträchtliche Windungen des Weges übrig, ehe die Geſpanne die Höhe dieſer Thalſtufe erreicht hatten und ſich auf

ziemlich ebenem Boden, nach der Weise der starken Bergpferde wieder in Trab setzen konnten. Alles kam nun darauf an, auf den Querpfaden den Wagen den Vorsprung abzugewinnen, denn auch abermalige Nothzeichen mit den Taschentüchern blieben unbeachtet. Bei meiner Kurzsichtigkeit verzweifelte ich an dem Gelingen, allein der Gefährte, dessen Jägerauge weit trug, behauptete: es sei möglich, wir sollten die Hoffnung nicht aufgeben.

Wir beschritten also den verkommenen, alten Saumpfad, und von Stein zu Stein, über quellenreiche Stellen oder scharfes Geröll springend, kamen wir den Wagen näher. Jetzt schritten sie nur noch in der zweiten Linie über uns, aber es war die vorletzte, und wenn sie die letzte Krümmung überwunden hatten, waren sie nicht mehr einzuholen, denn meine Kräfte, als die eines am Schreibtisch muskelschwach gewordenen Menschen, waren im Schwinden begriffen, und die Lungen wollten die übermäßige Anstrengung nicht mehr ertragen. Der jüngere Gefährte hieß mich jedoch den Muth nicht sinken zu lassen. „Noch fünf Minuten", sagte er, „und der Sieg ist unser!"

Halb voller Hoffnung, halb voller Verzweiflung, gingen wir wieder drauf los, und wirklich, als wir hastig über das ungemein brüchige, und mit Gras überwachsene Gestein gestolpert waren, rief der Gefährte: „Noch einen Schlag, und wir haben sie!"

Die Gespanne fuhren immer noch über und vor uns, schnitten wir jedoch jetzt den Fahrweg auf dem Saumpfade ab, so befanden wir uns vor ihnen, denn diese

Krümmung war ziemlich weit. Jetzt war es nicht einmal mehr nothwendig, die äußersten Anstrengungen zu machen. Und es war gut, denn mir wurde nach dem fast zweistündigen mörderischen Wettlauf schwarz vor den Augen, meine Knie wankten, ich fühlte, daß ich oben auf der Höhe liegen bleiben würde.

Noch weiß ich nicht, wie ich den letzten Durchschnitt zurückgelegt, da tönte mir das Hurrah meines Leidensgefährten ins Ohr: „Wir haben sie! wir haben sie! jetzt können wir ihnen noch entgegen gehen!“

Es war ein Gefühl der unbeschreiblichen Lust und wilden Ironie, die Kasten mit ihren Sechsgespannen, gleichgültigen Conducteuren und Postillonen, an hundert Schritt seitwärts, unter uns bergan klettern zu sehen.

Jetzt kamen sie heran, die alten guten Schweizer rissen die Thür unseres hinteren Sitzkastens auf, und über die eisernen Treppenstufen stolpernd, gezogen und geschoben, fiel ich todesmatt auf unseren im Herrn schlafenden vierjährigen Bua. Zum Entgelt gab er mir einen derben Fußtritt, wachte jedoch nicht auf. Die Fenster wurden geschlossen, die erhitzten, von Schweiß triefenden Körper in Plaids und Oberröcke gewickelt, das Kirschwasser zu Hilfe genommen, und nach einer halben Stunde gottloser Weise das Abenteuer von einer lustigen Seite angesehen. Nur die Schweizer verwiesen uns mit vollem Recht unsere Thorheit, und warfen dem scherzenden Gefährten zuletzt die Frage entgegen, auf welche er freilich die Antwort schuldig bleiben mußte: „Was wir gethan hätten, wenn wir im letzten glücklichen Momente nicht die Post noch überholt hätten?“

Mehr als zwanzig Minuten über der letzten Windung wurde nämlich wieder Trab gefahren, eine Strecke, zu der wir als erschöpfte Fußgänger mehr als eine Stunde gebraucht! Wir hatten wirklich eine große Unvorsichtigkeit begangen. Dafür verursachte uns jetzt die sichere Fahrt desto größeres Vergnügen. Wir betrachteten einige wüste und schmutzige Sennhütten, vor denen seitwärts in der Höhe munteres Vieh umhersprang, junge Ziegen mit einander kämpften, und lautschäumende Bäche von Stein zu Stein stürzten, wie Feenpaläste. In ihnen hätten wir ja im Falle der Noth Obdach gefunden. Zwei englische Herren, die mit ihren Effecten, wie Maulthiere bepackt, den Paß herabkamen, und die Wegstunden, die wir athemlos, in Todesangst durchmessen, zu ihrem touristischen Vergnügen bergab gingen, erregten unsere höchste Bewunderung. Sie glichen guten Genien der immer wilder und winterlicher werdenden Gegend. Ueberall lag Schnee, die Vegetation schien fast ganz zu verschwinden, nur eine bergamaskische Schafheerde fand am Rande eines sonnig gelegenen Abgrundes reichliche Nahrung. Die beiden angeblich römischen Meilensteine, welche 7000 Fuß hoch auf der Paßhöhe standen und norddeutschen Prellsteinen an den Straßenecken sprechend ähnlich sahen, wurden unwissenschaftlich genug von uns Undankbaren nicht näher besichtigt, da eben wieder Trab gefahren werden sollte! Das Wort „Trab" konnten wir ja nicht ohne Herzklopfen anhören. Noch eine durchfröstelte Viertelstunde, und die Straße schien in einen Abgrund zu führen. Uns gegenüber lagen im Abendsonnenschein die ungeheuren Schneeberge des Ober-Engadin, tief unten an einem grün-

ſchimmernden See das weiße, zierliche Städtchen Silvaplana, und durch eine rieſige nachtdunkle Arvenwaldung jagten die Poſtillone den Bergabhang hinunter in vielen Windungen in das gaſtliche Thal an die Ufer des jungen Inn.

Im Oberengadin.

Die norddeutſchen Aerzte halten es in den letzten Jahren für rathſam, ihre Nervenleidenden in das ungemein hoch gelegene Innthal und zwar mit beſonderer Vorliebe in das, ſeit Jahrhunderten bei unſeren romaniſchen Nachbaren hochberühmte Bad St. Moritz, in der Nähe von Silvaplana zu ſenden. Die Anweſenheit einer Menge von männlichen und weiblichen Sendboten der Heilwiſſenſchaft in dem Dorfe St. Moritz, das einige hundert Fuß höher, als das eigentliche Bad, über dem linken Ufer des Inn, am Bergabhange gelegen iſt, bewies uns bei der Ankunft von Julierpaß ſogleich, daß die ärztlichen Schriften nicht vergebens verfaßt, die weiſen Rathſchläge nicht in den Wind geſprochen worden waren. Längſt war das unten am See belegene Badehaus, obgleich nicht allein von Norddeutſchen, überfüllt, und die ſpäter Ankommenden hatten ſich bereits genöthigt geſehen, in den zahlreichen Penſionen des Dorfes ein Unterkommen zu ſuchen. Da aber jeder tägliche Poſtzug ſowohl aus dem Norden, als auch aus dem Süden, einen beträchtlichen Nachſchub brachte und das erwähnte Bad, wie wir uns

ſpäter durch Geſpräche mit italieniſchen Kurgäſten überzeugten, neuerdings vielfach von den Aerzten Mailands ihren Kranken empfohlen wird, fürchtete man ſchon, die Neuangekommenen nicht mehr unterbringen zu können.

Nicht zu der Zahl derjenigen gehörig, welche alle ihre Hoffnungen auf den Gebrauch der Quelle geſetzt hatten, hielten wir es für gewiſſenlos, durch unſer Bleiben den geringen Raum noch mehr zu beſchränken, und beſchloſſen, unſere Reiſe noch eine Stunde weiter fortzuſetzen, und bis auf Weiteres das Standquartier in dem Hauptort des Oberengadin, in Samaden, aufzuſchlagen. Zwar nicht gegen die Quelle und die Kur, aber doch gegen die Reize der Geſelligkeit in St. Moritz ſprach eine gewiſſe Wehmuth, womit uns einige länger anweſende berliner Freunde vor dem Poſthauſe begrüßten, und nach Samaden abfahren ſahen. Ein Kurgaſt, der in einem Hochthal reichliche 500 Fuß emporſteigt, um in einer etwas ſpäten Abendſtunde, alſo ſchon wider die ſtrenge Badeſitte, ſein armes Herz durch den Anblick der neuen Ankömmlinge zu erwärmen, muß nicht durch eine Fülle von Vergnügungen blaſirt ſein. Außerdem ſchien auch das Dorf St. Moritz in ſocialer Hinſicht nicht Genügendes zu leiſten, denn außer der auf die Fremden angewieſenen Bevölkerung ſtand die ganze Badegenoſſenſchaft vor den Hausthüren und auf den ſteinernen Treppen, um mit einer dankbaren Spannung, die an eine erſte Operuvorſtellung zu Paris oder Berlin erinnert, die Gäſte in Augenſchein zu nehmen. Unter jeder Bedingung wurden in dieſer ſtillen Alpengegend die Nerven nicht durch „Ueberreizung“ ruinirt.

Die Scenerie veränderte ſich ſehr bald, als wir nach flüchtigem Abſchiede und dem Verſprechen der baldigen Wiederkehr den Weg über Creſta und Cellerina nach Samaden einſchlugen. Die letzten in der ſcharfen Abendluft luſtwandelnden Kurgäſte verſchwanden, und weithin ſtarb der zwiſchen Matten, Arven und Lärchen hinlaufende Weg aus. Die ſo enge, als ob die fröſtelnden Häuſer ſich unter einander wärmen wollten, zuſammengebauten Ortſchaften glichen in dem bleichen Abendlichte Haufen von weißen Leichenſteinen, die himmelhohen, tief hinab von Schnee gefleckten Felſen, im Hintergrunde die weit ausgedehnten Firnmeere des Bernina, die bizarre Kuppe des Piz Languard, die öden, ganz von Sennhütten und Heuſtadeln entblößten Matten ſtanden damit im ſchwermüthigen Einklange. In den engen und holprigen Straßen oder Gaſſen von Samaden herrſchte tiefes Schweigen. Nur auf dem kleinen Raume vor dem unſcheinbaren Poſthauſe ſtanden einige Männer und ſprachen leiſe in der zunehmenden Dunkelheit. Hier wurden wir kaum beachtet, nur durch freundliche Bitten gelang es uns, eine kleine Führerin nach dem Bernina-Hotel, und ſpäter zwei Männer zu finden, die ſich herabließen, unſere Koffer nach dem Hotel zu tragen. Der Empfang des Wirthes, eines Signor Fanconi, war dagegen ungleich zuvorkommender. Schnell wurde uns ein, in Hinſicht der Ausſicht günſtig gelegenes Zimmer angewieſen, eine im Verhältniß zu der kurzen Dauer unſeres Aufenthaltes ſehr billige Penſion verabredet, und dann ſofort zum Souper geklingelt, das uns gleich in die Mitte der Penſionäre führte, und durch die Anzahl der Gänge und die gediegene Zubereitung der Speiſen überraſchte.

Auch hier hatte sich ein Häuflein von Landsleuten, wenn schon nicht zu Kurzwecken, angesiedelt. Sie waren rüstige Bergsteiger, und warteten nur auf das Wegthauen des noch auf vielen hohen Punkten lagernden, in den letzten Tagen frischgefallenen Schnees, um dann ihre kühnen Streifzüge zu beginnen. Ihr rüstiges Handwerk klang aus dem Tritt der schweren Alpenschuhe; sie trennten sich von den mannshohen, mit eisernen Spitzen beschlagenen Stöcken kaum im Eßsaal; sie führten ernste Berggespräche über Gletscherwanderungen, Lavinen und Unsicherheit des Wetters. Einer trug sogar an der Uhrkette einen kleinen Compaß, und beobachtete, da es nichts besseres zu thun gab, bis auf Weiteres die Stellung jeder neu aufgetragenen Schüssel. Die Landsleute ihrerseits betrachteten ihn als ihr Orakel. Es mochte sie wesentlich beruhigen, daß einer aus ihrer Mitte im Stande war, zu jeder Stunde des Tages, oder der Nacht die Richtung nach Norden anzugeben. Da wir nicht wie fanatische Bergsteiger aussahen, behandelten sie uns mit einem gewissen Mitleid; es schien ihnen kläglich, daß Sonntagsfußgänger sich in so ursprüngliche Gegenden wagten und in die Gesellschaft eigentlicher Alpenkenner mischten.

Unsere große Ermüdung ließ uns sehr fest schlafen, und einen doppelten Wasserfall, der sich unter den Fenstern des Zimmers befand, und während des Tages nebenbei eine Schneidemühle trieb, ganz überhören. Meine erste Sorge nach dem Frühstück, bei dem sich die Anwesenheit erfahrener Zuckerbäcker in Samaden durch einen unvergleichlich feinen Blätterteig verrieth, war die Besichtigung des kleinen Ortes. Die bisherigen Beschreibungen sind

ich im Ganzen etwas zu emphatiſch, und die Mehrzahl der Gebäude zwar bäuerlich anſtändig, aber keineswegs luxuriös. Nur einige ſtattliche Häuſer zeigten den Bauſtyl des Engadin, und in Treppen- und Fenſterverzierungen den Geſchmack des vorigen Jahrhunderts. Die überall ſprudelnde Fülle des trefflichſten Waſſers erquickte das Auge und Ohr. Ganz ungezwungen kamen Pferde, Ochſen, Kühe und Ziegen aus ihren Ställen, und labten ſich an den edlen Bergquellen. Die Reinlichkeit der Gaſſen war jedoch nicht größer, als ſie in jedem Orte zu ſein pflegt, der den Hauptnachdruck ſeiner Beſchäftigung auf die Viehzucht legt. Von Landbau war dagegen wenig zu bemerken. Hie und da vor dem Städtchen zog man etwas Kartoffeln, allein ſie glichen in dieſer Höhe von mehr als 5000 Fuß ſchon Zierpflanzen, und waren der Jahreszeit nach weit zurückgeblieben. Neben mehreren Häuſern ſauberer Art befanden ſich auch kleine Gärtchen im Umfange von nur achtzig bis hundert Quadratfuß. Die Sorgfalt, welche auf den Schutz und die reinliche Pflege derſelben gelegt war, verrieth die Sehnſucht der Oberengadiner nach den Anmuthigkeiten der Vegetation. Alle kleinen Beete waren mit ſtarken hölzernen Rahmen, und dieſe ebenein mit eiſernen Beſchlägen zuſammengehalten, damit die Regengüſſe und geſchmolzenen Schneemaſſen im Frühjahr, an dem Bergabhange die ſorgfältig aufgehäufte Erde nicht davonführten. In Samaden war Dammerde noch eine Neſtbarkeit und gewiſſe equeſtriſche Aepfel ſchienen für Freunde des Gartenbaues ebenſo werthvolle Gegenſtände des Aufhebens, als einſt die Aepfel der Atalante. Wie der Jüngling das Schönſte auf den

Fluren, ſo ſuchte ein verſtändiger Greis jenen landwirthſchaftlichen Segen auf der breiten Landſtraße nach Cellerina. Die Kirche des Ortes iſt überaus dürftig und entſpricht bei Weitem nicht der Wohlhabenheit des Ortes, dafür iſt ein Banquier vorhanden, der allerdings nebenbei noch ein erhebliches Waarengeſchäft betreibt. Ebenſo wenig fehlt es an einem Apotheker, der aber, Dank dem geſunden Klima, nicht ausdauernde Beſchäftigung zu finden ſcheint, und unter dem Namen „Iva“ einen nach Moſchus duftenden, jedoch ſehr lieblichen Liqueur verfertigt und ſehr billig verkauft. Wir können dieſen, aus einer Alpenpflanze extrahirten Saft allen Touriſten empfehlen. Von Zeitungen im unteren Schankzimmer des Hotels war außer den Organen Graubündtens, darunter dem romaniſch gedruckten, in Zuz erſcheinenden „Il Grieschun,“ nur die Augsburger Allgemeine vorhanden, und noch niemals habe ich ſie mit größerer Dankbarkeit gegen Herrn von Cotta in die Hand genommen und aufmerkſamer von der erſten bis zur letzten Seite geleſen!

Der landſchaftliche Charakter eines Heilquells oder Brunnenortes pflegt ſtets auch den dort verweilenden Kurgäſten einen mehr oder minder ſcharf ausgeprägten Stempel aufzudrücken; dieſe Bemerkung wird jeder achtſame Studioſus eines Waſſerpublikums ſchon gemacht haben. Zwiſchen den Patienten von Kiſſingen und Marienbad, von Salzbrunn und Franzensbad, von Rehme und Pyrmont, beſteht noch ein anderer feinerer Unterſchied, als der aus der Wirkſamkeit ihrer berühmten Quellen hervorgehende. Mehr, als wir zu glauben geneigt ſind, wird die wankende Schwäche unſerer Natur

von den verſchiedenartigſten äußeren Einflüſſen beſtimmt, und daſſelbe Individuum wird ſein Betragen, ja ſelbſt ſeine Gedanken und geheimen Stimmungen, je nach den Eindrücken der Außenwelt verändern müſſen. Die Söhne und Töchter der modernen Welt ſind zarter gebaut, als jene Helden des Alterthums, von denen ein Cäſar bei ſeinem Uebergange über die Alpen ſich gelaſſen mit geometriſchen Aufgaben beſchäftigte, ohne von der magiſchen Gewalt der Bergmaſſen irgend ſonſt innerlich ergriffen zu werden.

Es kann nicht fehlen, daß eine ſo außerordentliche Oertlichkeit, wie das zwiſchen fünf bis ſechstauſend Fuß hoch gelegene Bad St. Moritz, auch eine ſtarke phyſiſche, und gewiſſermaßen moraliſche Wirkung auf alle Perſonen ausübt, die ſich durch ſeinen Eiſenquell ſtärken wollen. Bei der Kürze unſeres nur viertägigen Aufenthaltes in dieſen, ohne Frage ſehr merkwürdigen, wenngleich nicht überall und immer mit dem touriſtiſch-volksthümlichen Geſchmack übereinſtimmenden Gegenden, können unſere Wahrnehmungen nur flüchtiger Art ſein; wir wollen ſie jedoch, und wäre es auch nur, um andere länger verweilende Beobachter zu ausführlicheren Mittheilungen geneigt zu machen, nicht unaufgezeichnet laſſen.

Schon nach kurzem Verweilen muß Jedermann auffallen, daß ſelbſt die anweſenden jüngeren Leute einen ernſthafteren Ton anſchlagen und einen Anſtrich von Nachdenklichkeit annehmen. Dergleichen drängt ſich an jedem Mittagstiſch, in jedem Kaffeeſalon des Oberengadin auf. Die Herren Naturforſcher mögen entſcheiden, inwiefern die dünnere Luft mit dazu beiträgt; gewiß iſt

unter allen Umständen, daß ſogar an durchaus hellen Tagen und milder Wärme, wie ſie hier in den ſonnigen Mittagsſtunden zu herrſchen pflegt, das Gemüth ſich nicht von einer vorherrſchenden Neigung zur Beſchaulichkeit frei macht. Verdunkelt ſich der Himmel, und tritt ſchlechtes Wetter, oder was daſſelbe heißt, herbſtliche Kälte ein, ſo kann ſich dieſer Umſtand bis zur Unerträglichkeit verſchlimmern. Schweren und triefenden Ballen ähnlich, wälzt ſich das Gewölk über die Thalſohle, ſo gut wie ein Kreuzfeuer bildet ſich ein vollſtändiger „Kreuzregen," und der ſcheinbar dicht über den Köpfen hinrollende unaufhörliche Donner zermalmt die Nerven des Gehirnes wie mit eiſernen Keulenſchlägen. In einer ſolchen abendlichen Situation blieb einſt nichts anderes übrig, als vor heilloſem Toben der Natur, eiſiger Kälte und unüberwindlichem Mißmuth, in das Bett zu flüchten, und alle vorhandenen Decken über den Kopf zu ziehen. Das eigenthümliche Klima erzeugt bei ſenſiblen Naturen vorübergehend eine Art von Gemüthskrankheit. Nach wenigen Stunden tritt aber auch wiederum eine wunderſame Reaction ein. Ein langſamer Spaziergang bei warmer Kleidung auf den zahlreichen ebenen Bergwegen, die trotz der großen Höhe der Gegend zu Gebote ſtehen, die überaus reine und energiſche Luft, und der aromatiſche Athem der ſeltenſten Alpenpflanzen, die hier bis hart an den Weg wachſen, und förmlich mit Füßen getreten werden, verleihen dann dem Herzen von Neuem Lebensmuth. Doch entwickelt ſich hier niemals jener innere Jubel, der aus dem Zuſammenwirken von ſchöner Mannigfaltigkeit der Gebirgsformen, Vielſeitigkeit der Vegetation und des

anregenden Schauspieles menschlichen Fleißes, in den Schweizerlanden hervorgeht; immer leidet man unter einer heimlichen Befangenheit.

Diese mag durch die großartige Einfachheit der Terraingestaltungen, die Eintönigkeit der Pflanzenwelt, und den sichtlichen Hang der Einwohner, enger, als an andern Orten, zusammen zu wohnen, erzeugt werden. Der fröhlichste Mensch, natürlich die nöthige Anlage zum Verständniß der Natur in ihm vorausgesetzt, wird sich, wenn er von der schönen Höhe des Dorfes St. Moritz ringsum blickt, und seinen gesammten Gesichtskreis von dunklen gigantischen Felssäulen umgeben sieht, über welche sich ein Himmel von dem wunderbarsten Blau wölbt, eines tiefen Ernstes niemals erwehren können. Selbst dem Leichtsinnigen wird hier nicht erspart, in sich zu gehen und einige prüfende Blicke in sein Allerheiligstes oder Allerprofanstes zu werfen. In keinem andern Bade wäre es vielleicht so wirksam, wie hier, nach dem Gebrauch der englischen Bibelgesellschaft neue Testamente in französischer, als der am allgemeinsten verbreiteten Sprache, an die Pensionen und Gasthäuser zu vertheilen, um zur gelegentlichen Nutzanwendung ihrer Bewohner in die einzelnen Zimmer gelegt zu werden. Auf die erträgliche Gefahr hin, sich dem Gelächter der Spötter auszusetzen, bekennt der Berichterstatter, daß der Brief des Paulus an die Römer, dieser Inbegriff edelster Weisheit, ihn in allen dunklen Abendstunden, als die tröstlichste Antwort auf diese stummen und wilden Ungeheuerlichkeiten der Natur, mehr denn jemals vorher in Anspruch genommen hat. Beharren wir nicht eigensinnig auf dem Stolz, der

Heuchelei, so müssen wir in unserem Leben die Erscheinung von Zuständen und Momenten einräumen, mögen wir uns nun Juden, Christen oder Türken nennen, welche uns wahrhaft gewaltsam zu der Betrachtung mahnen, daß unser freies Wissen, Glauben und Wollen nichts gemein hat mit der um uns pendelartig steigenden und fallenden Wucht der Atomistik. Ob der Apostel Paulus oder der Dichter Goethe; es ist derselbe Gedanke:

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Wasser und Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sei kein Wesen ihres Gleichen.

Das Kurhaus von St. Moritz selber liegt, wenn wir einen Märchenerzähler reden lassen, wie ein verwunschenes Schloß. So ansehnlich das große, fast palastähnliche Gebäude mit seinen Wirthschaftsräumlichkeiten ist; von der Höhe betrachtet, erinnert es doch nur an Nürnberger architektonisches Kinderspielzeug, und die Gruppe der Spaziergänger vor demselben an die Männlein und Fräulein, welche die kleinen Leierkasten verzieren, auf deren Leinwandstreifen geklebt sie, ohne die Beine zu bewegen, steif vorüberziehen; so bedeutend ist die Entfernung. An einen steil aufsteigenden, mit Arven bewaldeten Fels gelehnt, streckt das Haus seine beiden Flügel nach zwei kleinen hellgrünen, und zahlreich mit Forellen bevölkerten Bergsee'n aus, dem Troste Altenglands. Denn es gehört auch zu dem contemplativen Charakter des Engadins, daß der Gast, selbst wenn er aus dem Fischfange keine Liebhaberei macht, allmählig doch auf das Angeln verfällt und zuletzt nachdenklich auf einem sorg-

fältig zuſammengetragenen Steinhaufen am Inn ſitzend und die Angel handhabend geſehen wird. Alles, was zum „Stillvergnügtſein“ gehört, iſt hier an der Tagesordnung. Das Angeln der Forellen iſt zudem im Inn und den See'n äußerſt belohnend. Sie werden täglich in großer Menge gefangen, und fehlen auf keinem Mittags- und Abendtiſch. Das raſchſtrömende und dann wieder tiefe und ruhige Waſſer iſt das wahre Element des zierlichen Fiſches, deſſen Geſchmack unter dieſen Bedingungen nicht feiner ſein kann. Irgend ein leidenſchaftlicher Seefahrer hat ferner für ein nur kleines, aber anſcheinend ganz richtig conſtruirtes Boot geſorgt. Zwar lag es augenblicklich verkehrt am Waſſer, und blickte mit dem Kiel lechzend gen Himmel, aber der zunächſt anlangende Vasco de Gama wird vorausſichtlich in einer ſeiner Mußeſtunden den Leck mit Werg und Pech verſtopfen, und den Hafen von St. Moritz wieder durch Schifffahrt beleben.

So viel wir erfahren konnten, vermag das Kurhaus etwa hundert Perſonen zu beherbergen, doch geht man eifrig mit einem Neubau um, da das Bad jährlich mehr in Aufnahme kommt, und es für ſchwächere Perſonen — bis jetzt muß die Mehrzahl der Kranken noch oben, im Dorf St. Moritz ein Unterkommen ſuchen — denn doch ſehr beſchwerlich bleibt, täglich die ſteile Anhöhe zur Quelle hinab und wieder hinaufzuſteigen. Es kam ſelbſt vor, daß Kranke in dem eine halbe Stunde weit entfernten Celerina wohnten, und von dort aus täglich den Brunnen beſuchten. Dieſem Uebelſtande ſoll in den nächſten Jahren vollſtändig geſteuert werden. Fehlt es nicht an Waſſer,

ſo iſt es ſonſt leicht, dem Mangel an Wohnungen für immer abzuhelfen. An Raum fehlt es der Brunnendirection keineswegs. Die ſchöne Matte, an deren Breitſeite das Kurhaus liegt, hat Platz für eine ganze Colonie von Kurgäſten.

Die Wohnungen ſelbſt ſind bis auf mehrere faſhionablere Abtheilungen, die natürlich theurer bezahlt werden, nur einfach eingerichtet, aber es iſt für alle billigen Bedürfniſſe geſorgt. Von einem Kurſal, wie man ihn in den meiſten deutſchen Bädern für nothwendig hält, iſt nicht die Rede, ebenſo wenig von einer bedeckten Promenade bei ſchlechtem Wetter. In ſolchen Fällen ſehen ſich die Kurgäſte genöthigt, in den Corridoren des Erdgeſchoſſes, wo in mehreren Läden einige kurze Waaren feilgeboten werden, und des erſten Stockwerkes, ihr Spazierpenſum abzulaufen. Dazu kommt noch der Uebelſtand, daß die neue Quelle, deren man ſich gegenwärtig zum Trinken bedient, während aus der älteren, ſchon Paracelſus bekannten und von ihm hochgeprieſenen, nur noch die Bäder verſorgt werden, mit dem Kurhauſe nicht durch einen bedeckten Gang verbunden iſt. Sie befindet ſich neben dem rechten Flügel in einem höchſt urſprünglichen Bretterhäuschen, ſo daß die ganze Einrichtung, im Falle einer erheblichen Zunahme der Kurgäſte, nicht mehr genügen würde. Bei der unleugbaren Strenge des Klima's, die eben nur ein Bewohner der Hochalpen ohne beſondere Vorſichtsmaßregeln erträgt, hätte man alſo zunächſt für eine Wandelbahn in Verbindung mit dieſer Quelle zu ſorgen.

In der Einrichtung der im Verhältniß zu den Koſten

nicht theuren warmen Bäder ist besonders interessant, daß man das stark kohlensaure, eisenhaltige Wasser mittelst heißer, durch Röhren streichender Luft sehr rasch erwärmt und somit der Flüssigkeit nicht ihren wirksamen Kohlensäuregehalt entzieht. Die Kost ist etwas derber Natur, wie wir von mehreren Patienten nicht ohne Wehklagen vernahmen, da wir selber nicht um die Stunde der Tafelrunde in dem etwas niedrigen Eßsaal das Bad besuchten. Da im Oberengadin, mit Ausnahme von Futterkräutern, nur etwas Salat wächst, muß alles Gemüse aus weiter Ferne herbeigeschafft werden, was zuweilen auch Unbequemlichkeiten verursachen mag. Dürfen wir jedoch nach unserem Quartier in Samaden urtheilen, so möchten wir den Beschwerdeführern nicht sonderlichen Glauben schenken. Die dortige Küche war reichlich und gut. Niemals fehlte es an Fischen, saftigem Fleisch, sauber zubereitetem Obst mit Mehlspeisen und dem auserlesensten Gebäck. Der Schoppen ganz trinkbaren Rothweins aus Piemont wurde mit 60 Centimen berechnet, also nur um 10 Centimen höher, als man ihn in den Hotels von Mailand und Genua anschreibt. Begreiflicherweise wird in dieser Lage die Fleischkost immer überwiegen müssen, aber es ist die Frage, ob bei dem starken Umsatz des leiblichen Stoffes in solcher Höhe nachhaltige Speisen nicht diätetisch gekünstelter Küche vorzuziehen sind. Der Kaffee war dagegen ohne alle Einwendungen einer durchgreifenden Verbesserung fähig. Man sollte sich in diesem Punkte die größeren Schweizer-Hotels zum Muster nehmen.

Wenn nicht etwa oben im Dorf St. Moritz umfassende literarische Hülfsquellen vorhanden sind; im

Kurhauſe iſt der Gaſt auf eine ſehr geringe Anzahl Zeitungen im Kaffeeſalon angewieſen. Offenbar geht man von der Vorausſetzung aus, daß ein Patient von St. Moritz ſeinem Leibe zu viele Aufmerkſamkeit zu ſchenken habe, um während deſſen an der Verfeinerung ſeines unſterblichen Theiles zu arbeiten. Auch hier thäte man wohl, ſich die löblichen Schweizer Penſionen zum Vorbilde zu wählen, und für Lektüre und harmloſe Spiele zu ſorgen. Durch dergleichen wird überdies am leichteſten Gelegenheit zur Anknüpfung von Bekanntſchaften gegeben. Wer ſich zu den rüſtigen Bergſteigern rechnen kann, der findet an jedem erträglichen Tage freilich in dem Berninagebiet das unerſchöpflichſte Vergnügen, aber auch ein beſcheidener Fußgänger, ja leidlich kräftige Damen, werden herrliche Ausflüge in allen Richtungen zu Fuß machen können. Bei der ausnahmsweiſen Wohlfeilheit der Wagen und Pferde reicht im Engadin die Hälfte eines Schweizerfuhrlohns hin, um mit einer zweiſpännigen bequemen Equipage weite, und einen ganzen Tag in Anſpruch nehmende Partieen in die originellſten Berggebiete zu veranſtalten. Wir beſchloſſen, da nach dem Gutachten der Wetterkundigen das Wetter am nächſten Morgen heiter zu ſein verſprach, eine ſolche vor unſerer Abreiſe in ſüdlichere und behaglichere Gegenden zu veranſtalten.

Es war Sonntag, und nach einem Morgen voller Nebelkampf hatte der Himmel alle überflüſſigen grauen Gewande abgeſtreift und zeigte jene reine herrliche Farbe, an der ſich ein geſundes Auge ſo wenig ſatt ſehen kann, als an der genialen Carnation der großen italieniſchen und niederländiſchen Maler der vergangenen Jahrhunderte.

Aber an der unſchuldigen Carnation des Himmels erfreut ſich mit gleichem Rechte das Kind und der Greis, und aus dem tiefen Blau leuchtet ein ſtiller Friede hernieder, der dem Gemüthe ſo wohl thut, wie dem Sehorgan das Grün des friſchen Laubes und der Matten.

Die einfachen, aber großartigen Terrainbildungen des Oberengadin nehmen bei ſolchen günſtigen atmoſphäriſchen Verhältniſſen einen feierlichen Charakter an, und nicht allein in der Zeitrechnung der Menſchen, auch weit draußen, in dem unkirchlichen Reiche der Natur ſchien der Sabbath, an dem der Schöpfer der Welt nach vollbrachter Arbeit ruhte, angebrochen zu ſein. Bei dem Mangel an Farben machten ſich eigentlich nur die beiden großen Gegenſätze zwiſchen Himmelblau und Schneeflächen geltend, aber kein Metallglanz, kein Reflex von Waſſerſpiegeln konnte mit dieſen beiden Erſcheinungen in die Schranken treten. Je feſter man über irgend einem kahlen Felsgrat die Farbe des Himmels in's Auge faßte, deſto mehr ſchien ſie ſich zu verdunkeln und nahm endlich die ſatte Innigkeit des Indigo an. Dieſes optiſche Phänomen erfreut den Gebirgswanderer nur an den klarſten Tagen und in den höchſten Regionen.

Die Verlockung zu einem Ausflug in das Thal von Pontreſina war zu groß, um nicht nach Tiſch wenigſtens über den Inn zu fahren und den rieſigen Mortaratſchgletſcher, der ſich vom Bernina herabſenkt, zu beſuchen. Nach zehn Minuten ſtand ein mit einem tüchtigen Braunen beſpanntes Bergwägelchen vor der Thür, die in dieſen hohen Regionen unentbehrliche warme Wintertracht wurde zuſammengeſchnallt und aufgepackt, und raſch, aber vor-

sichtig ging es den steilen Bergabhang rechts an der Kirche von Samaden hinab in die flache Thalsohle, aus der in der Sonnenwärme des Sommernachmittags ein wonniglich aromatischer Gräser- und Blüthenhauch aufstieg. Die Vegetation stand hier noch in der Pracht des Frühlings unserer nordischen Ebenen, nur zeigte sich außerdem neben den gewöhnlichen Futterpflanzen eine reiche Flora, die in den Polargegenden zu Hause ist, und unseren Begleiter, einen jungen Dilettanten der Botanik, häufig genug aus dem Wagen trieb, um sein Herbarium durch irgend ein Prachtexemplar zu bereichern. Aber selbst die alltäglichsten Gewächse hatten ihre Blüthen, um sie für die Kürze ihres hiesigen Sommerlebens zu entschädigen, mit lebhafteren Farben ausgestattet, und sogar die Kleeblume prangte in rosigem Schimmer. Sie war nicht mehr das arme Proletarierkind, mit dem sich höchstens die Wiederkäuer antheilsvoller beschäftigen.

Nachdem man den brausenden Inn auf einer hohen Brücke passirt hat, gelangt man auf eine schmale, jedoch sehr wohl erhaltene Chaussee, die bis Pontresina mit zweispännigen Wagen, von da an nur mit leichteren Einspännern befahren werden kann. Höchstens darf man sich bis in die Gegend des Mortaratsch mit einem nicht zu schweren Zweispänner wagen. Da in der sanften schiefen Ebene von Hindernissen nichts vorhanden war, mag man auf dem Plane zwischen Samaden und Pontresina mit Bleifeder und Lineal einen kunstlosen Strich gezogen, und nach demselben die Chaussee gebaut haben. Den Aufwand einer Allee an den Seiten der Wege zestattet hier längst nicht mehr die Erhebung des Bodens

und so ist nach allen Richtungen hin freie Umsicht gestattet. Außerdem wird die innere Sammlung des Touristen nicht durch gesellschaftliche Beobachtungen zerstreut, denn die Bevölkerung ist ungemein dünn gesäet, und bei dem Mangel an Ackerbau und zusammengesetzter Feldarbeit sehen sich die Bewohner nicht veranlaßt, lange im Freien auszuhalten. Für den Sprößling geselliger Landstriche hat es aber doch etwas Beängstigendes, zwischen zwei so ansehnlichen Bergstädtchen, wie Samaden und Pontresina, keiner lebenden Creatur zu begegnen. Indem der Wagen, geführt von dem überaus schweigsamen Kutscher sich den drei ungeheuren Vorbergen nähert, die strahlenförmig von der Berninamasse ausgehen, und riesige Buchten für den Mortaratsch- und Rosegg-Gletscher bilden, fühlt sich das Gemüth durch die unsägliche Einsamkeit der Naturformen niedergedrückt, und sehnt sich nach einem menschlichen Antlitze, nach einem artikulirten Laute, einem melodischen Ton, einem verständlichen bekannten Rhythmus. Doch dieser Sehnsucht antwortet nur die rauhe Stimme des Gletscherabflusses von Mortaratsch, dem wir uns nähern, das plätschernde Rauschen vom Fels stürzender Wasser, und das leise Lallen des Windes, der traurig nach Sprache zu ringen scheint.

Die bisher lebhaft genug geführte Unterhaltung geräth vor dieser Scenerie ins Stocken; hinter den Naturgegenständen, denen wir uns rasch nähern, steckt etwas Unsagbares, dem denkenden Wesen Fremdes. Die Gedankenentwickelung leidet unter der Macht ihrer Gegenwart, und es tritt eine dumpfe Befangenheit ein, wie ja auch die rührige und zur höchsten Präcision geneigte

Magnetnadel an gewiſſen Stellen des Gebirges ihren richtigen Inſtinct verliert und wild in die Irre geht.

Pontreſina iſt gleichfalls unſäglich ſtill und verlaſſen. Man wird freudig überraſcht, als ſich vor einer Hausthür einige Männer zeigen, die in der ſonntägigen Geſchäftsloſigkeit auf der Bank ſitzen, leiſe untereinander plaudern, und freundlich vor den Vorüberfahrenden die Hüte lüften. Noch heiterer anregend wirkt der Geſang eines Häufleins kleiner Mädchen. Sie haben einen Spaziergang nach Ober-Pontreſina, dem etwas höher gelegenen Theile des Bergſtädtchens gemacht und kehren noch in den warmen Nachmittagsſtunden zurück.

Vor Ober-Pontreſina, da wo der Fuß des Piz Languard ſich bis an die Chauſſee erſtreckt, endet wieder das Reich der Lebendigen. Nur eine kleine Schneidemühle beutet den Gletſcherabfluß des Piz Languard für ihr nützliches Geſchäft aus. Es iſt ihr nicht bequem gemacht. Hoch oben — man ſpürt eine Anwandlung von Schwindel, wenn man den Kopf hintenüberbeugt und hinaufblickt — ſtürzt das Waſſer aus einer engen Schlucht und löſt ſich theils in Nebel auf, theils überzieht es ſchleierartig das ſchwarze Geſtein, dann ſammelt es ſich an einem ſcharfen Vorſprung wieder zu einer Maſſe, bildet eine Reihe klingender Cascaden und muß ſich endlich zur Hälfte von dem liſtigen Brettſchneider einfangen laſſen, der es in eine derbe Holzrinne zwängt und ſein plumpes Rad treiben heißt, was nicht ohne den betäubendſten Lärm, aber zum Entzücken jedes Malerauges geſchieht.

Unſere Abſicht war eigentlich geweſen, den Piz

Languard, eine in dieſer Gegend, namentlich unter den rüſtigeren Badegäſten von St. Moritz, ſo beliebte Bergſpitze, wie das Faulhorn im Berner Oberlande, zu beſteigen; die Bergkundigen und Führer hatten uns jedoch einſtimmig abgerathen. Es ſei noch zu frühe im Jahre, und die Maſſe des oben liegenden Schnee's zu beträchtlich; die Schwierigkeit der Erkletterung der letzten, aus loſen Granitblöcken beſtehenden Spitze ſollte unter dieſen ungünſtigen Verhältniſſen nicht ganz ohne Gefahr, oder doch überaus anſtrengend und mühſelig ſein. Daß mein junger Botaniker aber ſehnſüchtige Blicke zu dem wunderlichen, an 10,000 Fuß hohen Horne emporrichtete, ließ ſich begreifen und verzeihen. Es mußte geſchieden ſein. Wir kehrten dem düſteren Geſtein, deſſen Trümmerhaftigkeit oberhalb der kurzen Waldregion ganz erſtaunlich war, reſignirt den Rücken und fuhren langſam der Gletſcherregion entgegen. Ohne daß wir ſie bis jetzt ſahen, verrieth ſie ſich uns durch die zarte, aber eiskalte Luftſtrömung, die ringsum von den ſteilen Abhängen niederrann und ſich uns bald ſo fühlbar machte, daß wir uns raſch in alle mitgenommenen dichteren Kleider hüllten und ſelbſt die Pulswärmer nicht verſchmähten. Bald erſchien der gigantiſche Eisbau des Mortaratſch. Als zwiſchen kleinen Arven- und Lärchenſtämmen die Chauſſee einen Höhepunkt erreichte, gewahrten wir ſeine obere Hälfte, wie ſie ſich aus den Firnmeeren des Bernina entwickelte, ein ſchmutzig glasgrüner Strom, dicht mit Felsblöcken überladen, die in dieſer Entfernung nur Bachkieſeln glichen.

Nach zehn Minuten hielten wir an einigen abgerun-

deten Felskuppen, über welche der Weg zum Berninapaß führte. Rechts ging es über eine Wiese in die Tiefe. Speculation und Kunst hatten noch nicht den Pfad geebnet. Ueber die Wiese rieselten einige Bächlein, es fanden sich moorige Stellen und man gelangte nicht ohne Unbequemlichkeit an den Gletscherabfluß, neben dem ein höchst naiver Fußpfad über kleine und großen Klippen sich in etwa einer Viertelstunde bis an den Mortaratsch ausdehnte. Die bezaubernde Frische der Situation machte aber rasch alle körperlichen Anstrengungen vergessen, und zwei feste Holzbrücken ersparten ein ferneres Waten durchs Wasser. Neben der ersten ergoß sich ein reicher Wasserfall lärmend durch dunkeles Nadelholz über malerische Felsbruchstücke; seine Seiten waren von Alpenrosen geröthet und der Dunstkreis voller Wohlgerüche der edelsten Kräuter. Ueber die zweite Brücke gelangte man auf eine steinige Waldwiese, deren Boden halb mit Moos, halb mit kurzem Grase bedeckt war. Mit seiner eisigen Stirn stieg der Gletscher zu ihr nieder. Er war in der Mitte und zur Linken zersplittert, und fortwährend fielen kleine Steine herab; sichtlich rückte der Gletscher vorwärts, und es wäre Thorheit gewesen, ihm näher zu treten. Von einem Unterkommen war keine Rede. Im Berner Oberlande stände hier längst ein „Hotel de Mortaratsch" mit Führern, Pferden und Bettelkindern; hier mußten wir uns auf einen verwitterten Baumstamm setzen und dann etwa dreißig Fuß hoch eine Wand hinanklettern, um einige Tropfen Quellwasser mit dem ledernen Reisebecher aufzufangen. Tiefe Stille herrschte; es klang schauerlich, wenn ein größerer Stein vom Eise glitt und auf dem

unteren Geröll klapperte. Zwiſchen den Bergrieſen griff die Dunkelheit aber raſch um ſich. Noch einen ſehnſüchtigen Blick warfen wir zu dem unveränderlichen Eismeer der Gipfel empor, pflückten einen Buſch Alpenroſen und traten den Rückweg an.

Nach Süden.

Wer ſich nicht in Dorf oder Bad St. Moritz für einen Monat eingemiethet und der Kur wegen mit Leib und Seele dem ſtillen Thal verſchrieben hat, wird gar bald von einer heftigen Sehnſucht nach wärmeren Gegenden überfallen. Ein winterlicher Oberrock mit warmem wollenem Futter, eine bis an den Hals zugeknöpfte Weſte, ein breiter Sammtſhawl und ein Paar Pulswärmer ſind an ſich lauter nützliche und angenehme Gegenſtände, aber in uns Allen lebt ein angeborener Widerſpruchsgeiſt, und ſelbſt die gutmüthigſte Natur ergrimmt nach und nach, wenn ſie ſich ſogar in den glücklichſten Tagen des Juli und Auguſt früh und ſpät zu dergleichen Garderobengegenſtänden verurtheilt ſieht. Gewiß ſtürzt ſich kein vernünftiger Menſch muthwilliger Weiſe in ein Schwitzbad, doch wird er auch eben ſo wenig ſich mit Wohlgefallen in einer Polarregion bewegen, die ihn in den meiſten Stunden des Tages an Flanell, wollene Strümpfe und Pelzhandſchuhe erinnert. Man geräth nach längerem ſittlichen Widerſtreben endlich in die melancholiſche Stimmung der letzten Fliege des

Sommers, wenn ſie unbeweglich auf der feuchten Fenſterſcheibe ſitzt, draußen die Blätter fallen ſieht, den Herbſtwind hört und halb erſtarrt jener heiteren Stunden gedenkt, als ſie ſich noch auf Naſen von Schläfern ſetzte, und Jung und Alt durch ihre Munterkeit zu Gift und Klappe begeiſterte.

So weit abwärts war meine Stimmung gediehen, als ich mich endlich entſchloſſen nach dem Poſthauſe von Samaden begab, einen Platz im Coupé für den nächſten Morgen belegte, und meinen Koffer verſchloß, nachdem ich weislich auch das letzte Stück der mitgenommenen Winterkleider disponibel gemacht hatte. Es war durchaus nicht ſchwer geweſen, hier einen dieſer, in der Schweiz ſonſt ſo geſuchten und oft Tage lang vorher beſtellten Plätze zu erhalten. Ein Ueberfluß an Paſſagieren war keineswegs vorhanden. Zwar ſprach man auf der Poſt erwartungsvoll von einem Poſtwagen, der kurz vor unſerer Abfahrt von Zuz ankommen und einige des Anſchluſſes bedürftige Reiſende mitbringen ſollte; er langte jedoch unbeſetzt an. Niemand hatte ſich von Zuz trennen wollen.

Die Herren von der Poſt, mit denen ich mich bis zur Abfahrt unterhielt, wußten mir außerdem gar nicht auf meine eifrigen Erkundigungen nach den berühmten Quellen von Tarasp, die einige Stunden unterhalb Zuz liegen mußten, die nöthige Auskunft zu geben. Eine Poſtverbindung mit dem Badeort beſtand noch nicht, und aus den fragmentariſchen Erklärungen der Herren ging nur hervor, der Kurgaſt habe bis dahin noch eine mißliche Fahrt in einem Bergwägelchen, oder eine muntere Fußreiſe zu überſtehen. Bei der friſchen Temperatur des

Morgens, die ſich in einem glänzenden Reif äußerte, that mir das dichte Glashäuschen des Coupé's ungemein wohl. Ich machte es mir auf den weichen Polſtern des mit allem Comfort ausgeſtatteten neuen Wagens bequem, brannte ein Röllchen des Gedankenkrauts, d. h. eine Cigarre an, und ſchaute auf die einförmig erhabene Gegend noch einmal mit der Aufmerkſamkeit eines Scheidenden. Der ſcharfe Trab fünf ſtarker Bergpferde bot die ſicherſten Garantieen für einen raſchen Wechſel des Orts und der Scenerie.

Wieder rollten wir an Celerina und ſeinem Zwillingsdorfe Creſta vorüber, noch einmal tauchte die ſchwarzweiße Kappe des Piz Languard unheimlich aus den Morgennebeln der Höhen; wir fuhren langſam über den „Hügel," den man in anderen Gegenden ſchon einen ſteilen Berg nennen würde, ſahen bald darauf die Brunnengäſte von St. Moritz, wie ſie ſich in der goldenen Morgenſtunde vor dem Kurhauſe warm zu traben ſuchten, und hielten vor dem Poſthauſe von Silvaplana, um nach erfolgtem Pferdewechſel die letzte Stufe des Oberengadin, den Maloggiapaß, zu erklimmen.

Die Reihe länglicher und ſchmaler Seen, die unmittelbar von ſteilen Felswänden eingerahmt und vor den Augen des Reiſenden oben aus den Gletſchern geſpeiſt werden, charakteriſirt eigenthümlich genug dieſes hohe Stromgebiet des Inn. Froſtig und ungaſtlich, wie die Gegend in den frühen Morgenſtunden, während eines zweifelhaften Kampfes von Nebeln und Sonnenſtrahlen ausſieht, erheitern die Anſiedelungen der wohlhabenden Engadiner aber ſelbſt hier noch den Reiſenden, der an aller nahrhaften

Vegetation und erſprießlichen Luft ſchon verzweifelt. Der ſeltſamſte Winkel des Ober-Engadin mag wohl das Dorf Sils an dem See gleichen Namens ſein. Es liegt an dem Ende oder einer Bucht dieſes nordiſchen Gewäſſers, das bei ſeinem lebhaften Wellenſchlag, bei dem zarten Schneegeſtöber, das von Zeit zu Zeit über ſein Waſſer um die Spiegelſcheiben des Poſtwagens trieb, ganz wohl irgend' eine ſchmale Meeresbai im höheren Norwegen vorſtellen konnte. Die Poſtſtraße nimmt nicht die geringſte Kunde von ihm, man möchte es mit ſeiner nächtlichen Arvenwaldung für einen zwangsweiſen Aufenthaltsort für arme Verbannte halten, und doch iſt es gerade die reine ausdauernde Liebe zum Vaterlande, welche eine Anzahl Mitglieder der beſitzenden Klaſſe in ihren ſpäteren Lebensjahren ſich hier anſiedeln läßt, wo der Winter neun Monate des Jahres andauert, und ſämmtliche Bedürfniſſe, mit Ausnahme der Producte der Viehzucht, Jagd und Fiſcherei, aus weiter Ferne herbeigeſchafft werden müſſen.

Nach Tſchudi's Angaben in ſeinem trefflichen Werke über das Thierleben in den Schweizeralpen, kommen in den undurchdringlichen Schluchten, die ſich von hier aus in die Berggruppe des Bernina erſtrecken, noch Bären vor, und doch begegneten wir in der Gegend von Sils einem kleinen Buben, der mit einer ledernen Taſche umgürtet, den Briefpoſtdienſt verſah und den Zeitungsboten ſpielte. Die Gletſcher ſind hier ſo wohlfeil, daß ſie oberhalb der Felsmauer am See von Sils wahre Alleen bilden. Länger als eine halbe Stunde hindurch fährt man auf der ſchmalen Steinchauſſee, welche die Straßen-

baukunſt am Ufer dem trotzigen Fels abgewonnen hat, und betrachtet mit Staunen am gegenüberliegenden Ufer hoch oben jene ſeltſamen Eisbildungen, die grünem Flaſchenglaſe ähnlich, niederſteigen, und ihr Schmelzwaſſer bei der weiten Entfernung unhörbar in den See ergießen.

Das Wetter war ſchon in der letzten Stunde zweifelhaft geworden, jetzt rauſchte in Friſten von zehn bis fünfzehn Minuten ein kleines Regenwetter und Schneegeſtöber nach dem Anderen vorüber. Doch lagen dieſe Phänomene bei der Erhebung der Straße bis 6000 Fuß faſt dicht auf der Chauſſee, und der Blick in die oberen Luftſchichten blieb ziemlich ungetrübt. Oben auf der Höhe des Paſſes wurde angehalten. Finſter lag eine Art einſames Wirthshaus da, unbekümmert um den Poſtwagen und ſeine Inſaſſen beſchäftigten ſich die Einwohner ungeachtet des niederſtrömenden Regens mit der Arbeit vor den Viehſtällen, der Poſtillon ſtieg ab, und prüfte ſorgfältig das Geſchirr und Zeug ſeiner fünf derben Roſſe. Dann flog über das Geſicht des derben Burſchen ein heiteres Lächeln; er ſchien ſich auf die bevorſtehende wilde Fahrt bergab in das Thal der Maira zu freuen. In unverſtändlichen Worten verſtändigte er ſich mit dem Conducteur, ſchwang ſich auf den Bock, und nun begann eine dieſer Fahrten, deren grauenvolles Vergnügen nur der beurtheilen kann, welcher ſie ſelbſt im Coupé oder auf den Hinterſitzen eines Schweizer Poſtwagens mitgemacht hat.

Die Straße von dem Maloggiapaſſe nach Caſaccia ſtürzt ſich in vielen Windungen an einer dicht bewaldeten Bergwand in das Mairathal hinab. Vortrefflich gehalten

ist sie doch so steil, daß man von der höheren Etage aus mehrmals nicht die niedere Wegstufe zu erblicken vermag, und bei dem anhaltenden scharfen Trabe der Gespanne auf einen Abgrund loszurennen meint. Am bedenklichsten sieht die Fahrt bei jeder Wendung der Chaussee aus, wenn die vorderen drei Pferde gegen die Felswand oder die Baumstämme anstürmen, dann einen Augenblick im Trabe zögern, vom Postillon rasch nach rechts oder links geworfen werden, und nun dem mächtig hemmenden Hintergespann die neue Richtung angeben, während der schwere Wagen einen Augenblick am Rande des Abgrunds zu schweben scheint. Doch sieht das Manöver gefährlicher aus, als es in Wirklichkeit ist, vorausgesetzt, daß nicht ein Pferd stürzt oder eine Achse bricht. Gehorchen die tapferen Thiere und hält das gediegene Material aus, so kann man die Lust dieser großartigen Spazierfahrt ohne alle Besorgniß genießen. An diesem Tage erhielt sie noch eine außerordentliche Würze durch ein Gewitter, das sich unbegreiflicher Weise geschwind aus dem Regen- und Schneegestöber zusammengeballt hatte, und rechts vom Mairathale auf eine Weise blitzte und donnerte, als schlügen Fäuste von Giganten Funken aus den Felsen und suchten das ganze Gebirge zu zertrümmern.

In die wilde Jagd, die sich rastlos in die Schluchten und Wegspalten des engen Thales stürzte, an dunkeln Bergmauern vorbei, von denen morsche Tannen hingen, rauschende Wasser fielen und Steinfragmente dräuten, die rasende, vom Unwetter immer höher anschwellende Maira entlang, an elenden verfallenen Hütten und Ruinen von Schlössern und mittelalterlichen Burgen vorbei,

miſchten ſich aber allgemach lindere Lüfte. Der ſüße Athem des Laubholzes, zu dem wir raſch niederſtiegen, belebte die ſchwebenden Dünſte, um die rings niederſchäumenden Bergwaſſer wehten die Blüthendüfte ſüdlicher Gewächſe, und bei der zunehmenden Wärme ſchälte man ſich mit unſäglichem Wohlbehagen aus Röcken und Decken. So muß dem Schmetterling zu Muthe ſein, wenn er nach langem Bildungsprozeß endlich die graue Hülle durchbricht, und zum erſten Mal die neuen Flügel aufſpannt.

Kaum ſo viele Zeit war bei dieſer Reiſehatz verhanden, um die wundervollen Einzelheiten des großartigen Wandelbildes der Südabhänge der Alpen flüchtig zu betrachten, aber ein talentvoller Landſchaftsmaler könnte auf dieſer Strecke allein ganze Mappen von Veduten ſammeln und ſein Atelier für ein Jahr lang mit Stoffen zu Oelbildern verſehen.

Bald geriethen wir in der Nähe von Caſtaſegna in den Schatten der ächten Kaſtanien. Der edle Baum, deſſen Früchte wir Nordländer noch lange nicht nach Gebühr würdigen, ſcheint hier wild zu wachſen und den Bewohnern der kleinen alten Häuſer, die ſich zwiſchen die Felſen und die wilde Maira klemmen, ſeine überreiche Erndte anzubieten. Ich weiß ſehr wohl, es iſt nur eine ſcherzhafte Einbildung meinerſeits, aber die Kinder ſahen ſämmtlich aus, als beſchäftigten ſie ſich den größeren Theil des Tages damit, reife Kaſtanien auf der Pfanne zu röſten, und die übrige Zeit, ſie in Gemächlichkeit zu verzehren. Brachte die trübe Beleuchtung des Tages dieſen Effect hervor? ich fand ganz Caſtaſegna verräuchert.

Das besagte Colorit des Ortes und Kastaniendistricts beeinträchtigte jedoch nicht die Gemüthlichkeit. Wo ein Törfchen, ein Häuschen, ein Fensterchen vorhanden war, guckten Köpfe heraus und musterten den Postwagen mit größter Neugier. Das innerliche Frostwetter des Ober-Engadin reichte nicht mehr bis hierher; die Bewohner von Castasegna und Vicosoprano waren schon n vollständig aufgethaut. Meinen Augen getraute ich kaum, als uns auch die Mauth und Paßpolizei mit allem erdenklichen Wohlwollen entgegenkam. Unvermerkt war der Wagen inzwischen auf italienischen Grund und Boden gerathen, er hielt plötzlich vor einer schlichten gewölbten Halle, und bekannte liebliche Laute erschallten. Im Parquet der italienischen Oper hört man sie zwar immer gern, aber es gewährt doch noch einen höheren Reiz, draußen im gewöhnlichen Leben, in der freien Natur das Ohr daran laben, wo nicht nur die Primadonna, der Tenorino und Buffo, sondern auch die Zöllner und Sünder sich ihrer bedienen. Zöllner waren sie allerdings noch, die uns anhielten, aber nicht mehr Sünder. Ein junger und hübscher piemontesischer Beamter faßt unter der Halle und fragte sehr kaltblütig und bequem, ob wir etwas Steuerbares im Wagen mit uns führten?

„Nichts als Kleider, Wäsche und Stiefein," lautete die Antwort.

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand; solche Gegenstände waren des seltenen Mannes nicht würdig.

„Den Paß?" fragte ich ganz betroffen, denn ich hatte inzwischen längst in die Tasche gegriffen und den schönsten

und blankſten der Schweizer Franken hervorgeholt. Etwa hundert Dos Amigos guten und abgelagerten Fabrikats blühten mir nämlich noch im Verborgenen des Koffers, und ich kannte die Schwäche Italiens in dieſem Punkte.

Der Piemonteſe blickte mich an, als hätte ich ein ehrenrühriges Wort gegen ihn ausgeſprochen, ein Wort, das unter Männern eine ſtrenge Ahndung mit dem Degen oder der Piſtole nach ſich zieht. Das war nicht mehr mein altes Italien, wie ich es vor zehn Jahren beſucht und wieder verlaſſen hatte; das Land mußte ſich in der Zwiſchenzeit gemauſert und die alte ränkige Haut ausgezogen haben. Achtungsvoll und entzückt über dieſe anſtändige Behandlung griff ich an die Mütze, der junge Piemonteſe erwiederte den Gruß, begriff aber ſichtlich nicht die Regung meiner Dankbarkeit, der Poſtillon klatſchte mit der Peitſche, und wenige Schritte weiter verſchlang das Brauſen der angeſchwollenen Maira das Geraſſel unſerer Räder.

Der Regen hielt an, aber er war lieblich warm und labte ſichtlich die durſtigen Pflanzen. Mit vollen Zügen tranken die Weinſtöcke den himmliſchen Nektar, und das edle Grün, welches die Rebe zum Unterſchiede von anderen gemeineren Pflanzen den ganzen Sommer hindurch ſich erhält, nahm nach dieſem Bade im Gewitterregen einen wahrhaft goldigen Schimmer an. Noch immer waren wir bergab gefahren, und ſelbſt die alte Stadt Chiavenna, berühmten hiſtoriſchen Angedenkens, lag noch einige hundert Fuß unter uns. Jetzt rollten wir vor das Poſtgebäude, man belehrte uns, daß der italieniſche Omnibus in drei Viertelſtunden weiterfahre, und uns hinlänglich Zeit bleibe ein Mittagsmahl einzunehmen. Die Billets

wurden gelöst, und ein auf unseren Fang ausgeschickter Abgeordneter des benachbarten Hotels Conradi führte uns rasch an den gastlichen Tisch dieses alten Etablissements.

Wir waren im Ganzen drei Personen, ein Schwabe, der in großer Niedergeschlagenheit aus Italien heimgekehrt, aber jetzt unsäglich erfreut war, wieder die Laute seiner Muttersprache zu vernehmen, ein junges deutsches Nestküchlein, das aus irgend einer Akademie über die Alpen entwischt war, und zutraulich unter meinen Flügeln Platz zu finden suchte, endlich ich selber als zufriedener Reisebeschreiber. Das Land der ungezwungenen Lebensarten hatte mich niemals so angeheimelt, als jetzt, da man das Vergnügen des Aufenthaltes nicht mehr mit Paßscherereien und Mauthbeschwerden zu erkaufen brauchte.

Gleich das Hotel Conradi mußte den Humor eines empfänglichen Menschen anreizen. In seiner Jugend konnte es nur das Besitzthum und die Wohnung eines Conte oder Marchese gewesen sein, nach einem so stattlichen Plane war es gebaut; aber es litt sichtlich in seinen vorgerückten Jahren an Unreinlichkeit und knappem Auskommen. Mit den Gebehrden eines verzeihlichen Heißhungers forderten wir die Speisekarte; allein der Koch hatte sich nicht gemüßigt gesehen, die spärliche Kost, welche er an diesem regnerischen Tage zubereitet hatte, dem Papier anzuvertrauen. Es gab „Menestra" d. h. eine dünne Brühe, in welcher Massen von verschiedenartigen Gemüse-Abschnitzeln schwimmen, Coteletts von jenem unsauberen Thiere, das die Klauen spaltet, aber nicht wiederkäut, endlich gebratene Kartoffeln. Eine

lange Reiſeerfahrung in den Alpen hat mich in den Stand geſetzt, nach der Schüſſel mit Bratkartoffeln, welche dem Gaſte vorgeſetzt werden, gleich den Kulturzuſtand des Hotels abzuſchätzen. Ein feiner Kunſtkenner vermag nicht ſicherer einen Tizian, einen Correggio, einen Salvator Roſa, an gewiſſen Merkmalen der Beleuchtung oder Pinſelführung zu erkennen. Iſt die Schüſſel groß, am Rande ſchmutzig, die Kartoffelmaſſe ungeheuer, die zum Braten angewandte Butter alt, die Feldfrucht ſelber hart, ſo mag man alle Hoffnung auf Behaglichkeit und des Menſchen würdige Verpflegung in einem ſolchen Hauſe aufgeben. Kein anſtändiges Gaſthaus wird den Fremden durch das Angebot einer Menge dieſer billigen Speiſe beleidigen; es drückt vielmehr ſeine Demonſtration in reichlichen gutzubereiteten Fleiſchgerichten aus. Der junge, ſehr ungeſund ausſehende Kellner war außerdem keine angenehme Folie dieſer einfachen Mahlzeit. Von allem Wechſel des Irdiſchen, mochte er von dem der Wäſche am ſeltenſten berührt worden ſein. Dafür mußte man ihn aber den würdigſten Ganymed der Weinferne nennen, welche er uns als vino rosso vorſetzte. Der Schwabe, der bis dahin über meine Anmerkungen gelacht hatte, verzerrte wild das Geſicht, als er den erſten Schluck gethan, der junge Akademiker krümmte ſich ſofort, wie ein Regenwurm an der Angel; ich ſelber glaubte im erſten Augenblick durch eine furchtbare Verwechſelung der Flaſche bewaffnet oder vergottfriedet zu ſein. Zur Ehre Italiens ſei es geſagt, ich habe ſpäter nie wieder ein ſolches Fluidum, ſondern ſtets trinkbare, oft gute Weine, für mäßige Preiſe erhalten, aber eine

derartige concentrirte Säure war vorher noch nie über meine Lippen geflossen. Es werden von Jahr zu Jahr in allen Ländern mehr Rothweine angefertigt, als die Liebhaber derselben glauben werden, die Fabrikanten geben sich indessen Mühe, die Nichtsnutzigkeit des Stoffes unter einem, im ersten Augenblicke einschmeichelnden Geschmack zu verstecken. Der Verfertiger dieses Saftes hatte ihn mit derselben Ruhe zusammengebrannt, wie der Chemiker den Schierlingsbecher des Sokrates. Dieser wußte, daß es Gift war, daß der große Weise davon sterben würde, aber er wußte auch, daß Sokrates im ordentlichen Gerichtsverfahren zum Tode verurtheilt war, und er selber, als Giftmischer, nur dem Befehl der Obrigkeit gehorchte. Der erwähnte Fabrikant dagegen konnte nichts dergleichen zu seiner Rechtfertigung anführen. Einmal waren wir keine Weise, hatten nicht die Götter des Vaterlandes geleugnet, nicht seine strengen Gesetze herausgefordert, und bezahlten das Getränk, wovon bei Sokrates, wenn wir das zarte Schweigen Plato's in diesem delikaten Punkte reiflich erwägen, nicht die Rede gewesen zu sein scheint. Weshalb also sich so frech an der Menschheit versündigen?

Hätte ich mich nicht in den ersten Stunden auf italienischem Gebiet so glücklich gefühlt; dem Wirthe wäre dieser Vergiftungsversuch theuer zu stehen gekommen. In meiner frohen Laune rächte ich mich nur auf eine höchst harmlose Art. Der Kellner war hinausgegangen, um frisches Wasser zu holen, rasch öffnete ich das Fenster, goß die rothe Jauche hinaus — sie benetzte leider einige unglückliche Enten, die unter lautem Jammergeschrei

entflohen — und ersuchte die beiden Reisegefährten, ja nicht zu lachen, es möge geschehen, was da wolle. Nun machte ich mich unverzüglich an die Fliegenjagd, welche wie überall in solchen italienischen Spelunken, die ergiebigste war, und erhaschte mit jedem Griffe wenigstens ein Dutzend dieses wilden Geflügels. Dann that ich die Gefangenen in die leere weiße Glasflasche, wo sie sogleich mein Urtheil über den sogenannten Wein bestätigten, und wie rasend zu toben begannen. Bald hatte ich an hundert Fliegen in der Flasche. Jetzt kam der Kellner mit Wasser und der Rechnung zurück. „Sehen Sie," sagte ich zu dem Jünglinge, „wie süß, stark und lieblich Ihr Rothwein ist, die Fliegen haben sich schlechterdings nicht abhalten lassen, in die Flasche zu kriechen und zu naschen. Sie werden die Flaschen künftig sorgfältig überwachen müssen!" Die Reisegefährten, weit entfernt von der nöthigen Ehrbarkeit, steckten die Köpfe unter den Tisch und die Schnupftücher in den Mund. Der Kellner ließ sich aber nicht so leicht zum Besten haben. Die erstaunliche Thatsache schien ihn anfangs wohl zu befremden, er hob die Flasche auf, hielt sie gegen das Licht und betrachtete zweifelhaft die armen Geschöpfe, die sich aus der sauren Hölle zu befreien trachteten, dann schaute er mich verschmitzt an und lächelte boshaft. Der Junge kannte den Wein. Wahrscheinlich war er, ehe man ihn für die durchreisenden Gäste bestimmt, Gesindewein und Veranlassung zu häuslichem Aufruhr gewesen. Dergleichen traurige Vorgänge stehen in Süddeutschland und Italien nicht vereinzelt da. Nach dem dortigen Landesgebrauch erhalten die Dienstboten und Tagelöhner entweder Mittags

oder um vier Uhr einen Schoppen Land- oder Aepfel-wein, „Most“ genannt. Geizige Haushalter ſuchen daher bei dieſer Gelegenheit ihre geringſte, oder ſelbſt eine verdorbene Sorte an den Mann zu bringen.

Ueber dieſen kleinen Scherzen war eine Stunde verfloſſen, und wir hielten es nachgerade doch für rathſam, nach dem Omnibus zu ſehen. Der Schwabe, der noch länger in Chiavenna verweilte, meinte, er werde wohl fortgefahren ſein. Als wir jedoch auf den Hausflur eilten, fanden wir das Fahrzeug in guter Ruhe auf dem Hofe ſtehend. Der Conducteur hatte ſich gelaſſen hinein geſetzt und wartete, als ein galanter Mann, bis wir unſere Mahlzeit vollendet hatten, ein ächt italieniſcher liebenswürdiger Zug. Mit demſelben freundlichen Gleichmuth half er uns in den Wagen; ſtieg auf den Vorderſitz und beförderte uns aus dem unvergeßlichen Hotel Conradi auf die Landſtraße.

Unſer Fahrzeug war ſo alt, daß ſich möglicher Weiſe ſchon Kaiſer Friedrich Barbaroſſa auf ſeinem Zuge gegen Mailand deſſelben bedient haben konnte. Seine alterthümliche Bauart wich von Allem ab, was ich bisher bei italieniſchen Omnibus und Vetturinen geſehen hatte. Statt der Glasfenſter befanden ſich in den Wagenthüren hölzerne Läden, die aus den Seitenwänden hervorgezogen werden konnten, und geſchloſſen eine romantiſche Dunkelheit verbreiteten. Bei dem fortwährend anhaltenden Regen leiſteten ſie uns gute Dienſte, doch wären mir durchſichtige Fenſter angenehmer geweſen.

Die von allen Gebirgen herabſtürzenden Waſſermaſſen hatten außer der Maira auch die Lina, ihren

Nebenfluß, ſo angeſchwellt, daß die ohnehin von dieſen Unholden mißhandelte Thalſohle weithin überſchwemmt war. Fußhoch ſtanden die Weingärten unter Waſſer, und die kleineren Rebſtöcke wurden — ein betrübender Anblick — von der Fluth hin- und hergetrieben. Kurz hinter Chiavenna war auch die Chauſſee weithin unter Waſſer geſetzt. Zwar hatte man längſt an dergleichen Vorkommniſſe gedacht und an den ſchlimmſten Stellen für tiefe Abzugskanäle geſorgt, allein für die vorhandene Waſſermenge reichten ſie nirgends aus. Eine Menge tobender Wildbäche rauſchte fünfzig Schritte vom Wege von den Felswänden, trieb allerlei Steingeröll vor ſich her, und floß dann über die Chauſſee nach der eigentlichen Flußader in der Mitte des Thales. Die Fahrt war nichts weniger als angenehm, die Chauſſee an vielen Stellen tief ausgewaſchen, der Wagen neigte ſich häufig tief auf eine Seite, und man ſehnte ſich im Stillen nach Fenſterſcheiben, um doch im entſcheidenden Falle wenigſtens vorher zu ſehen, wohin man von dem umſtürzenden Wagen geworfen werde.

Das Schickſal erſparte uns zum Glück eine ſolche Demüthigung; die Leiden des Tages waren überſtanden. Durch die ſchmale Ritze der Läden drang ganz unerwartet ein Sonnenſtrahl, wir ſchoben freudig die naſſen Bretter in ihre Charniere und ſahen mit Entzücken, daß Gewölk und Regengüſſe in vollem Rückzuge begriffen ſeien. Schon mehrere Stunden lang ſchienen lebhafte Luftſtrömungen in den höheren Regionen die Wolkenballen aufgeſponnen zu haben; der von den Hochalpen wehende Nord fegte das Thal mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit rein.

Noch konnten wir erst den hellgrünen Streifen des Lago di Riva sehen, aber nach wenigen Secunden trat schon die steile Felswand am gegenüberliegenden Ufer desselben im grellen Sonnenlichte hervor. Der rasche Witterungswechsel glich einem, nach dem großartigsten Maßstabe angelegten Nebelbilde eines optischen Künstlers, der aus einförmigem Grau ein Weltall von Farben erblühen läßt. Die wirren Dünste verschwanden auf unbegreifliche Weise. Links, wo die Adda aus den fernen Bergen Tirols herabfließt, klammerten sich die letzten Wolken an die Felsspitzen und wurden zu zarten Tannen in der Luft zerrupft, quer vor den hohen grünen Waldbergen der Westseite des Comer See's lagen lange schmale Wolkenstreifen so elegant, als hätte sie ein Maler des Mittelalters mit einer in Goldtinctur getauchten Krähenfeder als Striche unter den Initialen auf das Titelblatt eines Gebetbuches gezeichnet, hinter uns trat der ewige Schnee der letzten Ausläufer des Hochgebirges mächtig leuchtend hervor. Oliven und Maulbeerbäume, blühende Oleander, und weithin auf den edelgeformten Abhängen die weißen schlanken Campanile's der Wallfahrtskirchen gaben uns die Gewißheit, von den Schrecknissen des Hochgebirges sei nun nicht mehr die Rede, und wir näherten uns einem der großen Mittelpunkte italienischer Gartenkultur, und einem in Kunst und Naturgenuß seit Jahrhunderten auferzogenen Wohlleben des lombardischen Reichthums.

Noch mußte der Omnibus durch einige in den Fels gehauene Gallerien fahren, doch bald bog sich der Weg rechts seitwärts, und nach etwa hundert Schritten

hielten wir auf dem kleinen Marktplatze von Colico piano. Der See lag in seiner unvergleichlichen Herrlichkeit mit allem Zubehör von spaßhafter italienischer Staffage vor unseren Augen. Hoch gingen die Wellen bei dem frischen Nordwinde, auf der goldig-grünen Fluth trieben weiße Schäfchen und lustig flatterte auf dem Verdeck des kleinen Dampfers, der auf seine Passagiere wartete, das grün-roth-weiße Banner des einigen Italiens. Mehrere Maulesel hatten das große Wort und beuteten es nach ihrer Art redlich aus. Wir entzogen uns ihrem schauerlichen Geschrei und eilten auf das Verdeck des Dampfbootes. Da es erst um vier Uhr abgehen sollte, und in Colico der Verkehr der Vergnüglinge des Comer Sees noch gar gering ist, war das Verdeck der ersten Klasse fast leer. Nur zwei Engländer, die über den Splügen gekommen sein mochten, hatten bereits Platz genommen. Der Aeltere lag auf der Bank, und suchte, dem Anschein nach, durch möglichste Ausdehnung seiner Glieder und stark gesträubtes Haupthaar sich selbst so sehr à la Prokrustes zu verlängern, daß außer ihm Niemand mehr auf derselben Bank sitzen konnte. Das erzielte Resultat entsprach jedoch nicht den Anstrengungen des Gentleman's. Noch acht bis zehn Fuß der Bank mußte er unbedeckt lassen, obgleich er schon seinen Plaid und den Murray aufgeschlagen und ausgebreitet hatte; seine Stimmung war daher so düster, daß er keinen Blick auf das lichtvolle Panorama warf, sondern auf dem Rücken liegend, wild gen Himmel starrte.

Das benachbarte steinige Ufer Colico's gewährte eine Galerie der angenehmsten Genrebilder. Wer italienische

Sitten kennt, wird gleich vor ſeinem inneren Auge eine ganze Bilderſammlung erblicken, wenn ich ſage: es wurde gewaſchen. Eine derartige hauswirthſchaftliche Operation übt in allen Ländern eine gewiſſe Anregung auf das ſchöne Geſchlecht aus, und ſteigert ſein natürliches Redetalent. Die Italienerinnen behandeln in einer ſchönen Gegend, an einem flachen Ufer, in der warmen Luft den Waſchproceß aber nur als Landpartie, nicht als ein anſtrengendes, im deutſchen Sinne gleichmäßig Geiſt und Körper in Anſpruch nehmendes Geſchäft. Den Frauen von germaniſcher Abſtammung iſt die Wäſche des Hauſes etwas Werthvolles, an welches ſich oft ehrwürdige Familienerinnerungen knüpfen, Großmütter und Mütter ſparen für ihre Nachkommenſchaft, in den ſchweren, mit Eiſen beſchlagenen Truhen häufen ſich die Tiſch- und Handtücher, Servietten und feines Bettzeug; gleich auf das Silber folgt das Leinen. Der ſaubere Stoff wird als eine Zier des häuslichen Lebens, als ein wahres Stärkungsmittel des Leibes angeſehen. Für die Haut iſt es ſo labend, wie ein Trunk friſchen Waſſers für den lechzenden Gaumen. Daher iſt die ſogenannte „große Wäſche" eine ernſte häusliche Feier, bei der, wie bei gewiſſen Feſten der Frauen des Alterthums, Geheimniſſe des Geſchlechtes zur Sprache kommen, vor denen ein verſtändiger Mann am beſten das Weite ſucht.

Die italieniſche Wäſche wird von ihren Beſitzerinnen augenſcheinlich nicht mit einer gleichen Pietät und Pedanterie angeſehen. Die „große Wäſche" kennt man überhaupt nicht, ſchon weil der Umfang des Waſchfähigen in einem Haushalte gewöhnlicher Art nie groß iſt. Die

Reinigung der Wäſche wird etwa wie eine Stickerei in einem Kaffeezirkel nur als Beitrag zur mündlichen Unterhaltung vorgenommen. Man wäſcht offenbar in Italien auch ſehr gern, aber ohne philoſophiſchen Ernſt. Waſchen iſt lediglich eine Improviſation und die Wäſche ſelbſt beſitzt etwas Improviſatoriſches. Von einigem wiſſenſchaftlichen Reſpect vor dem Leinenzeuge iſt nirgends die Rede, man behandelt es auf den Uferſteinen mit der Liebloſigkeit einer ſchnöden Dilettantenarbeit. So kauerte eine Damengeſellſchaft an dem ſonnigen Ufer des Sees, die groben Tücher und Wiſche wurden mit glatten Steinen geſchlagen, ohne daß dieſes Verfahren ihrem gelbgrauen Teint ſonderlichen Abbruch zu thun ſchien, und unter Geſang und Geplauder wurde in kurzer Zeit ein Geſchäft beendet, das in einem deutſchen kleinbürgerlichen Haushalte zwölf Stunden Zeit und gewiſſen Aerger gekoſtet hätte.

Neben den waſchenden Mitgliedern des ſchönen Geſchlechts, den Müttern und Töchtern von Colico, beutete die kleinere männliche Jugend den Nachmittag gleichfalls zu ihrem Vergnügen aus. Obgleich jedem etwas größeren Jungen ein kleineres Kind aufgebürdet worden war, ließ ſich keiner dadurch in ſeinem Vergnügen ſtören. Der ganze Trupp ging bis an die Hüften in dem klaren Waſſer im See ſpazieren und beſpritzte einander. Die Situation hatte etwas vollkommen Schulzwangloſes, bis hierher war augenſcheinlich die Tyrannei einer Regulative noch nicht vorgedrungen. Die künftigen Staatsbürger Italiens wurden ſichtlich nicht mit Gelehrſamkeit überbürdet.

Zu weiteren Betrachtungen über das glückliche Verhältniß der kleinen Ohnehosen zur Schule von Colico blieb nicht mehr viel Zeit. Der Dampfer hatte unter dem Beistande einer Anzahl von Mauleseln seinen Kohlenvorrath ergänzt und machte sich auf den Weg. Es war eine unvergleichliche Fahrt, denn der von den Alpen wehende Nordwind nahm von Viertelstunde zu Viertelstunde zu und setzte den herrlichen See in die lebhafteste Bewegung. In der wunderbarsten Klarheit und Farbenfrische traten die malerischen Landschaften des Ufers hervor, aber das edelste Labsal war unstreitig die erfrischende Luft, welche das starke Gewitter hinterlassen hatte.

Der Dampfer kreuzte fortwährend bald von Osten nach Westen, bald in umgekehrter Richtung über den See um alle Passagiere einzunehmen, welche nach dem günstigen Umschlag der Witterung von sämmtlichen Ortschaften, wo Stationen waren, heranruderten und bald den tollsten Wirrwarr auf dem Verdeck zu Stande brachten. Der Capitain entwickelte jedoch seinerseits die besten Manieren, um die nothwendige Ordnung aufrecht zu erhalten. Für gewöhnlich saß er in der kleinen Kajüte, welche mit der Inschrift: „Primi Posti“ (Erster Platz) bezeichnet war, kassirte das Geld ein und vertheilte die geforderten Billets. Man hätte ihn alsdann für einen mürrischen Alten und einen einseitigen Menschenfeind halten können, allein er besaß im Stillen die ganze Vielseitigkeit eines Seemannes, der auf einem italienischen Dampfboote kommandiren und mit allen europäischen Nationalitäten verkehren muß. Nie sah ich noch ein glücklicheres Gemisch von Höflichkeit und Strenge, von feier-

lichem Ernſt und leichtem Humor. Ich fühlte mich unwiderſtehlich an den liebenswürdigen alten Herrn gefeſſelt, und folgte ihm faſt die ganze Fahrt hindurch auf allen ſeinen Kreuz- und Queerzügen über das Verdeck. Der würdige Kapitain beſaß eigentlich einen wahren Januskopf. Erſchien er auf dem erſten Platz, d. h. dem Hinterdeck, ſo ſchwebte ein graziöſes Lächeln um ſeine Lippen, ſein Auge ſtrahlte, der Gang wurde ſchwebender, und trotz ſeiner grauen Haare ſprach aus ſeinen Gebehrden und Mienen eine wahre Anmuth. Eine junge Lady zeichnete er vor allen anderen Damen aus. Mit weit mehr Anſtand, als ein vieljähriger Figurant, der den ſtummen König im Ballet ſpielt, überreichte er ihr zuerſt die Billets, und als ſie die Annahme ariſtokratiſch ablehnte, ihrem Begleiter, einem bejahrten, wahrſcheinlich von der Sonne Indiens ſcharf geräucherten Herrn. Als ſie ſich aber über Durſt beklagt und Limonade verlangt hatte, ließ er ſich nicht nehmen, die militairiſche Bedeckung des Ueberbringers der Limonade zu bilden und ein kleines Bouquet von Oleanderblüthen, vielleicht das Geſchenk einer Schönen, die Vormittags über den See gefahren, hinzuzufügen. Seinen Sommeranzug von einem grauen, bläulich punktirten Stoffe trug der ritterliche Seefahrer ſo ſtramm und elegant, wie ein Pariſer von gewähltеſtem Ton.

Denſelben Mann erkannte man gar nicht wieder, wenn es ſpäter nothwendig war, auf dem zweiten Platze irgend eine Verletzung der Etiquette zu rügen, z. B. die ungebührliche Niederlaſſung eines Obſtkorbes oder eines Fiſchbehälters auf der Seitenbank. Dann

lederte in ihm wilder Zorn auf, die blauen Adern an ſeinen Schläfen ſchwollen, er geſtikulirte wie raſend mit Händen und Füßen. Der Capitain konnte ein wahrer Schatz für den Comer See und den Dampfer heißen, doch verdient die Mannſchaft nicht minderes Lob. Ein unbeſchäftigter Bootsmann, dem nur die Ueberwachung des Gepäckes und ſein Transport in die Barken oblag, ſpielte mit Behagen den Cicerone an Bord und gab mit liebenswürdiger Redſeligkeit jede verlangte Auskunft über die Ortſchaften und Baulichkeiten an beiden Seeufern.

Das Boot legte nirgend an dem ſteinigen Geſtade an, aber vor den Stationen wurde die Maſchine geſtoppt, und nun ſuchten die nicht ſelten mit Menſchen überladenen Barken die Treppe am Radkaſten mittelſt des ihnen zugeworfenen Seiles zu erreichen. Der ſtarke Seegang erſchwerte dieſes Geſchäft in hohem Grade. Den meiſten Paſſagieren war die Freude anzuſehen, wenn ſie das Geländer der Treppe erwiſcht und das ſichere Verdeck erſtiegen. Die Landenden fühlten ſich weniger behaglich; mehrere Foreſtieri's brachten ſogar der Gottheit des Sees ein reichliches Sühnopfer, wenn ſie ſich in der Barke niedergelaſſen hatten. Von Bellano aus erhielt der Dampfer ſeine reichliche Zufuhr. Ein ganzer Schwarm eingeborener Touriſten von nicht ſehr einladendem Ausſehen kehrte aus dem Thale der Pioverna zurück, und nahm auf dem Vorderdeck Platz, nachdem er ſeine Effecten in der Nähe des Schornſteines nothdürftig untergebracht. Dieſe leichtſinnig verpackten italieniſchen Frachtſtücke ſpielten neben den eleganten und ſoliden Koffern und Taſchen Englands und Deutſchlands die Rolle von

Buffo's. Kein Stück darunter war geeignet für eine See- oder Bergreiſe. Einer hatte ſeine Leibwäſche in ein Taſchentuch aus blauer Baumwolle geknüpft, ein Anderer bediente ſich nur eines Bindfadens, um ſeine Kleidungsſtücke zuſammenzuhalten, der erfindungsreichſte der Reiſenden hatte ſogar ſein älteſtes Paar Beinkleider zum Reiſeſack ernannt, ſämmtliche Wäſche hineingeſtopft, und das dadurch entſtehende Bündel mit den Bein-Enden oben zuſammengebunden. Das Häuflein Bagage der Touriſten von Bellano ſah aus, als wären ſie im Augenblick der Abreiſe von einem Erdbeben überraſcht worden, und mit den nächſten Habſeligkeiten, die ſie ergriffen, eiligſt zum Fenſter hinausgeſprungen.

Wie ich ſchon angeführt habe, waren ſie ſämmtlich auf das Vorderdeck gegangen, nur einer aus ihrer Mitte drängte ſich unvermerkt unter die Reiſenden auf dem erſten Platze, und muſterte mit Aufmerkſamkeit ihre Geſichter. Er war ein Mann mittleren Alters, und ſeiner Außenſeite nach wohl kein Günſtling des Geſchickes. Aus dieſem Grunde mochte er ſich, wie ſo viele Perſonen, welche auf unüberwindliche Hinderniſſe in ihrer eigentlichen Laufbahn geſtoßen ſind, auf die Photographie gelegt haben. Ich erlaube mir dieſen Schluß zunächſt aus dem chemiſchen Geruch, den der Mann mittleren Alters ringsum verbreitete, und der ſo ſtark war, daß die junge Lady voller Abſcheu ſich von ihrem Begleiter eine Kryſtallflaſche mit aromatiſchem Waſſer reichen ließ. Während ſeiner Anweſenheit auf dem Dampfer photographirte er nicht, ſondern ſuchte nur gewiſſe Paſſagiere mit ſeinen, in eine Taſche aus ſchwarzer Wachsleinwand gepackten

Stereoſkopen bekannt zu machen, wie er denn nur im Intereſſe ſeines Handels mit Stereoſkopen den See und die angrenzenden Landſchaften zu bereiſen ſchien. Alles an ihm widerſprach der angenehmen Idee eines künſtleriſchen Wohlſtandes. Er trug einen Frack, verfertigt aus einem abgeſchabten grünen Wollenſtoffe, an dem ein früherer Beſitzer Verſuche mit waſſerdicht machenden Flüſſigkeiten angeſtellt, aber nicht vollendet haben mochte, Nangking-Pantalons, blaue Strümpfe und leichte lederne Schuhe, durch deren Spitzen ſich die Zehen ſehnſüchtig nach einer ganzen Fußbekleidung umſahen, obgleich dieſe Zehen wieder ſo natürwüchſig ins lichte Leben ragten, als hätten ſie das Gelübde abgelegt, nie wieder in unverſehrten Schuhen oder Stiefeln zu wohnen. Eine unreinliche braune Mütze mit einem großen Lederſchirm ſchützte ſein Haupt vor den Sonnenſtrahlen, doch hatte der Photograph außerdem mehrere Stellen, welche ſonſt noch den Blicken des Helios ausgeſetzt waren, beſonders beide Flecken hinter den Ohren, mit ſchwarzen Pflaſtern bedeckt. Nur an der Linken trug er einen meergrünen geſtickten Handſchuh, während die Rechte gleichfalls durch mehrere ſchwarze Pflaſter gegen jede Unbill des Wetters geſchützt wurde. Das reinlichſte Kleidungsſtück an ihm war noch ſein Halskragen; denn er ſchien ihn nicht allein kurz vor ſeiner Einſchiffung angelegt, ſondern auch eigenhändig aus einem Reſt gerippten engliſchen Briefpapiers angefertigt zu haben. Jedenfalls war das Fabrikat ächt, da ich dicht unter einer Warze am Kinn, das entſcheidende Wort „Bath“ las. Die unregelmäßige Toilette des Mannes hätte mich zum Mitleid geſtimmt und zum An-

kauf einiger ſeiner Stereoſkopen veranlaßt, wären die Gegenſtände derſelben nur nicht ſo unanſtändig geweſen. Da der Photograph anfangs mit größter Offenheit mit den bunten Karten hantirt, und ſich abſichtlich an die jüngſten Paſſagiere gemacht hatte, glaubte ich, er biete Kopieen bekannter Bilder und Veduten feil, allein als er ſich dem neben mir ſtehenden jungen Akademiker näherte, und dieſer bis hinter die Ohren feuerroth wurde, warf ich einen ſchärferen Blick in die Bilder und entdeckte, daß der Burſche beide Hände voll gemalter Gemeinheiten hielt. Wäre ich fertiger in der italieniſchen Sprache geweſen, ich hätte dem frechen Photographen die Unſchicklichkeit ſeines Handels und die Schauſtellung ſolcher Obſcönitäten in Geſellſchaft von feinen Damen auseinanderzuſetzen geſucht, da meine Zunge aber ſchwerer denn die des Moſes in der Wüſte war, begnügte ich mich, den kleinen Akademiker väterlich bei Seite zu ſchieben und dem bepflaſterten Händler ſchweigend den Rücken zu kehren.

Der liebenswürdige Capitain ſollte mir die brüderlichen Dienſte Aaron's leiſten und dem Photographen die verdiente Strafrede halten. Hoch oben auf der Verbindungsgallerie zwiſchen den Radkaſten ſtand der würdige Seemann, und überſchaute die ſeiner Obhut anvertrauten Paſſagiere, indem er gleichzeitig mit dem Mann am Steuerrade in kurzen Worten correſpondirte. Da bemerke er plötzlich unter den Gentlemen des erſten Platzes den Photographen. Eine hungrige Möve ſchießt nicht haſtiger, über den Seeſpiegel ſtreifend, auf einen Fiſch herab, als der Capitain auf den Photographen. Zur

rettenden Flucht war es zu ſpät; der Alte erwiſchte ihn hart neben dem Gepäck. Zuerſt verſuchte er ihn mit Blicken zu verſteinern, doch was wollte eines ehrlichen Mannes Auge bei einem ſolchen Photographen ausrichten, der ſelbſt einer Meduſa Trotz geboten hätte. Dann überſchüttete er ihn mit einer Philippika, begleitet von einem maleriſchen Gebehrdenſpiel. Er berührte den Photographen nicht einmal mit der Spitze des kleinen Fingers, und doch trieb er ihn durch den ſtürmend pathetiſchen Redeſchwall, durch eine zerſchmetternde Mimik, am Gepäck, dem Radkaſten und dem Rauchfange vorbei, bis an die Oeffnung, welche in die Küche hinabführt. Der Photograph hatte heftig dagegen demonſtrirt und ſich auf ſein Geſchäft berufen, wegen deſſen er lediglich zu Schiff gegangen ſei, und das ſich nur mit einer Ausſicht auf Erfolg in der Region der „primi posti“ betreiben laſſe; es half ihm nicht das Mindeſte. Auf die Unſittlichkeit derartiger ſtereoſkopiſcher Verführungskünſte hatte der Capitain zudem gar kein Gewicht gelegt; er ſtützte ſich nur auf die Geldfrage und hierin war er unüberwindlich. Der Photograph ließ ſich unter den Damen und jungen Leuten auf dem erſten Platze fortan nicht mehr blicken; er ſtieg ſpäter in das von Bellaggio kommende Boot, um unter den im Hotel Gennazini wohnenden Fremden ſein Glück zu verſuchen.

Der erwähnte Künſtler der Optik war jedoch nicht der Einzige an Bord, der auf den Geldbeutel der Reiſenden ſpekulirte. Mir war nebenbei ein einfach, aber anſtändig gekleideter Herr aufgefallen, der alle des Deutſchthums verdächtigen Perſonen anredete und ſie zu etwas über-

reden zu wollen schien. Doch hinderte ihn dies nicht, seinem Schnauzbart à la Hainau gleichfalls viele Aufmerksamkeit zu schenken. Schwieg er, so begann er stets diese beiden Mähnen oder Schwänze zu striegeln. Der Capitain ließ ihn auf beiden Plätzen gewähren. Er schien mir, wie der kleine Savoyarde mit dem Affen, das Vorrecht der freien Ueberfahrt zu genießen, nur nach anständigerem Ritual, denn während jener unmündige Unterthan Napoleon des Dritten eine ihm angewiesene feste Stellung neben der Latrina behaupten mußte, war dem Schnauzbärtigen freier Luftwandel vergönnt. Bald darauf näherte er sich mir.

„Steigen der Herr bald aus?" fragte er mich freundlich, aber in einem auf das Wienerisch Lerchenfeldische gepfropften Französisch, das mir Muth machte, ihm in unserer guten, deutschen Mundart mit der Frage zu antworten: „Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?"

„Mein Name ist Häberle, ich bin ein geborner Ungar!" sagte der Mann, und zwar die letzten Worte mit dem Kleinmuth eines Mannes, der für ihre Wahrheit kein gerichtliches Zeugniß abzulegen vermag.

„Reisen Herr Häberle zum Vergnügen?" fuhr ich fort.

„O nein! nicht zum Vergnügen; ich reise nur in Geschäften," antwortete Herr Häberle, aber nun wieder mit einer Schwermuth, die mich vermuthen ließ, Häberle würde heiterer sein, wenn diese Geschäfte etwas besser gingen.

„Wenn Sie in Cadenabbia aussteigen, würde ich Ihnen und den anderen deutschen Herren das „Hotel

de Milan" vorschlagen. Es liegt ganz nah am See, hat eine vortreffliche Aussicht, aufmerksame Wirthe und eine sehr lobenswerthe Küche!" setzte der Redner hinzu. Nach diesen Worten blickte er etwas scheu umher, und wirklich schienen zwei prächtige italienische Lockenköpfe ihn einer scharfen Beachtung zu würdigen.

Durch die letzte Rede hatte sich Herr Höberle selber überführt. Er fahndete auf dem Spiegel des Comer See's auf Reisende für gewisse Hotels, in welchen er als Entgelt freie Station und wahrscheinlich einige Procente von der Beute genoß.

„Sie sind Courier, Herr Häberle, nicht wahr?" fragte ich mit festem Tone.

„Ja, Courier, ich wohnte einst in Mailand. Seit die Piemontesen dort sind, habe ich mich auf das Wasser zurückgezogen; man lebt hier sorgenfreier! Aber, darf ich fragen, ob Sie in Bellagio aussteigen wollen, da kommt schon die Barke. Platz werden sie schwerlich dort finden; die Hotels sind sämmtlich gefüllt. Das Hotel della Gran Bretagna hat der General Farina mit Beschlag belegt; er ist vom König Victor Emanuel dem Gouverneur von Gothland, General Bildt, entgegengesandt, und gedenkt, dem Schweden morgen ein Fest zu geben. Ich würde Ihnen Cadenabbia und das Hotel de Milan vorschlagen. Auf dem Dampfer befinden sich auch zwei deutsche Herren, die gleichfalls dort einkehren."

Die Ueberfüllung von Bellaggio war verdrießlich, doch nach den angegebenen Gründen wahrscheinlich genug; ich entschied mich daher, namentlich in Betracht der Aussicht, die mir von vielen Touristen als über alle Maßen

herrlich gerühmt worden war, für Cadenabbia und das Hotel de Milan. Konnte ich doch nicht ahnen, daß Herr Häberle mir eine Nase gedreht hatte, und in Bellaggio so viel Platz für Gäste vorhanden war, wie am westlichen Ufer, in den Hotels von Cadenabbia.

Unterdessen hatten wir uns dem steilen Felsvorsprung von Bellaggio genähert, den Photographen nebst dem größeren Theile der genialen italienischen Touristen abgesetzt, und einige pedantische und ehrbare Reisende nach Como und Mailand an Bord genommen, denen vom Gestade aus noch einige Abschiedsgrüße mit Taschentüchern nachgesandt wurden. Das Boot machte eine Wendung und steuerte, von dem brausenden Nordwinde hin- und hergeworfen, über den schäumenden See. Jetzt hob der Dampfer sein Vordertheil gleich dem Widerrüst eines sich bäumenden Schlachtrosses und die dreifarbige Flagge Italiens sank tief in die Fluthen, dann vergrub er wieder die Nase in dem wallenden Gewässer und der Mann am Steuer schien gen Himmel fliegen zu wollen; an Bord herrschte tiefes Schweigen. Jetzt zahlte die Majorität dem See pflichtschuldigst ihren Tribut. Zum Glück für uns Alle, die wir dem Nordwinde und Wellenspiel bis dahin Trotz geboten hatten, näherten wir uns rasch Cadenabbia, die Barke des Hotel de Milan, vielleicht ermuntert durch ein geheimes Zeichen des guten Häberle, schwankte an die Treppe des Dampfers, sammt drei anderen Passagieren und den dazu gehörigen Gepäckstücken wurde ich in die Barke halb geschoben, halb gehoben, die ganze Gruppe taumelte gegen die Lehnen der Seitenbänke. Häberle nahm am Steuerruder Platz und zählte

mit Wohlgefallen ſeinen anſehnlichen Fang, die Barkenführer aber ſetzten tapfer die Ruder ein, daß der Wellenſchaum von allen Seiten in die Barke ſpritzte.

Dort lag das Hotel de Milan, genannt „Majolika," einladend wie der Pallaſt einer wohlgeſinnten Fee, die hohen Berge im Weſten warfen einen tröſtlichen Schatten auf das Seeufer und ſeine Villen, jeder Windſtoß brachte die lieblichſten Roſen- und Limonendüfte herüber; hier laßt uns bleiben und Hütten bauen! Häberle gab mir einen ſchelmiſchen Wink und deutete auf das Geſtade. Oben ſtanden ſchon an der Spitze einiger Kellner die Wirthe der Majolika, die Signori Colombo und Albaſini: ſie lauerten auf uns!

Villeggiatur am Comer See.

Die Majolika iſt in Betracht der unvergleichlichen Ausſicht auf die gegenüberliegenden Ufer einer der ſchönſten Punkte an dieſem Juwel der See'n, und würde ſich deshalb zu einem längeren Aufenthalte empfehlen, wenn nicht manche andere Unbequemlichkeiten vorhanden wären, welche der an nordiſchen Comfort gewöhnte Reiſende nur ſchwer erträgt.

Bei dem ſtarken Wellenſchlage kamen wir nur langſam an das Ufer und wurden Einer nach dem Andern auf dem ſteinernen Vorſprung abgeſetzt, der ſich neben dem kleinen Garten des Hotels in den See erſtreckt. Die

beiden deutſchen Herren, deren Häberle erwähnt hatte, ſtiegen zuerſt aus. Schon während der Fahrt war mir aufgefallen, daß der ältere derſelben ein großes und dickes Buch in der Hand hielt und eifrig darin blätterte. Jetzt nahm er das Buch unter den Arm und ſagte zu der Mannſchaft des Hotels, die dienſtbefliſſen um uns eine Gruppe bildete: „Wer von Ihnen, meine Herren, iſt Signor Righini?“

Signor Colombo, ein Mann in den liebenswürdigſten Mannesjahren, zeigte mit dem Ausdruck ungeheuchelter Achtung auf ſeinen Compagnon und ſagte: „Signor Albaſini!“ — Beiderſeitige Verbeugung.

Hierauf ſetzte ſich Signor Albaſini in Poſitur, deutete auf den Freund und Gefährten, und verkündete ihn dem deutſchen Herrn mit dem Tone unbegrenzter Dankbarkeit gegen den gütigen Himmel, als: „Signor Colombo!“

„Sehr gut, ſehr gut,“ ſprach der deutſche Herr, „ich habe nichts dawider, und ich hoffe, mein Freund auch nicht — hier machte der zweite deutſche Herr eine gemeſſene Verbeugung — allein ich wünſche Signor Righini zu ſprechen.“

Colombo und Albaſini blickten ſchwermuthsvoll gen Himmel.

„Profeſſor Adolph Stahr in ſeinem Werke „Herbſtmonate in Oberitalien“ empfiehlt Signor Righini in der Majolika, wo iſt er?“

„Signor Righini iſt todt, Monſieur,“ ſprach Colombo, und deutete auf die Treppe des Hotels und auf

ſein Herz, „mein Freund Albaſini und ich werden beſtrebt ſein, den ſeltenen Mann zu erſetzen.“

„Gut,“ rief der deutſche Herr, „mein Freund und ich, wir möchten uns gern in der Majolika für drei bis vier Tage in Penſion thun, ganz wie Profeſſor Stahr, hier mein Freund iſt ein Schwärmer für Kunſt, Natur, Nationalität, Frauenſchönheit und Geſchichte.“

„Drei bis vier Tage, mein Herr,“ ſagte Colombo mit tiefem Bedauern, „das iſt uns leider ganz unmöglich. Der geringſte Zeitraum für Penſion iſt acht Tage, Sie begreifen alſo ...“

„Ja, ich begreife, aber unſere Zeit iſt gemeſſen, mein Freund hat noch viel in Italien zu thun und nur über ſechs Wochen Urlaub zu verfügen.“

„Fürchten Sie nichts, Sie werden nicht überbeuert werden!“ Bei dieſen Worten blickte Colombo wieder gen Himmel und erhob die Rechte, als wollte er den verklärten Geiſt Righini's zum Zeugen anrufen. Dann zog er ſich in einen zierlichen Glasverſchlag des Flures zurück und überließ ſeinem Jonathan Albaſini die fernere Führung. Nach fünf Minuten waren wir in dem zweiten Stockwerk des muſterhaft reinlichen und elegant eingerichteten Hotels in mehreren, neben einander liegenden Zimmern untergebracht. Bevor wir uns aber trennten, ergriff der jüngere deutſche Herr, der bisher bedauerlich geſchwiegen und nur im Stillen für „Kunſt, Natur, Nationalität, Frauenſchönheit und Geſchichte“ geſchwärmt hatte, das Wort, und ſagte mit einer tiefen rauhen Baßſtimme: „Ich möchte etwas zu eſſen haben!“

„Leider iſt das Pranzo vorüber — das Pranzo

indet pünktlich um ſechs Uhr ſtatt — aber es kann Ihnen ofort etwas zubereitet werden," antwortete Albaſini und ehnte raſch den Alpſtock des Herrn in die Ecke.

„So ſei es," ſprach der Herr, „bereiten Sie mir twas zu."

Wir trennten uns und ſuchten ſo raſch als möglich ie Toilette zu wechſeln, um in würdiger Geſtalt im Saale der Majolika zu erſcheinen. Dank den zweckmäßigen Reiſeeinrichtungen gelang uns dies in kurzer Zeit und nach einer Viertelſtunde trafen wir unten wieder zuſammen. Die deutſchen Herren ließen ſich bei Tiſche nieder; ich begnügte mich mit der friſchen Seeluft und begab mich deshalb in's Freie.

Der Hauptreiz der Majolika beſteht in einer kleinen Halbinſel, die künſtlich in den See hinein gebaut und mit Platanen, Kugelakazien und Oleander bepflanzt iſt. Die noch jugendliche Vegetation grünt ſchon üppig genug, um hinlänglichen Schatten zu gewähren, und bequeme Gartenſtühle laden zur Ruhe ein. Für das Behagen eingefleiſchter Politiker iſt außerdem noch durch eine hohe Flaggenſtange geſorgt, an der das Banner Italiens flattert. Der kleine Garten ſteht den Bewohnern der Majolika Tag und Nacht offen und wird ihnen nur zuweilen von zwei ſchwarzen Schweinen ſtreitig gemacht, die der Beſitzer der links gelegenen, wirklich ſchauerlichen Oſteria zwar für Schinken und Wurſt heranbildet, aber augenſcheinlich bis auf Weiteres für ihre Beköſtigung in dem geſegneten Lande allein ſorgen läßt. Jagdluſtigen Gemüthern iſt dieſer täglich mehrmals wiederholte Beſuch jedoch nicht unangenehm, dieweil ſich eine Sauhatz un-

ſchuldigſter Art daraus ergiebt, der es bei der natürlichen Lebhaftigkeit des italieniſchen Schwarzwildprets und der ſteten Theilnahme der Landesjugend an der weiteren Verfolgung nie an dem nöthigen Humor fehlt. Mit Ausnahme der weidmänniſchen Intermezzi herrſcht in dem Gärtchen früh und ſpät die größte Ruhe. Am See entlang von Menaggio nach Tremezzo zieht ſich kein Fahrweg, ſondern nur ein breiter feſtgeſtampfter Fußpfad, auf dem man höchſtens einem Saumthiere oder Reiter begegnet. Der ganze Verkehr in den Gebäuden und unter den Einwohnern in Cadenabbia beſchränkt ſich auf die Verproviantirung und Beförderung der Hotelgäſte und jener Italiener, welche die reizenden Villen bewohnen; daher dieſe heilige Ruhe des Ortes. Zweimal am Tage zieht in der Entfernung der Dampfer vorüber, zuweilen ſchwebt eine Möve, ein Boot vorbei, dann verſinken Land und See wieder in tiefe Einſamkeit und erquickliches Schweigen.

Die Sonne neigte ſich, und öſtlich vom See, jenſeits Bellaggio, das man von Cadenabbia aus in der ganzen Schönheit ſeiner Formen und architektoniſchen Ausſtattung überſehen kann, malte ſich auf der kahlen Berglehne des dort beginnenden Seearmes von Lecco in tiefem Blau der Schatten des Vorgebirges. Zugleich nahmen die kahlen Gipfel des Gebirges, die ſich dort noch einmal in einer Höhe von 7000 Fuß wild und zackig erheben, ehe ſie ſich allmälig nach der lombardiſchen Ebene abdachen, einen warmen röthlichen Ton an. Je tiefer ſich die Sonne ſenkte, deſto intenſiver wurde dieſe Farbe, und als der Spiegel des See's nun

h zu dunkeln begann, und alle niedrigen Anhöhen,
rten, Waldungen und Gebäude ſich in das bezaubernde
ige Blau kleideten, die Abendtracht dieſer romantiſchen
genden: entbrannte oben eine roſige Gluth, von der
ſich unbeſchreiblich feine Reflexe über alle helleren
genſtände verbreiteten, bis dann, ungleich raſcher als
Hochgebirge, alle lebhafteren Farben erloſchen, und
h und nach das ganze Bild in ein Violett verſank,
auf der Schattenſeite in die tiefſte Schwärze aus-
te, dem Abendhimmel gegenüber jedoch einem halb-
chſichtigen, ſeltenen Edelſteine glich.

Ich war in eine Barke geſtiegen und hatte mich auf
See hinausrudern laſſen. Da begann in den zahl-
n Kirchen und Kapellen an den See-Ufern das Geläut
Ave Maria. Der lebhafte Nordwind trug es meilen-
t von den Felsufern nach Süden und miſchte ſeinen
en Geſang auf den rauſchenden Wellen in die Glocken-
e. Von jener Elegik, welche unſere Pianiſten, Maler
Lyriker in ihren verſchiedenartigen Abendphantaſieen
er dem Titel „Ave Maria" zu verewigen ſuchen, war
ts zu bemerken. Nach meinem Gefühl wirkte das
he Gebimmel ſo vieler kleiner Glocken eher erheiternd.
klang nicht wie ein gottesfürchtiger Gruß an die
ht und ihre Genien, ſondern wie der luſtige Refrain
Tagesmühen, oder die Ouverture der Abendbeluſti-
gen. Mein Barkenführer ſchien innerlich von meiner
faſſung nicht ſehr weit abzuweichen. Sein Abendgebet
überaus gedrängt, und mit großem Wohlgefallen
erte er mich wieder an das Land, als ich dem Honorare
die Fahrt ein kleines Trinkgeld hinzufügte.

Die elegante Welt hatte ſich jetzt aufgemacht und luſtwandelte hart an den Ufern des See's auf der erwähnten Promenade, oder ſaß in den Gartenanlagen unter Oleander, Granaten und Roſen, und labte ſich an der Abendkühle und den Aromen der ſüdlichen Vegetation. In den unteren Zimmern der Villen zeigte ſich Lampenlicht, und die Fenſter der oberen Gemächer wurden überall geöffnet. Unten am See ſchwärmten, gleich ſchönen Dämmerungsfaltern, Damen aus Mailand umher, aber keineswegs einſam, wie dieſe abenteuerlichen Schmetterlinge, ſondern unter ſtarker Herrenbedeckung. Ueberall roch es nach Patſchouli, Springflower und Violette, Crinolinen verſperrten den Weg, Schnurrbärte wurden mit Emphaſe geſtrichen; man fühlte ſich an den Boulevard des Italiens erinnert, wenn nach dem ſpäten Diner die Kaffeeſtunde beginnt. Engliſch, Franzöſiſch und Italieniſch klangen durch einander; nur muſikaliſche Laute ließen ſich nirgends vernehmen. Vergebens wartete man auf einen Troubadour, der in einem Nachen leiſe heranrudern und der ſchönen Mailänderin, die, umgeben von „Nobileos," wie ich hoffen will, neben der Baluſtrade ihres Gartens ſaß und ſich von allem Volk bewundern ließ, eine Serenade bringen ſollte. Sie trug ein ungariſches Hütchen auf den ſchwarzen Locken und hatte ſich, wahrſcheinlich nur, um ihren klaſſiſchen Wuchs zu zeigen, mit einem türkiſchen, ſeltſam gezeichneten Shawl drappirt, welcher die Geſtalt im weißen Gewande ſtatuenartig hervorhob. Der Troubadour kam nicht, ſelbſt eine Mandoline war nicht vorhanden, nur aus der Entfernung hörte man das Aechzen eines, unter den müſſigen Klauen

eines Touriſten verzweifelnden Klaviers. Aber die beiden deutſchen Herren fanden ſich ein, und der Schwärmer mit der Baßſtimme ſchien nach ſeinem, durch den ältern Freund verbreiteten Rufe jetzt verpflichtet, für „Frauenſchönheit“ ſich mit rhetoriſchem Pathos in Unkoſten zu ſetzen. Zu meinem Erſtaunen warf er kaum einen Blick auf die bewundernswerthe Perſon, ſondern ſagte unwillig zu dem Gefährten: „Lieber Freund, Sie kennen die Lokalitäten am See, ich muß Sie dringend bitten, mich an einen Ort zu führen, wo ich die nationalen Sitten ſtudiren kann. Am angenehmſten würde es ſein, wenn dort Vino d'Aſti zu haben wäre; dieſer Saft erheitert den Menſchen, und hält doch eine gewiſſe Beſchaulichkeit in der Seele feſt. Für Frauenſchönheit fühle ich mich in dieſem Momente nicht geſtimmt.“

„Aber Beſter“, erwiderte der ältere deutſche Herr, „Sie haben ja bei der Mahlzeit ſchon zwei Flaſchen Aſti ſpumante getrunken, ich fürchte, das Zeug ſteigt Ihnen bei der Hitze in den Kopf. Sie leiden ohnehin an Congeſtionen.“

Der Baſſiſt gab keine Antwort, aber als wir an den Eingang des prachtvollen Hotels gekommen waren, das in der Nähe der Villa Carlotta liegt und mit derſelben durch eine Platanenallee verbunden iſt, machte er eine kühne Rechtsſchwenkung und nahm an einem Marmortiſchchen Platz, indem er uns einlud, ſeinen Genuß zu theilen. Der Aſti wurde gebracht, wir ſtießen an, aber der ältere deutſche Herr hob mit trübſeliger Miene das Glas gegen die eben ſeitwärts von Bellaggio aufſteigende volle Mondſcheibe und ſagte zu mir; „Verzeihen

Sie, mein Herr, war Ihnen der vermeintliche Gentleman mit dem Hainauſchnurrbart bekannt? Wiſſen Sie ſeinen Namen?" — „Er gab ſich mir als ein Courier Häberle zu erkennen, und ich glaube, er beſtreicht die Ufer der italieniſchen Seen in der Richtung von Norden nach Süden, um für eine Anzahl Hotels Fremde beizutreiben!" antwortete ich der Wahrheit und Ueberzeugung gemäß.

„Dann fürchte ich, Häberle iſt ein „traditore," wie es in jeder italieniſchen Oper einen giebt. Dieſer Righini, den Prof. Stahr in ſeinem Buche ſo angelegentlich empfiehlt, hätte ein ander Mal ſterben können, Gott habe ihn ſelig, aber Colombo und Albaſini traue ich nicht. Sie ſind Söhne des Jahrhunderts, und die menſchliche Würde, der menſchliche Magen, ſind vor ihnen nur Spreu im Winde!"

Der Baſſiſt nickte mit dem Kopfe und trank, um auch ſein verletztes ſittliches Gefühl zu beruhigen, den Reſt der Flaſche aus.

„Was flößt Ihnen eine ſo nachtheilige Meinung über dieſe beiden lombardiſchen Ehrenmänner ein? Iſt das Hotel nicht wohleingerichtet, tadellos reinlich und verhältnißmäßig bequem? Finden Sie nicht gleich in der Vorhalle einen Leſeſalon mit den beſten Zeitungen Oberitaliens und einer Menge italieniſcher, franzöſiſcher und engliſcher Bücher und Broſchüren? Iſt die Bedienung nicht raſch und höflich?" fragte ich, begierig den Hausfrieden zu erhalten.

„Das mag ſein, allein auf den Geſichtern der Herren liegt eine Wolke. Es gefällt mir ſchon nicht, daß

Colombo fortwährend ſchreibt, was hat Colombo zu ſchreiben ....?"

„Erlauben Sie, der Mann muß doch ſein Contobuch in Ordnung halten!"

„Gut, mag er ſchreiben, obgleich mir das grade in Italien nicht gefällt, denn er könnte ſich einen Oberkellner engagiren; aber Albaſini, der die Honneurs bei Tiſche macht, iſt gleichfalls nicht ein Mann nach meinem Sinne."

„Was hat Albaſini gethan?"

„Sie erinnern ſich wohl, daß wir uns als nachträgliches Pranzo etwas zubereiten ließen. Es wurde unten im großen Eckſaale ſervirt, und Albaſini beſtand darauf, uns in eigener Perſon zu bedienen. Er ſchöpfte die Meneſtra in die Teller, er ſchnitt das Roſtbeaf vor, er zerlegte den Fiſch, er tranchirte den Braten, aber größer als ſeine unverkennbare manuelle Geſchicklichkeit bei dieſen Verrichtungen war die dabei entwickelte ſtudirte Sparſamkeit. So etwas kann mir, als dem Gaſte der Majolika, nicht gleichgiltig ſein. Wenn Operateure, wie Langenbeck oder Wilms in Berlin, vorſichtig mit dem Meſſer umgehen und jeden Schnitt um Haaresbreite berechnen, ſo wird alle Welt ihre Bedachtſamkeit loben, denn ſie arbeiten in lebendigem Menſchenfleiſch; wenn aber Albaſini ſo ſcheu an einen gebratenen Hammelrücken geht, als gelte es die Operation eines gefährlichen Polypen, wenn er aus Furcht, edlere Theile des Bratens zu verletzen, nur weniges Fleiſch und dieſes obenein in dünnen Scheiben abſchneidet, wenn er das, was er mir von einem gebratenen Fiſche gönnt, nicht, was ich mir ſelber zugedacht

habe, mit Taſchenſpielergewandtheit unter den, von mir gehandhabten Vorlegelöffel — lediglich durch eine hölliſche Wendung oder „Torſion“ des Tellers zu bringen weiß, wenn er den vorgeſchnittenen Braten, indem ich danach mit der Gabel ſpieße, meinem Stoß durch eine verteufelt geſchickte Parade entzieht, und endlich neun Zehntheile der aufgetragenen Mahlzeit, ſtatt in unſere Mägen, wieder in die Küche der Majolika zu bringen weiß; ſo ſchreie ich über Verrath an der Gaſtfreundſchaft!“

Der deutſche Herr hatte ſich in Zorn geredet, ſchwieg daher einige Sekunden und wiſchte ſich, da das Thermometer für dieſe Leidenſchaft etwas zu hoch ſtand, die Schweißtropfen von der Stirn, dann fuhr er fort: „Ich klage nicht meinetwegen, ich habe als junger Mann die Feldzüge mitgemacht und hungern und dürſten gelernt, aber mein Freund hier liegt mir am Herzen; er reiſt auf meinen Rath und iſt eine höchſt ſenſible Natur, er ſchwärmt für Kunſt, Natur, Nationalität, Frauenſchönheit und Geſchichte, und bedarf häufiger Stärkungen. Das Gehirn verlangt ſo gut nach angeſtrengter Arbeit einen Erſatz, wie die Muskeln des thätigen Leibes, der Arme und Beine. Sie ſehen, mein Freund leidet; man hat ihm den zu ſeiner Ernährung nothwendigen Antheil der Mahlzeit vorenthalten, und er ſieht ſich daher genöthigt, um eine Ausgleichung zu erzielen, den Magen wenigſtens mit Flüſſigkeit zu füllen!“

„Wäre es in dieſem Falle aber nicht beſſer, wenn Ihr begabter Freund das Gewölbe ſeiner Verdauung mit tropfbaren Flüſſigkeiten anderer, nicht geiſtiger Art füllte?“ fragte ich etwas ängſtlich, da der jüngere deutſche Herr

bermals eine Flasche Asti herbeischaffen ließ und mit nem Knall öffnete, „dieser ultramontane Brausewein eſitzt eine heimtückische Eigenschaft, die leicht Ihren ächtlichen Schlaf stören kann, da Sie Beide ein Zimmer ewohnen ....“

„Sie haben Recht,“ sagte der Herr, „trinken wir it und brechen wir auf. Ich bitte Sie, Freund, schauen ie auf den See, der Vollmond spiegelt sich darin, wie einer schwarzen Glasplatte!“

„Verschonen Sie mich heute, nach dieser langen Tage-eise, mit See und Vollmond. Sie wissen, ich liebe die atur leidenschaftlich, aber Alles zu seiner Zeit, jetzt äre mir das Bette lieber — wir wollen schlafen gehen,“ gte der Bassist mit der sensiblen Natur, ob vielen Asti's was mürrisch.

Der ältere deutsche Herr gab keine Antwort, aber er ar von der Richtigkeit der Bemerkung des Freundes so rchdrungen, daß er aufstand, die Rechnung bezahlte nd sich an die Spitze unseres kleinen Zuges stellte, der n den Villen vorüber, wieder den Weg nach der Ma-lika einschlug und dort gegen eilf Uhr Abends vor Anker ng.

Nach meiner Gewohnheit machte ich mich Morgens itig auf, um die kühle Luft des Tages zu genießen. m Hotel herrschte der tiefste Frieden. Die Augen aller iner Bewohner waren noch geschlossen, nur die lebens-oßen stattlichen Portraits von Vittorio Emanuele, aribaldi und Napoleon blickten so munter, wie gestern, n den Wänden auf die leere Tafel des Speisesaales rab. Wenn aber auch sämmtliche Gäste und die Be-

ſitzer des Hauſes noch in tiefem Schlummer lagen: ein guter Hausgeiſt hatte im Stillen bereits ſeinen Umgang gehalten. Noch ehe die Sonne über die Cadenabbia gegenüber liegenden Berge geſtiegen war, mochte dieſer dienſtbare Genius die Fenſter und Jalouſien geöffnet und die friſche Seeluft eingelaſſen haben; jetzt waren nach der Sonnenſeite hin alle Fenſter wieder geſchloſſen und verhüllt. In den freundlichen Gemächern verrieth ſich überall eine ordnende, ſäubernde Hand; auf dem Büchertiſch im erſten Zimmer lagen alle Bände, Broſchüren und Zeitungen in überſichtlichen Reihen; die Drechslerarbeiten aus falbem Olivenholz, welche in dem Flecken Bellaggio angefertigt werden und einen leidlichen Erwerbszweig der Einwohner bilden, hatte der unſichtbare Ordner abgewiſcht und auf dem Flügelfortepiano maleriſch aufgebaut; die meiſte Sorgfalt ſchien er jedoch an das in der Ecke des Leſezimmers ſtehende Pianino verwandt zu haben. Es ſtrahlte heute im feſtlichen Glanze, und das aus nichtsnutzigen Tänzen, Märſchen und Opernmelodien beſtehende Notenbündel war mit äußerſter Sorgfalt aufgeſchichtet. Der Cuſtos, dem in der Bibliothek zu Florenz der Codex Laurentianus des Sophokles anvertraut iſt, kann dieſes ehrwürdige Denkmal handſchriftlicher Kunſt der Vergangenheit nicht getreuer hüten. In allen Räumen des Hauſes, unter dem breiten Zeltdach vor der Flügelthür, auf dem Balkon, im Gärtchen und am See, ſo weit das Auge reichte, weithin und ringsum waltete ſonſt die Gottheit des Nichtsthun's. Man fühlte ſofort, hier ſei aus allen Welttheilen alles Volk, das Geld in der Taſche trage, zum holden Genuß der Faulheit eingeladen.

Dieſes Gefühl bin ich während meines mehrtägigen Aufenthaltes nicht los geworden. Sobald ich Jemanden arbeiten ſah, fühlte ich mich, ſo gewaltſam wird man von derartigen Miasmen inficirt, auf das tiefſte verletzt. Mir war zu Muthe, als begingen die thätigen, im Sonnenbrand von Schweiß triefenden Italiener, die beim Hausbau in der Nähe des Hotels Bellevue thätig waren, oder aus großen Barken fruchtbare Erde in Fäſſern und Körben auf den Felsabhang am Wege trugen, wo neben einer neuen Villa der nöthige Garten geſchaffen werden ſollte, einen frechen Eingriff in die Rechte der hier anſäſſigen oder gaſtirenden Menſchheit. Die Touriſten dagegen, welche hart daneben müßig auf Rohrſtühlen lagen und lungernd auf die blaugrüne Spiegelfläche des See's blickten, erſchienen mir als fromme Verehrer des Cultus der Sieſta und als ſittlich berechtigte Faulpelze. Die eigene Arbeit, zu der ich mich ſpäter zwang, erſchien mir als eine furchtbare Laſt, und erſt durch ein Aufgebot der ganzen Willenskraft gelang es mir, dieſes epidemiſche Uebel zu überwinden.

Meine Betrachtungen wurden durch die deutſchen Herren geſtört. Sie kamen in voller Toilette die Treppe herab und verlangten mit Geräuſch das Frühſtück. Es mochte etwa ſieben Uhr ſein und ich antwortete auf ihre Anfrage, ob ich daran theilnehmen wolle, daß ich noch nicht den mindeſten Appetit ſpüre. Dann ergriff ich eine Broſchüre, ſetzte mich vor die Thür in den labenden Schatten und vertiefte mich in eines jener kleinen Werke über die Freiheitsbeſtrebungen Italiens, welche damals wie Pilze aus der lombardiſchen Erde ſchoſſen. Unter-

deſſen waren die Herren und Albaſini wieder ein wenig aneinander gerathen. Der ältere deutſche Herr, der ſchon geſtern ſeine kriegeriſche Stellung zu dem Verpflegungsſyſtem der Majolika in allgemeinen Zügen angedeutet hatte, ging heute offenbar zum Angriff über.

„Ich bedaure ſehr, meine Herren, Ihnen altes Brot verſetzen zu müſſen; der Bäcker iſt heute noch nicht gekommen!“ hatte Albaſini das Geſpräch begonnen, indem er vor die beiden Touriſten ein nicht allzu reichliches Maß von Kaffee, Milch, Zucker und etwas altes Brot nebſt Butter ſetzte.

„Und ich bedaure ſehr, Ihr altes Brot nicht kauen zu können,“ antwortete ſehr gemeſſen der ältere deutſche Herr, „in meinen Jahren verfügt man gewöhnlich nicht mehr über Backenzähne. Das landesübliche Brod macht mir ſelbſt im friſchen Zuſtande viel zu ſchaffen. Wenn ich Ihnen für das Frühſtück den hohen Schweizerpreis von anderthalb Franken für die Perſon zahlen muß, erwarte ich auch eine anſtändige reichliche Bedienung!“

Zu meinem Bedauern verſtanden die Herren einander nicht, da Albaſini ſeine Entſchuldigung in italieniſcher, der ältere Landsmann ſeinen Angriff in deutſcher Sprache vorgetragen hatte. Letzterer, um ſich verſtändlich zu machen, verſuchte zwar ein wenig italieniſch zu kauderwelſchen, und Albaſini verlor ſich eifrig in einen längeren Speech, endlich wurden die vergeblichen Unterhandlungen abgebrochen. Die Herren traten an mich heran, und der Aeltere ſagte mit einem gewiſſen, aus Selbſtgefühl und mäßiger Anerkennung der fremden Perſönlichkeit gemiſch-

ten Anſtande, den man nur in deutſchen Städten unter zehntauſend Einwohnern antrifft, wo der Menſch unbeſchnitten in ariſtokratiſches Kraut ſchießen darf: „Wir haben bisher mit einander verkehrt, ohne uns gegenſeitig zu kennen. Da wir aber wahrſcheinlich mehrere Tage neben- und miteinander zubringen werden, würde ich vorſchlagen, wir ſtellten uns gegenſeitig vor. Mein Name iſt von Bilſen, Partikulier, mein Freund, Herr Dr. Schimmel, lebt gleichfalls von ſeinen Renten!“ Hierauf folgten die üblichen Verbeugungen nebſt dem Ausdruck des ungeheuchelten Entzückens, daß wir drei uns kennen gelernt hätten, und Herr von Bilſen erkundigte ſich herablaſſend, als ich ihm meinen Namen genannt, ob ich mich mit einem C. oder K. ſchriebe. Nachdem ich ihn darüber belehrt, ſchlug er vor, gemeinſchaftlich die nahe gelegene Villa Carlotta zu beſuchen, ehe der Sonnenbrand zu läſtig würde. Dr. Schimmel ſah ſich inzwiſchen nach einem Feuerzeug um, da er eine Cigarre anzünden wollte. Sofort ſprang der unausgeſetzt auf der Lauer liegende Albaſini herbei, reichte ihm ein brennendes Schwefelhölzchen und präſentirte ihm zugleich einen neuſilbernen Teller, auf welchem zwei Bündel, ein jedes von fünfundzwanzig Stück Cigarren lagen. Albaſini redete jetzt den Dr. Schimmel in leidlichem Franzöſiſch an, denn es galt ein — Handelsgeſchäft. Er erlaubte ſich, falls der Vorrath des Dr. Schimmel auf die Neige ginge, ihm von der Waare des Hauſes anzubieten.

„Wie viel koſten fünfundzwanzig Cigarren?“ fragte Dr. Schimmel.

„Zehn Franken, Monſieur,“ erwiderte Signor Albaſini

mit dem einſchmeichelndſten Lächeln, das ſein bleiches, mageres Geſicht zu liefern vermochte.

Dr. Schimmel legte die Cigarren wieder auf den Teller und rang ſichtlich nach Worten. Er hätte Albaſini ſagen können, daß ihm, obwohl er gleich dem adligen Reiſegefährten nur von ſeinen Renten lebe, doch dieſer Preis für eine ordinäre grüne Cigarrenſorte zu theuer ſei, die mit drei Franken überaus anſtändig bezahlt ſei; aber er ſagte nichts, er verfügte augenblicklich nicht über die nöthigen ſchlagenden Vocabeln. Dr. Schimmel begnügte ſich lakoniſch mit einigen convulſiviſchen Zuckungen der Gliedmaßen, drückte den Strohhut auf den Kopf und ſtieg die Treppe hinab.

„Wie war doch Ihr werther Name?“ ſagte Herr von Bilſen zu mir, als wir dem Freunde folgten Ich nannte ihn nochmals ſo deutlich als möglich, und der ältere deutſche Herr fuhr fort: „Lieber Herr K., ich mache Sie auf Herrn Dr. Schimmel nochmals aufmerkſam, ein höchſt begabter Mann, eine Zierde unſerer Kreiſe, ich möchte ihn faſt eine dämoniſche Natur nennen. Beobachten Sie ihn, ich habe in meinem Leben ſelten ein männliches Weſen gefunden, das in einem ähnlichen hohen Grade für Kunſt, Natur, Nationalität, Frauenſchönheit und Geſchichte ſchwärmte. Jedoch wohlgemerkt, er trägt das nicht immer zur Schau, er verbirgt gern ſeine lebhaften Empfindungen; Dr. Schimmel verlangt eine anhaltende aufmerkſame Beobachtung, wenn ſich ſein Naturell erſchließen ſoll.“

Wir begaben uns am Ufer entlang in ſüdlicher Richtung nach der Villa Carlotta. „Haben Sie Prof.

Stahr's Herbſtmonate in Italien bei ſich? wir könnten ſeine Beſchreibung der Kunſtwerke in der Villa brauchen," rief Herr von Bilſen Dr. Schimmel nach.

Der begabte Mann antwortete auch jetzt nicht, er machte nur die abwehrende Geſte eines Menſchen, der von einer Bremſe geplagt wird, und ſtieß gleichzeitig eine düſtere Wolke von Cigarrendampf aus.

„Habe ich es Ihnen nicht geſagt?" ſprach leiſe Herr von Bilſen und tippte mit dem Zeigefinger auf meine Achſel: „Er weiß das Buch bereits auswendig; er hält es gar nicht mehr für nöthig, ſich damit zu beſchweren."

An kleinen Jungen vorüber, die ſich durch Prügeleien auf einen künftigen Bürgerkrieg vorbereiteten, an Seeleuten vorbei, die uns ihre in kleinen künſtlichen Buchten liegenden Barken zu Spazierfahrten anboten, gelangten wir vor das altfränkiſche, mit einer vergoldeten Krone verzierte hohe Gitter, hinter welchem ſich der Aufbau der herrlichen Gartenterraſſen und die majeſtätiſche Villa ſelber erhebt. Die beiden deutſchen Herren bemühten ſich, irgend einen Klingelzug oder Knopf am Gitter zu entdecken; ich bot mich an, weiter zu gehen, und unterdeſſen einen anderen, offenen Eingang zu ſuchen. Nach fünfzig Schritten gelangte ich an eine ſchmale Pforte in der Gartenmauer. Eine Treppe führte in ein wohlgepflegtes Gärtchen hinauf, neben dem unter blühenden Oleanderbäumen und üppigen Reben ein kleines ſteinernes Haus ſtand. Ein ſchönes junges Mädchen kam mir etwas ſchüchtern entgegen. Ich äußerte meinen Wunſch, in die Villa geführt zu werden, worauf das anmuthige Weſen die Treppe hinaufſprang und ſogleich mit einem geiſtlichen

Herrn zurückkehrte. Der kleine scharfblickende und etwas grauképfige Herr holte, nachdem er mich freundlich angehört, einen Schlüsselbund und eine Mappe und betheuerte mir, ich müsse, ehe ich die Villa und ihren Garten besehe, erst die Grabkapelle der Familie Sommariva, der früher das Grundstück gehört, in Augenschein nehmen; dann werde er mich zur Villa führen und dem Gärtner übergeben. Dem liebenswürdigen Manne machte es sichtlich Vergnügen, die unter seiner Obhut stehenden Kunstschätze einem Fremden zu zeigen; wahrscheinlich bekümmerten sich die wenigsten Touristen um die melancholische Stätte, wo die Letzten des Geschlechts bestattet liegen und ihr Andenken durch eine immerwährende Stiftung bezeichnet haben. Er schien angestellt zu sein, um die kirchlichen Gebräuche in dem kleinen Gotteshause zu vollziehen.

Seinen Dimensionen nach ist dieses nur für die Anwesenheit eines andächtigen Familienkreises und der Dienerschaft eingerichtet, selbst den Grabstätten und Kunstdenkmälern ist nur ein sehr bescheidener Raum gegönnt, allein die drei vorhandenen Kunstwerke sind dessen ungeachtet von großer Zierlichkeit und sämmtlich von der Hand guter Meister. Den kleinen Altar ziert eine Grablegung Christi von Cacciatori. Von Marchesi aus Mailand ist zur Rechten ein Bildwerk von karrarischem Marmor vorhanden, den Grafen Giovanni Battista Sommariva darstellend, wie er vom Leben scheidend seinen Sohn Luigi ermahnt, stets des Schutzes der schönen Künste eingedenk zu bleiben. Zur Linken befindet sich eine Familiengruppe desselben Geschlechtes von dem Bildhauer Tenerani. Der Eindruck des monumentalen

Raumes iſt ein vollkommen heiterer. Durch die breiten Blätter der Platanen fällt das Sonnenlicht auf die angenehmen Marmorfiguren und ihre ſchönen Geſichtszüge; alle unheimlichen Embleme der Vergänglichkeit ſind in künſtleriſcher Unbefangenheit vermieden, und bei dem Murmeln der Wellen, dem eindringenden Wohlgeruch der Vegetation, will dem Betrachtenden der Tod nur noch als das nicht ernſthaft zu betrachtende Intermezzo jenes ewigen Lebens erſcheinen, das dem Wechſel unſerer unruhigen Tage doch erſt einen höheren Sinn zu verleihen im Stande ſein ſoll. Der Tod wird hier nur als die nothwendige Sieſta nach der Schwüle des irdiſchen Daſeins betrachtet.

Einige gebräunte Geſichter guckten neugierig durch die offene Thür, mein geiſtlicher Herr ſah ſich um, und mit dem Mechanismus, den wir uns in dieſem Trinkgeld- und Bettelluſtigen Lande angewöhnen, zog ich unbeſonnen einen Franken aus der Weſtentaſche und legte ihn auf das ſchwarze marmorne Geländer des Altars. Mit großem Ernſte ſah mir der Herr ins Auge. In unbegreiflicher Verblendung und in der Meinung, die Kleinigkeit genüge ihm nicht, zog ich raſch noch ein ähnliches Geldſtück hervor, als der feine Mann beide Münzen kopfſchüttelnd, mit leiſer Tücke lächelnd zurückſchob und mich höflich bat, ihm nach dem Eingange der Villa zu folgen. Noch niemals habe ich mich gleich tief gedemüthigt gefühlt, aber dieſes feine Lächeln war wohlverdient; wir werden durch die Rathſchläge der Reiſehandbücher bequem und gedankenlos. Ich folgte dem guten Herrn, in der gebrochenen Haltung eines Vorſteh-

hundes, der auf der Jagd einen Fehler begangen hat und deshalb von seinem Gebieter mit tiefer Verachtung bestraft wird. Die beiden deutschen Herren erheiterten mich wieder.

Sie hatten den Klingelgriff noch immer nicht gefunden, waren deshalb auf die Villa und mich sehr böse geworden und rüttelten gewaltsam an dem Gitter. In Gegenden, wo das Gärtnerpersonal nicht so höflich und an Fremdenbesuch gewöhnt ist, würde ihr Verfahren ihnen gewiß schon große Unannehmlichkeiten bereitet haben. Der rührige Geistliche begnügte sich, durch das Gitter zu greifen, hinter dem ein großer Knopf verborgen war, die Thür zu öffnen und uns einzulassen, worauf er mit der Schnelligkeit eines Jünglings verschwand.

In etwas gereizter Stimmung über mein langes Ausbleiben gingen die deutschen Herren schweigend voran; ich folgte unbekümmert um ihren Zorn, nur beschäftigt mit der ergreifenden Schönheit des Ortes und seiner Umgebungen. Die Treppen und Terrassen waren mit einer Fülle von Blumen und seltenen Topfgewächsen bedeckt und eingefaßt. Schmetterlinge und Käfer tummelten sich mit der Wildheit ihres Geschlechts umher; die stolze Façade der Villa nebst dem dunkeln Baumwuchs ihres Parkes vereinten sich, diesen blühenden Vordergrund regelmäßig einzurahmen. Ueber die Terrassen hinweg sah man auf den See und das gegenüberliegende Vorgebirge von Bellaggio hinaus. Aber dieser paradiesische Wohnort, der jetzige Besitz des Erbprinzen von Meiningen, schien so einsam, wie der von Sterblichen gemiedene Garten eines Feenpalastes; nur einige Gärtnergehülfen

arbeiteten gebückt zwiſchen den Blumenbeeten. Einer von ihnen öffnete die Glaspforte des Erdgeſchoſſes der Villa, hieß uns eintreten, blieb ſelber aber draußen ſtehen, um uns zu erwarten.

In dem mittleren Saale und den benachbarten hohen Gemächern herrſchte eine ernſte Dämmerung. Die Fenſter der Sonnenſeite waren faſt ganz geſchloſſen und das Licht drang nur vom Garten aus durch die offenen Thüren und unverhüllten Fenſter in die ſtillen Räume. Ihre alleinige Bevölkerung beſtand aus Statuen und Büſten, das Mobiliar erinnerte an den Geſchmack einer längſt entſchwundenen Zeit; mit der Gegenwart verknüpfte den Eintretenden nur — das aufgeſchlagen daliegende Fremdenbuch. Wir hatten uns kaum nothdürftig im großen Saale umgeſehen, als Herr von Bilſen mit vieler Emphaſe an die aufgeſtellten Kunſtwerke trat und mir dieſelben zu erklären begann. Der ältere deutſche Herr war nicht ohne Talent für dieſen Beruf; er hatte die vorhandenen volksthümlichen Reiſehandbücher emſig ſtudirt und ſtattete ſeinen Vortrag mit einer natürlich ergiebigen Suada aus. In meinen Augen galt dieſe wohlgemeinte Belehrung jedoch für eine Art moraliſcher Prügel- oder Lattenſtrafe.

„Um Gottes willen, lieber Herr,“ ſagte ich kläglich, „erlaſſen Sie mir das Repetitorium. Ich freue mich an allen gelungenen Werken der Kunſt, aber ich bin nicht hierher gekommen, um mir von Canova vordeclamiren zu laſſen. Die laienhafte Tendenz meiner Erholungsreiſe iſt nur, mich in eine, von der Alltäglichkeit ganz abweichende Sphäre des Lebens zu verſetzen. Sie ſind ja

ſo glücklich, von einem empfänglichen Freunde begleitet zu werden, der für Kunſt, Natur, Nationalität, Frauenſchönheit und Geſchichte ſchwärmt; wenden Sie ſich lieber an dieſe begabte Natur ....“

„Doctor, Doctor — Doctor Schimmel,“ rief Herr von Bilſen und würdigte mich Undankbaren gar keiner Antwort; allein die dämoniſche Natur antwortete ihm nicht. Der ältere deutſche Herr verließ den Saal, um den Freund zu ſuchen. Wir fanden ihn in dem kühlen Nebenzimmer. Der Enthuſiaſt hatte den Rock ausgezogen, die Halsbinde gelüftet und ſich ſelber auf einem weichen Canapée ausgeſtreckt, von dem aus er durch die Thür mit halbgeſchloſſenen Augen in den Garten blinzelte.

Eben wollte ich herantreten und ihn ermuntern, als Herr von Bilſen mich am Arme packte, feſthielt und ſagte: „Um Gottes willen, ſtören Sie ihn nicht in ſeinen Meditationen — kein gewaltſames Erwecken — es müßte fürchterlich für ihn ſein — mag er ſich in ſich ſelbſt verſenken — wir ſind nicht berufen, uns in die Phantaſiebilder eines ſolchen Geiſtes zu miſchen. Folgen Sie mir und beſuchen wir inzwiſchen den Garten. Erwacht er aus ſeinen reichen Schauungen, ſo wird er uns von ſelbſt wieder aufſuchen. Folgen Sie mir.“

Ohne Widerſtreben gehorchte ich dem energiſchen Manne, der zugleich dem Gärtnergehülfen einen Wink ertheilte, uns durch die Gartenanlagen der Villa zu führen. Der junge Mann machte jedoch ein bedenkliches Geſicht und forderte den älteren deutſchen Herrn auf, erſt unſeren Gefährten herbeizurufen, da er ihn nicht wohl in

der Villa allein laſſen dürfe: als Cicerone du Jour ſei er für die Erhaltung der Kunſtwerke verantwortlich. Herr von Bilſen fand dies Verlangen billig und entſchloß ſich jetzt ſelbſt, den begeiſterten Freund ſeinen poetiſchen Träumereien zu entreißen. Wir kreuzten den mittleren großen Saal und fanden Dr. Schimmel bereits im tiefen Schlafe. „Sehen Sie, wie maleriſch hingegoſſen er da liegt," ſagte Herr von Bilſen, „die liebliche weiche Luft, die Pflanzengerüche, die Umgebung von Marmorſtatuen, die träumeriſche Dämmerung haben den außerordentlichen Mann überwältigt — faſt ſchmerzt es mich, ihn wecken zu müſſen. Es mag hart ſein, ein unſchuldiges Kind aus ſeiner ſeligen Ruhe zu erwecken; der Schlummer eines denkenden Mannes iſt mir wahrhaft heilig! Betrachten Sie dieſe Reaction der ſänftigenden Natur gegen den ſteten Aufruhr eines energiſchen Gehirns!"

Mit dieſen Worten ſuchte Herr von Bilſen ſeinen ausgezeichneten Freund zu ermuntern. Aeußerſt unwillig über dieſe Störung fuhr Dr. Schimmel mit den Worten: „Zum Teufel — laßt mich ſchlafen — die verwünſchte Hitze!" in die Höhe, führte dann die bekannten athletiſchen Bewegungen rüſtiger Männer aus, wenn ſie aus dem Schlafe in's Leben zurückkehren, zog den Rock an, ſetzte den Hut auf und folgte uns in den Garten, furchtbar anzuſchaun, wie der Löwe, wenn ihn eine überlegene Jägerſchaar von dem erlegten Büffel aufgeſcheucht, an deſſen warmem Blute er ſich eben gelabt.

„Reden Sie Dr. Schimmel nicht an," flüſterte Herr von Bilſen mir zu, „er iſt jetzt unnahbar; ich kenne ihn zu genau. In einer Viertelſtunde wird ſich die Aufregung

gelegt haben, dann ist er wieder der liebenswürdigste Mann Europas."

Es war durchaus nicht meine Absicht, den seltenen Freund des älteren deutschen Herrn anzureden; der Garten der Villa Carlotta beschäftigte viel zu angelegentlich meine Aufmerksamkeit. Er erstreckt sich über den weiten Felsabhang rings um den Palast und ist mit bewundernswerther Sorgfalt gehalten. Die Oberaufsicht über sämmtliche Gartenanlagen führt ein deutscher Beamter, und die Rococospielerei, die man in fast sämmtlichen ursprünglich italienischen Besitzthümern findet, wird durch einen feineren Geschmack geläutert. Da der Garten durchaus der Vormittagssonne ausgesetzt ist, war es nöthig, so vielen Schatten als möglich zu schaffen. Die Gartenkunst hat diesen Zweck durch Anlage und Pflege dichter hoher Hecken und reichbelaubter Bäume zu erfüllen gesucht. Wo das Terrain sich ein wenig erhebt, da sind unter den Wipfeln hoher, alter Bäume Lauben und Gebüsche großgezogen, hinter welchen der glückliche Besitzer, geschützt vor den brennenden Sonnenstrahlen, sich in der warmen Südluft baden kann, in die sich ein frischer Hauch der nahen Alpen mischt. Die fremdartigen Bäume, die wir überall antreffen, passen vortrefflich in den Rahmen dieser herzerfreuenden Landschaft. Ein mehr als dreißig Fuß hoher Magnolienstamm mit duftenden Blumen von der Größe eines Manneshutes, die seltensten amerikanischen Nadelhölzer und Kamelliengebüsche fühlen sich hier zu Hause und gedeihen so üppig, wie in ihrem Vaterlande. Sinnig hat man überall, wo das Dunkel der Vegetation sich lichtet, den See als malerischen Hin-

tergrund ausgebeutet. Wenn man aus dem tiefen Schatten eines gewölbten Laubganges tritt, deſſen dichte Blätter kaum einen zarten Sonnenſtrahl durchlaſſen, thut ſich plötzlich ein Proſpect auf das lichte Bellaggio jenſeits des hellgrünen See's auf, vor deſſen kecker Pracht die Malerei demüthig zurücktreten muß. Nur die Natur ſelber darf ſolche blendende Bilder als Thatſachen hinſtellen. An einem anderen Orte öffnete ſich zwiſchen eng verſchlungenem Laubwerk nichts als ein runder kleiner Durchblick auf den Seeſpiegel. Hier bringt allein die leuchtende Farbe des Waſſers eine das Auge wunderbar erfriſchende Wirkung hervor. Geſtützt auf Bildung und Reichthum hat der menſchliche Fleiß an einem der ſchönſten Punkte der Erde einen traulichen Aufenthalt geſchaffen, von dem man ſich nie mehr trennen möchte. Der etwas eilige Cicerone erinnert die Touriſten aber ſehr bald daran, daß ſie nur für wenige Minuten geduldet ſind. Der Aufenthalt im Paradieſe taugt nicht für Menſchen; ſchon unſeren älteſten Vorfahren, Adam und Eva, wurde dieſe bittere Erfahrung nicht erſpart. Der Cherub, der uns nicht mit einem flammenden Schwerte, ſondern nur mit einer kurz verabſchiedenden Handbewegung entließ, ſteckte ſeine Franken ein, und wir ſtanden wieder vor der Thür.

Herr von Bilſen und Dr. Schimmel — Letzterer nach Aſti lechzend — begaben ſich in den Schatten der nahen Platanenallee, ich aber befahl einem der Seeleute, die dem Reiſenden mit ihren Barken in jeder Minute zu Gebote ſtehen, mich quer über den See nach der ſüdlich von Bellaggio gelegenen Villa Melzi zu fahren. Ihr

Garten ſteht unter der ſorgfältigen Obhut eines Landmannes, des Herrn Villain, eines wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes, der ſeine einſame Stellung unter den italieniſchen Nachbarn durch mannigfache Studien angenehm zu machen weiß und zu den beſten Kennern des lombardiſchen Seidenbau's gehört. Der Abhang des Vorgebirges von Bellaggio, an dem die Villa liegt, iſt minder ſteil, als die Weſtſeite des Comer See's; der Garten der Villa Melzi kann ſich daher in größerer landſchaftlicher Entfaltung ausbreiten, als alle übrigen fürſtlichen Grundſtücke der Gegend. Da faſt ſämmtliche Gartenerde aus der lombardiſchen Ebene herbeigeſchafft werden muß, iſt die ganze Anlage als ein Product der Kunſt zu betrachten. Es verlohnt aber nur der Mühe, ein ſolches Werk zu unternehmen, wenn die Natur dem Menſchen treulich Beiſtand leiſtet. Die ſorgfältigſte Pflege der Gärtnerhand und naturwiſſenſchaftliche Detailkenntniſſe vorausgeſetzt, gedeihen in der Umgebung der Villa Melzi ſelbſt die Pflanzen China's. Ich pflückte ein Blatt von der Patchoulipflanze und bewahre es noch in meiner Brieftaſche. Mit welchem Genuß müßte ein Botaniker an der Seite des Inſpectors durch dieſen wohlgehegten Garten gehen und die verſchiedenartigſten Prachtexemplare von Bäumen und Geſträuchen in Augenſchein nehmen. Doch auch der Laie geht nicht leer aus. Der Garten erſtreckt ſich einige hundert Fuß abwärts an den See und breitet ſich hier zu köſtlichen ebenen Spaziergängen unter Platanen aus. Dieſe ſchönen ſchnellwachſenden Bäume zeigen unter einander eine auffallende Aehnlichkeit, weil man ſie von Zeit zu Zeit ihrer Aeſte

zu berauben pflegt, deren man ſich bei dem Mangel an Brennmaterial zur Feuerung bedient. In einiger Entfernung betrachtet, verwechſelt man ſie daher ihrer Form wegen leicht mit Kugelakazien.

Nicht minder reich ausgeſtattet und gut unterhalten iſt die elegante Villa Melzi ſelber. Ihr Erbauer iſt der Herzog Melzi Erile, und das ſchöne Bauwerk mit ſeinem Reichthum an Kunſtſchätzen jeder Art vergegenwärtigt auf die deutlichſte Weiſe das Privatleben der italieniſchen Ariſtokratie. Durch eine lange Reihe herrlicher Säle und Zimmer wandelnd, zu deren Ausſchmückung alle Kunſtzweige der Vergangenheit und Gegenwart beigetragen haben, thut man einen Blick in die gerundete Bildung dieſer vornehmen Männer, die an den Schriften des Alterthumes großgezogen, nur ein Leben inmitten künſtlicher Ideen, heldenhafter Erinnerungen an die Erlebniſſe ihres Familienſtammes und herrlicher Naturſcenen, für ein des Menſchen würdiges Daſein hielten. Der in Schweigen verſunkene, durch Cypreſſen blickende verfallene Campanile auf der Südſeite, ſtört nicht das lebensluſtige Heidenthum der Villa. Nirgends begegnet man der gräulichen Unbehaglichkeit der Galagemächer in fürſtlichen Paläſten. Alles iſt wohnlich eingerichtet, aus hundert kleinen künſtleriſchen Nippes und Erinnerungen erräth man ſofort, daß geiſtvolle und ſchöne Männer und Frauen es ſich hier wohl ſein ließen, daß die Meiſterwerke der italieniſchen Dichtkunſt geleſen wurden, daß man dem Geſange der Künſtler lauſchte, in herrlich gemalten Sälen tafelte, aber auch dem ſinnigen Geſpräch, dem attiſchen Witze ſein Recht bewahrte, daß man, wenn die Sonne

hinter die Berge ſank, hinauseilte, und ſich bis Mitternacht an dem Zauber der Waſſer, Himmelslichter und kühlen Lüfte labte. Die Thüren des Erdgeſchoſſes, in dem dieſe Feſte einer wahrhaft gebildeten Geſellſchaft gefeiert wurden, ſtehen aber jedem Antheilvollen offen, und der Beſitzer ladet den Vorübergehenden gaſtlich ein, wenigſtens das tröſtliche Bild eines ſolchen Zuſtandes ſich für immer einzuprägen und als Labſal der Erinnerung in ſein kahles Nordland mitzunehmen.

Die Zeit war vorgerückt. Wenn ich noch an dem Pranzo in der Majolika theilnehmen wollte, mußte ich an die Rückkehr und an die Toilette denken. Bei gemächlicher Fahrt und ruhigem Waſſer braucht man von dem kleinen Hafen vor Bellaggio bis Cadenabbia beinahe eine Stunde. Da ich bis jetzt die Forderungen des Stoffwechſels ganz unberückſichtigt gelaſſen hatte, begannen meine Nerven, mich an mein ſterbliches Naturell zu erinnern. Nach dem Genuß eines Täßchens ſchwarzen Kaffee in dem kleinen, ſchmutzigen Lokale am See, ſtieg ich in die Barke und eilte nach der Majolika. Ich war noch zu frühe gekommen; die Bewohner waren ſämmtlich mit der Sieſta beſchäftigt, nur ein Engländer hatte an dem Pianino Platz genommen und peinigte nach nationaler Weiſe das viel duldende Inſtrument.

Die Scenerie hatte ſich inzwiſchen verändert. Das weite Ufer lag im Schatten, es waren daher alle Jalouſien, Läden und Vorhänge geöffnet worden; eine liebliche Zugluft wehte durch die unteren Räume, und im Eßſaale war der Tiſch für etwa zehn Perſonen gedeckt. Herr von Bilſen und Dr. Schimmel luſtwandelten auf dem Altan.

Sie hatten ſich ihrer rothwollenen engliſchen Touriſtenhemden entledigt, prangten in feinſtem deutſchen Leinen und ſprachen ihre gerechten Hoffnungen auf einen guten Tiſch aus.

„Sie haben ſeit geſtern durch Ihre unbedachtſamen Reden einen Giftſtoff in meine Seele geimpft, Herr von Bilſen,“ ſagte ich, und blickte nach dem Glashäuschen neben dem Vorſaale, in welchem Signor Colombo ſaß und nach ſeiner Gewohnheit emſig ſchrieb.

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr?“ fragte der ältere deutſche Herr. „Sie haben auch meine Aufmerkſamkeit auf Albaſini gerichtet,“ antwortete ich, „und ich muß Ihnen ſagen: Albaſini gefällt mir heute nicht. Beobachten Sie ihn! Albaſini geht mit einem böſen Gewiſſen umher. Es iſt etwas Unangenehmes im Werke; die Sache wird ſich ſehr bald entſcheiden.“

„Nun, da ſoll ja gleich der Teufel drein ſchlagen!“ ſchrie plötzlich der Schwärmer für Kunſt, Natur u. ſ. w., der zum erſten Male in eine gewiſſe, ſeiner Firma entſprechende Aufregung gerieth.

„Bitte, erklären Sie ſich deutlicher, mein Herr!“ ſagte Herr von Bilſen zu mir.

„Zählen Sie die Couverts am Tiſch,“ antwortete ich, „betrachten Sie die für eine gewöhnliche Table d'Hote ſehr verdächtige feſtliche Ausſchmückung — ich wage zu behaupten, es iſt nicht für uns gedeckt!“

Doctor Schimmel richtete ſich hoch auf und ſchnitt ein verzweifeltes Geſicht. Da alle fleiſchfreſſenden Geſchöpfe ſehr raſch verdauen, hielt er eine Beeinträchtigung

oder Verſpätung der Mahlzeit für eine Verletzung ſeiner heiligſten Rechte.

„Wie kommen Sie zu dieſem durch nichts gerechtfertigten Argwohn?“ fragte Herr von Bilſen.

Ich zog die Taſchenuhr, zeigte ſie ihm und ſagte: „Geſtern wurde uns von der Firma des Hauſes verſichert, das Pranzo finde pünktlich um ſechs Uhr ſtatt. Wie Sie ſehen, iſt es jetzt genau ſechs — aber wo iſt das Pranzo?“

Die Landsleute ſtarrten auf meine Uhr und verglichen ſie mit ihren Zeitmeſſern, als plötzlich eine Geſellſchaft Italiener mit ihren Damen von Menaggio her in die Majolika trat und ohne Weiteres an der gedeckten Tafel dergeſtalt Platz nahm, daß alle Stühle beſetzt wurden. Offenbar hatte die Geſellſchaft während unſerer Abweſenheit ein Pranzo beſtellt, und die Firma Colombo und Albaſini ſich die raſche Abfütterung der mit dem Dampfer angelangten Gäſte ſelbſt auf Koſten der eigenen Einwohner und Penſionäre nicht entgehen laſſen wollen.

Die Erbitterung der beiden Landsleute war ungeheuer, um ſo mehr, als die Italiener, unter denen ſich zwei ſtattliche piemonteſiſche Cavallerie-Offiziere befanden, es ſich mit vieler Zwangloſigkeit bequem machten, ohne von den Fremden die mindeſte Notiz zu nehmen. Eine ſtattliche hübſche Donna, der als einer jungverheiratheten Frau oder neuen Braut der Ehrenplatz bei Tiſche eingeräumt wurde, ließ ſich in ihrer Ungebundenheit ſelbſt ſo weit gehen, die umfangreiche Crinoline, die ihr beim Sitzen beſchwerlich fallen mochte, hinten aufzuheben und auf den Seſſel zu legen. Dadurch entſtand ohne Frage eine der

ungewöhnlichsten, und jeden Liebhaber natürlicher Gegenstände gewiß vollkommen zufriedenstellende Aussicht, die unserer Trias länger als eine Stunde kostenfrei geboten wurde; allein wir waren zu ausgehungert, um mit einer bloßen Sättigung des Gesichtes zufrieden zu sein.

„Jetzt muß etwas Entscheidendes geschehen!“ rief Herr von Bilsen und trat mit tragischem Pathos an das Glashäuschen, in welchem Colombo rastlos seiner Schreiberei oblag.

„Sagten Sie uns nicht gestern, Signor, daß pünktlich um sechs Uhr das Pranzo in Ihrem Hause stattfinde?“

„Ganz gewiß!“ sprach der tugendhafte Colombo und betrachtete uns mit der ruhigen Unschuld eines eben an der Mutterbrust getränkten Säuglings.

„Nun wohl,“ rief von Bilsen und hielt ihm seine Taschenuhr hin, „vor zehn Minuten war es sechs Uhr!“

Colombo griff höchst verwundert in die Westentasche, zog gleichfalls seine Uhr und hielt sie uns mit der Miene eines Mannes entgegen, der an den gesunden fünf Sinnen seines Gegenparts zweifelt.

„Es ist fünf Uhr! meine Herren, bitte überzeugen Sie sich draußen gleichfalls. Im Lesezimmer befindet sich auch eine Uhr!“

Wir eilten hinein; der Zeiger deutete wirklich auf fünf. Unzweifelhaft hatte man es darauf angelegt, uns dumme Deutsche so gut wie den Teufel in den mittelalterlichen Volkssagen durch veränderte Stellung der Zeiger irre zu führen. Leider durften wir uns nicht die gewöhnliche Rache des Vaters der Lüge erlauben. Uns standen keine Felsstücke zu Gebote, um sie auf die arg-

liſtigen Majolikaner herabzuſchleudern; wir mußten uns in Geduld faſſen, bis die Piemonteſen abgegeſſen hatten, und um ſechs Uhr, in Wirklichkeit aber fünfzehn Minuten nach ſieben, auch für uns und zwar auf eine äußerſt kärgliche Weiſe, mit dem unverkennbaren Anſtrich von Abhub gedeckt wurde.

Colombo und Albaſini hatten an uns nicht brüderlich und gaſtfreundſchaftlich gehandelt; vom Standpunkt einer klugen Politik aus war ihr Betragen aber tadellos. Ein erkleclicher Vortheil war durch die Bewirthung der durchreiſenden Landsleute erzielt worden, ohne daß ſie doch im Großen und Ganzen die mit uns geſchloſſenen Verträge über Naturalverpflegung gebrochen hätten. Es lag einer jener Fälle vor, die unter Großmächten durch einen anzüglichen Notenwechſel zwiſchen ihren Miniſtern der auswärtigen Angelegenheiten ausgefochten werden. Herr von Bilſen und Dr. Schimmel waren indeſſen von einer ſolchen humoriſtiſchen Auffaſſung weit entfernt. Sie unterhielten ſich bei Tiſche auf das Lebhafteſte über italieniſche Politik und ſprachen die Hoffnung aus, Preußen werde das Königreich Italien nun und nimmermehr anerkennen. Beide ließen, wenn auch nur auf eine feine Weiſe durchblicken, daß jenes unglückliche Land eine ſolche harte Strafe wohl für den durch Colombo und Albaſini an zwei hungrigen Preußen verübten Frevel verdiene.

Daß die Signori ihrerſeits nichts Böſes ahnten, ſondern als echt italieniſche Ehrenmänner die brennende Pranzofrage glücklich gelöſt zu haben glaubten, ward mir ſogleich klar, als Dr. Schimmel, der für einige Minuten in ſein Zimmer gegangen war, mit einem Teller zurück-

kehrte und dieſen mit tiefer ſittlicher Entrüſtung auf den Tiſch ſetzte. Die ſchon Morgens anempfohlenen beiden Cigarrenpäckchen befanden ſich auf dem Teller. Albaſini glaubte, der rauchende Fremdling werde der Verſuchung, fünfzig ſchlechte Glimmſtengel für einen Napoleonsd'or zu kaufen, nicht widerſtehen können, wenn ihm das Präparat täglich vor Augen gerückt würde. Als der Doctor ihn herbeirief und die Cigarren zurücknehmen hieß, ſchien unſer Gaſtfreund ſchlechterdings nicht das Zudringliche ſeiner Handlungsweiſe begreifen zu können.

Der Aerger, welchen die machiavelliſtiſche Hauspolitik der Firma Colombo und Albaſini den beiden Landsleuten verurſacht hatte, ſollte nicht anhalten. Der Abend ſtieg wieder in ſeiner unbeſchreiblichen Schönheit über die Berge an den See herab und beſchwichtigte alle üblen Leidenſchaften. Die ſchöne Welt kam wieder in friſcher, aber ſommerlich bequemer Toilette zum Vorſchein, die dunkelnde weite Waſſerfläche wurde von den Ruderböten der engliſchen Anſiedler belebt und von einer umfangreicheren Barke, die langſam in einiger Entfernung vom Ufer ſchwamm, erſchallten die Klänge eines kleinen Claviers, mit dem ſich bald eine jugendliche Tenorſtimme zu einer Opern-Arie vereinte. Es war wonniglich, auf der kleinen künſtlichen Halbinſel der Majolika zu ſitzen und in Abendkühle, Muſik, aromatiſchen Gerüchen, ſachtem Plätſchern der Wellen und Mondlicht zu ſchwelgen. Der Mond ſtieg über Bellaggio empor und ſpiegelte ſeine Goldſcheibe im See. Kein Wölkchen zeigte ſich am Himmel, kein Nebel auf den Waſſern, alle Winde ſchlummerten; es war ein Bild vollendeter Ruhe. Meinen Landsleuten

gewährte es nicht die gleiche Befriedigung. Dr. Schimmel hatte sich heimlich von uns getrennt und sprach sehr angelegentlich auf der andern Seite der Halbinsel mit einem Herrn, den Herr von Bilsen — er saß neben mir — vergeblich zu entziffern suchte.

„Vielleicht sind Sie glücklicher als ich," sagte der ältere deutsche Herr, „und errathen aus seinen Bewegungen den Herrn, der in Dr. Schimmel so angelegentlich hineinredet."

„Können Sie nicht mehr den guten, ehrlichen Häberle, unseren dienstbeflissenen Courier und Seefahrer?"

„Nicht möglich — er wagt es noch, sich vor uns zu zeigen — dem will ich doch gleich ein Ende machen!" Er wollte aufspringen und sich in das vertrauliche Gespräch mischen, aber ich drückte ihn energisch auf den eisernen Gartenstuhl nieder.

„Keine Uebereilung, Herr von Bilsen," sagte ich in ernstlichem Tone, „das geht offenbar zu weit. Sie haben bis jetzt unbedingt das Gespräch beherrscht und Ihrem begabten Freunde jede Meinungsäußerung abgeschnitten, nun wollen Sie sich sogar in seine Unterhaltung mit dritten Personen mischen und ihn verhindern, sein volles Herz auszuschütten — das darf nicht sein!"

„Sein Herz ausschütten — Häberle ist nicht das dazu passende Gefäß."

„Sie werden aber doch den erwachsenen Mann nicht bevormunden wollen?"

„Mein Lieber, Sie kennen gar nicht die Verhältnisse, ich weiß sehr wohl, was ich thue. Es wird hoffentlich genügen, wenn ich Ihnen kurz und bündig sage, Frau

Dr. Schimmel hat mir ihren Mann auf die Seele gebunden. Frau Dr. Schimmel hat aber gegründete Urſache, ihren Mann zu überwachen! er iſt notoriſch ein Schwärmer für . . . Frauenſchönheit . . .“

„Ich verſtehe, Herr von Bilſen, und als Mentor dieſes etwas überreifen Telemach haben Sie den ſtets bereitwilligen Häberle in Verdacht, Ihrem Reiſegefährten ſeine etwaigen Schwärmereien zu erleichtern?“

„Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll — ja! Schon auf dem Dampfboote ließ Dr. Schimmel mehrere Redensarten von einer ſchönen Wirthin in Varenna fallen, und ſchien Luſt zu haben, ſich dort häuslich einzurichten.“

„Und nun fürchten Sie, Häberle werde ihm behülflich ſein, die beabſichtigten Studien in Varenna zu beginnen?“

„Natürlich, für freie Wohnung und Koſt giebt ein Häberle ſich zu Allem her!“

Wir hatten während unſeres Geſprächs die vermeintlichen beiden Verſchwörer nicht im Auge behalten; jetzt waren ſie in der Dunkelheit verſchwunden. Herr von Bilſen ſtieß einen tiefen Seufzer aus und überließ ſich trübſeligem Nachdenken über ſeinen hochbegabten, aber unlenkſamen Freund. Hinter uns in der Majolika röchelte abermals das früh und ſpät mißhandelte Pianino ſeine gewöhnlichen Jammerlaute. Alles, was Natur und Kunſt für unſere Lage gethan, war unvergleichlich; nur „der Menſch in ſeiner Qual“ miſchte einen Tropfen Wermuth hinzu. So ſaßen wir ſtumm neben einander, und allgemach ſchwiegen auch die Stimmen auf den Waſſern, als jenſeits des See's, ſüdlich von Bellaggio, in dem

Garten des Hotel della gran Bretagna plötzlich ein Lichtſchimmer auftauchte. In zehn Minuten füllte er den ganzen Garten, dann erglänzte das prächtige Gebäude wie rothglühendes Eiſen und zugleich erſchallte eine wilde Muſik von Trompeten und Pauken über die weite Waſſerfläche. Der Gouverneur von Gothland, der Ueberbringer der ſchwediſchen Anerkennung Italiens, war angekommen und wurde von dem ihm entgegengeſandten Botſchafter auf Befehl Victor Emanuel's an dieſer poetiſchen Stelle der Lombardei feſtlich begrüßt. Der Anblick von der Majolika aus war unvergleichlich. Der Mond ſtand hinter dem Vorgebirge von Bellaggio und ſpiegelte ſeine beinahe runde Scheibe auf der ſchwarzſammetnen Waſſerfläche, die jenſeitige Bergwand aber ſetzte ſich von dem reinen Nachthimmel ſcharf ab, wie eine aus dunklem Glanzpapier geſchnittene Zeichnung. Als einzig helle Punkte hoben ſich von ihr der erleuchtete Garten und das palaſtartige Gebäude des Hotels ab. Man gerieth auf den abenteuerlichen Gedanken, dort werde ein nächtliches Feſt von übermüthigen Genien begangen. Wohl eine Stunde lang blieben wir in der milden Nachtluft ſitzen, bis uns die zunehmende Müdigkeit von dem Anblick des ſeltſamen Schauſpiels in unſere Zimmer trieb.

Im Gaſthauſe waltete jedoch nicht ein gleich göttlicher Frieden. Lange konnte ich nicht einſchlafen; auf dem Corridor lief man hin und her, in den benachbarten Zimmern wurde viel geſprochen: in der Majolika ging offenbar etwas vor. Am Morgen wurde ich frühzeitig herausgepocht; Herr von Bilſen trat ein. Vor ſichtlicher Gemüthsbewegung hatte der ſonſt auf ſeine Außenſeite

ſehr achtſame Cavalier noch nicht die Nachttoilette abgelegt; er trug einen kurzen, von Reiſeſtrapazen ſtark mitgenommenen Schlafrock, rothe türkiſche Beinkleider und einen Fez. Mit tragiſcher Miene reichte er mir einen offenen Brief.

„Bitte, leſen Sie — o, wie richtig waren meine geſtrigen Ahnungen!“ in ſeiner Betrübniß vergaß er ſogar, mir einen guten Morgen zu wünſchen. „Lieber Freund!“ hieß es in dem Briefe, „Sie kennen meine Anſichten über den traurigen Zuſtand der heutigen Medicin, Sie wiſſen, daß ich Jahre lang die berühmteſten Aerzte vergeblich conſultirt habe; mein Hämorrhoidalismus iſt ſeit geſtern unerträglich geworden. Von jetzt an gehe ich zur Naturheilkunde über. Suchen Sie nichts dahinter, wenn ich mich von Ihnen trenne; wir ſehen uns in der Heimath wieder. Unweit Varenna, am Gebirgsabhange, liegt die Kaltwaſſerheilanſtalt Regoledo; ich eile dorthin, um die Kur zu gebrauchen. Sie wird mir wohlthun; dieſes Klima kann nur die belebenden Wirkungen der Sitzbäder und kalten Uebergießungen unterſtützen. Sollten Sie eher als ich nach Hauſe kommen, ſo bitte ich Sie, meine Frau zu grüßen und ihr meinen Geſundheitszuſtand in ſchonender Weiſe zu ſchildern. Unſerem letzten Reiſegefährten, Herrn K., empfehlen Sie mich geneigteſt. Auf baldiges Wiederſehen.

Ihr getreuer Schimmel.“

„Es iſt kein Wort davon wahr,“ ſagte der ältere deutſche Herr, „er geht nicht nach Regoledo, er geht nach Varenna und quartiert ſich bei der ſchönen Wirthin ein. Ich müßte ihn nicht kennen; ja Aſti, oder Marſala, aber

nicht kaltes Waſſer! Dr. Schimmel wollte mich nur los ſein!"

„Erlauben Sie, da ſteht ja noch ein Poſtſcriptum," bemerkte ich und las weiter. „Noch eine Bitte, die letzte, mein Theuerſter. Als ich heute früh um halb vier Uhr mein Zimmer verließ, um dem von Como kommenden Dampfer entgegen zu fahren, ſtand vor meiner Thür, und zwar platt auf der Erde, der bewußte neuſilberne Teller mit den beiden Cigarrenbündeln. Offenbar ſinnt Albaſini wieder auf eine neue Tücke. Laſſen Sie ſich die Glimmſtengel ja nicht auf die Rechnung ſetzen. Hiermit gebe ich Ihnen ſchriftlich, daß ich die Cigarren nicht beſtellt habe. Nochmals Ihr S."

„Schlagen Sie ſich den treuloſen Doctor aus dem Sinn, Sie können im Grunde doch nicht wiſſen, ob ſein angebliches Uebel nicht ärztliche Hülfe fordert!"

„Er wollte mich nur los ſein!" murmelte Herr von Bilſen, und jene innere Stimme, die wir nie zum Schweigen bringen, mochte ihm zuraunen, daß Dr. Schimmel ſich eigentlich nicht ganz im Unrecht befinde, und der ältere deutſche Herr nicht zu den liebenswürdigen und wünſchenswerthen Reiſegeſellſchaftern gehöre. Da er mich jedoch dauerte, redete ich ihm zu, ſich raſch anzukleiden, mit mir nach Bellaggio hinüberzufahren und den Tag auf der Halbinſel zuzubringen.

„Sie haben ſich über den hieſigen Kaffee beklagt, in anderthalb Stunden ſollen Sie bei Gennazzini Kaffee trinken, machen Sie ſchnell Toilette; jetzt muß etwas für Sie geſchehen."

Herr von Bilſen ſah ein, daß ich ſein Beſtes wollte,

und gehorchte. Bald ſchwammen wir auf dem See. Sobald wir uns Bellaggio näherten, begrüßte uns der Geſang der Arbeiterinnen in der an der Waſſerſeite gelegenen Seidenſpinnerei des Ortes. Es war eine kunſtloſe, italieniſche Weiſe, aber ſie klang in ihrer Sehnſüchtigkeit mit der geheimnißvollen Muſik der Landſchaft zuſammen. Nach dem Frühſtück in dem vortrefflichen Hotel Gennazzini, das keineswegs ſo überfüllt war, wie der argliſtige Häberle uns hatte glauben machen wollen, ſchlug ich den Beſuch der Villa Giulia, des Luſtſchloſſes des Königs von Belgien vor. Wir ſtiegen die enge Hauptſtraße von Bellaggio empor, ließen den Eingang zur Villa Serbelloni zur Linken und verfolgten den ſauber gepflaſterten, reinlichen Weg zwiſchen Weinbergsmauern. Nach zehn Minuten Gehens ſagte mein niedergeſchlagener Gefährte, den weder Kaffee, friſches Brot, eiskalte Butter, Honig, Sahne, noch eine reizende Miß, ſorgfältig bewacht von einem zähnefletſchenden Paar Maſter und Miſtreß, hatte erheitern können: „Ein recht melancholiſcher, heißer Weg!“

Der ältere deutſche Herr hatte nicht unrecht, aber dieſer Weg war doch nicht ohne Poeſie. Ein hübſcher junger Mann auf einem edlen Rappen, angethan mit einer faſt mittelalterlichen, ſammetnen Reitertracht, mit Stiefeln wie Raoul in den Hugenotten, das ſchwarzlockige Haupt mit einem Barett bedeckt, bildete zunächſt eine prächtige Staffage, dann ſpendeten die hohen Bäume in den angrenzenden Gärten Schatten, die Eidechſen in den Mauerſpalten trieben ihre muthwilligen Spiele, zuweilen zeigte ſich, in die Tiefe einer Gartenmauer eingelaſſen,

eine winzige Kapelle mit einem groteskbunten Heiligenbilde und frischen Blumensträußen, und endlich kamen wir an den Kirchhof von Bellaggio, in dessen Vorraum, einer unbedeckten Rotunde, an der Wand eine Reihe von Leichensteinen aufrecht eingemauert stand.

Pace e ripôso all anima . . .

Fast jede Inschrift begann mit diesen, über Leben und Sterben hinaus versöhnlichen Worten, und wahrlich hier und in dieser Vormittagsstunde war Frieden und Ruhe für Lebendige und Todte.

Ueber Bäume und Laub der Gartengebüsche, über Oleander- und Granatenblüthen hinweg sieht man den grünen See von Lecco. Gleich einer vor dem Getriebe der Welt schützenden, gigantischen Mauer erhebt sich die jenseitige, vielfarbige, von bläulichem Dunst umwobene Felswand, überragt von dem kahlen Legnone. Die Laute der Arbeit, des Verkehrs, der mahnenden Kirchenglocken, des Vergnügens dringen nicht bis hieher, und selbst den singenden Vögeln ist es an diesem stillen Orte zu einsam — pace e ripôso all anima!

Nach einigen tausend Schritten befanden wir uns vor der Villa des Königs von Belgien. Sie liegt an dem Abhange des Sees von Lecco, anscheinend an der schmalsten Stelle der Felszunge von Bellaggio. Von der Seite des Comer Sees führt eine breite, von Cypressen eingerahmte, in der Mitte durch einen weiten Rasenplatz getheilte Avenue vor die Pforte des fürstlichen Aufenthaltes. Der Einlaß in das Gebäude wird nicht gestattet, die Gartenanlagen zeigt man dagegen mit der gewöhnlichen Bereitwilligkeit. Die ästhetische Hand der deut-

ſchen Kunſt- und Landſchaftsgärtner auf Villa Melzi und Carlotta wird man hier nicht gewahr, andererſeits bezaubert der Reichthum der Vegetation einer üppigen Zucht von Blumen und Früchten, namentlich von Citronen, jedes nordiſche Auge.

„Gehen Ihrem Geiſte nicht die lieblichſten Stellen der italieniſchen Dichter auf, wenn Sie in dieſes blendende Farbenſpiel blicken? Sollte man nicht meinen, oberhalb dieſer mit Millionen Blüthen beſäeten Terraſſen im Schatten jenes kleinen Parkes ruhe Armida, und über den See werde in einer vergoldeten, von Schwänen gezogenen Barke ein Rinald heranrudern?“ fragte ich meinen noch immer ſchweigenden älteren deutſchen Herrn.

Zuerſt ſtieß er einen traurigen Laut aus, der mich an die Furie des Haſſes in Gluck's Oper erinnerte, dann ſagte er: „Ach, hätte ich nur noch Dr. Schimmel bei mir. Angeſichts ſolcher Herrlichkeiten fehlt mir immer ein ſo ausgezeichneter Mann, ein ſolcher Schwärmer für . . .“

„Gerechter Gott!“ rief ich unwillig aus, „ſo freuen Sie ſich doch einmal auf Ihre eigene Rechnung des Lebens. Fortwährend dichten Sie in den Burſchen allerlei hinein, wovon ſeine arme Seele nicht das Geringſte weiß; geben Sie doch in dieſem Himmel auf Erden auch einmal für mich etwas zum Beſten! An Ihrer Stelle wäre ich froh, von dem maulfaulen Kerl für die Reiſe befreit zu ſein!“

Herr von Bilſen ſtarrte mich wie eine unerwartet aus dem Dickicht auf ihn losſpringende Klapperſchlange an, trat zwei Schritte zurück und ſagte:

„Mein Herr, Sie brauchen Ausdrücke . . . vergeſſen Sie nicht, daß Sie von meinem Freunde ſprechen . . .“

„Ihr angeblicher Freund hat Sie ſchnöde verlaſſen, und bis auf Weiteres bin ich, wenn auch nicht Ihr Freund — auf dieſen ehrenvollen Titel darf ich keinen Anſpruch machen — ſo doch Ihr Gefährte und berufen, wenn ich Ihretwegen und meinetwegen Ihre Laune verbeſſern und Ihnen Ihre Marotten ausreden will . . .“ ſagte ich nicht ohne merkliche Aufwallung über den verſtockten Inſeparable.

„Sie werden beleidigend, mein Herr!“

„Worin liegen denn die Beleidigungen? Ich möchte Sie nur heiter ſehen, nur theilnehmend an dieſen Herrlichkeiten. Verderben wir uns doch nicht die wenigen Stunden des hieſigen Aufenthaltes; wir erleben nicht viele in einer ähnlichen Glorie des Glücks und der Schönheit.“

„Ich meinerſeits bin nicht geſonnen, Ihnen dieſe Reiſe zu verderben, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. In Regoledo oder in Varenna hoffe ich meinen Freund wiederzufinden!“ er grüßte vornehm mit der Hand, vergaß dem Gärtnergehülfen den Franken zu reichen, den er ſeinerſeits als Trinkgeldrate für den Beſuch des Gartens zahlen mußte, und entfernte ſich raſch. Der italieniſche Burſche ſtand verdutzt vor mir. Er begriff erſt jetzt, daß unſere kurze Unterhaltung ein Wortwechſel geweſen war und mit einer gänzlichen Auseinanderſetzung geendet hatte. Seine Meinung von den Deutſchen mochte dadurch nicht ſonderlich verbeſſert werden. Ich gab ihm ein Zeichen mich weiter zu führen. Das Herz war mir wieder leicht geworden. Der Burſche führte mich zu einer

Reihe von hochstämmigen Citronenbäumen, die so zahlreich, wie unsere Pflaumenbäume im Herbste, mit großen Früchten bedeckt waren, und gestattete mir einige Ruhe nach der anstrengenden Wanderung in brennender Sonnengluth. Ich ließ mich nieder und erkundigte mich nach jenen unruhigen Zeiten dieses paradiesischen Landstriches, als Garibaldi den See bestrich und die Oesterreicher aus Como warf. Anfangs zauderte der durchtriebene Jüngling, faßte langsam sein Hütchen und drückte es tief in die Stirn; als ich ihn aber versicherte, ich sei ein aufrichtiger Bewunderer des tapferen Mannes, und derselbe werde in meiner Heimath Berlin so leidenschaftlich verehrt, daß ein Schusterlehrling einem Conditor aus seinen geringen Mitteln einen Silbergroschen bot, wenn er ihm gestatten wolle, an einem, im Schaufenster stehenden, aus Zucker geformten Garibaldi nur einmal zu lecken, rührte und überzeugte diese Thatsache meinen jungen Führer. Es war unnöthig, ihm auseinanderzusetzen, daß auch der Herr der Villa, welchem er diene, seiner Zeit auf eine, vom legitimistischen Standpunkt aus betrachtet, nicht ganz „koschere" Weise, auf den belgischen Thron gelangt sei. Er begann zu plaudern und bekannte, daß er selber, als Garibaldi mit seinen Rothhemden am Ufer vorbei über den See gestrichen, der Versuchung nicht habe widerstehen können und davon gelaufen sei. Mit einer rührenden Naivetät gestand er jedoch gleichzeitig, daß er, nach drei Tagen wieder zurückgekehrt, den Obergärtner um abermalige Aufnahme in königliche Dienste angefleht habe.

„Ließ er denn Gnade für Recht ergehen?" fragte ich lächelnd.

„Ja, Signore," antwortete der Burſche, „er ſagte nur, er nähme mir übel, daß ich wiedergekommen, aber nicht, daß ich weggelaufen ſei!"

Den Grund der Heimkehr konnte ich weniger leicht herausbekommen. Der junge Menſch ſuchte Ausflüchte, und erſt als ich, mich zum Scheiden rüſtend, jenen Dialect der Landesſprache anhub, den man in ganz Italien verſteht und ſchätzt, d. h. mit Geld laut in der Taſche klapperte, entſchloß er ſich zur Beichte. Gleich in der erſten Nacht hatte der Offizier des Freicorps, dem er ſich angeſchloſſen, ihn an zwei Stunden lang im Regen vor Como Vorpoſten ſtehen laſſen. Das ſei für einen herrſchaftlichen Diener zu viel geweſen, ließ er nicht undeutlich durchblicken. Am andern Morgen eilte er, auf die Gefahr hin, etwas unfreundlich empfangen zu werden, über die Berge der Halbinſel zur Villa zurück. Wir trennten uns im beſten Einvernehmen, das von meiner Seite mit einiger Hochachtung vor ſeinen kriegeriſchen Talenten gemiſcht war, und ich kehrte am Ufer des Comer Sees, durch den köſtlich eleganten Garten der Villa Melzi in das Hotel Gennazzini zurück, wo ich im Schooße größter Bequemlichkeit und feiner Verpflegung der Sieſta oblag und das Sinken der Sonne abwartete. Nun ſtieg ich abermals die ſteile Straße mit ihren Läden voller Drechslerarbeiten aus Olivenholz hinan und läutete an dem Eingange der Villa Serbelloni Sfondrato. Den ſchönſten Proſpect des Comer Sees, die weltberühmte Ausſicht von der Höhe des Vorgebirges von Bellaggio hatte ich mir zum Abſchiede aufbewahrt.

Die breiten, mit kleinen Steinen beſtreuten Fußwege,

ging es zwiſchen Blumen und Ziergewächſen zu der alten abenteuerlichen Villa hinan. Hier nahm mich die Frau des Gärtners in Empfang und führte mich in öſtlicher Richtung auf eine natürliche, nur dem Fels abgenommene Plattform, die einen weiten Ueberblick des Sees von Lecco geſtattete. Hatte mich ſchon am Vormittag die Ausſicht von den Terraſſen der belgiſchen Villa entzückt, ſo machte mich die erhabene Schönheit der Gegend von dieſem höheren Punkte aus, und in der feierlichen Abendſtunde, faſt ſprachlos. Die Vornehmheit der Natur demüthigte alle bisher erworbenenen landſchaftlichen Anſchauungen. Die ſpätere Ausſicht vom Gipfel des Berges auf die Seearme von Colico und Como, ſo großartig ſie war, vermochte dieſen tiefen Eindruck nicht mehr zu ſchwächen. Von dieſer Plattform ſah man in eine mehr als irdiſche, an einem leidenſchaftsloſeren Sterne hangende planetariſche Sphäre. Wie dem Muſiklehrer zuweilen, in Folge gewiſſer Anregungen, eine rührende Melodie im Ohre klingt und, ihm unbewußt, ſein Auge mit Thränen füllt, ſo mußte ich mich plötzlich jenes ergreifenden Geſanges im Fegefeuer des Dante erinnern, wo beim Einbruch der Dämmerung eine Schaar büßender Seelen am grünenden Abhange ſitzt, in die Ferne ſchaut und einen Geſang zum Lobe des höchſten Weſens anſtimmt. An die Freuden des Aufenthaltes der Seligen reichte nicht der Zauber des Ortes; für Geiſter, die ſich noch am Kampf des Lebens betheiligen müſſen, die im Wechſel von Tag und Nacht, von Glück und Unglück dulden, war er zu ſchön, zu rein.

Mailand.

Nach meiner Trennung von Herrn von Bilſen und Dr. Schimmel wurde es mir doppelt ſchwer, die Geſtade des Comer See's zu verlaſſen. Von ihrer läſtigen Geſellſchaft befreit, brachte ich noch zwei Tage in der Majolika zu und engagirte dann erſt einen Barkenführer, um mich am nächſten Morgen nach Como überzuführen. Wir würden jedem Reiſenden rathen, dasſelbe Transportmittel zu wählen, da das Dampfboot zu einer unpaſſenden Stunde vorüberkommt, und die unbeſchreibliche Schönheit der Seeufer die langſam einſame Fahrt mit der Barke weit mehr, als den haſtigen Flug des überfüllten Dampfbootes empfiehlt. Der Schiffer forderte für die vier- bis fünfſtündige Seefahrt nur den mäßigen Preis von 10 Frcs. und verſprach dafür auf ſeine Koſten noch einen Gehülfen zu ſtellen. Meine Abreiſe fand unter denſelben Feierlichkeiten ſtatt, wie der Empfang; nur Signor Haeberle war nicht zugegen. Er hatte in Hotel-Angelegenheiten einen Ausflug nach Lugano unternommen. Unter Anführung der Herren Colombo und Albaſini, in Begleitung einer Anzahl Kellner, Schiffer und kleiner Knaben wurde zuerſt mein Gepäck, dann meine Wenigkeit ſelber eingeſchifft, und nach fünf Minuten durchſchnitt unſere Barke den blinkenden Seeſpiegel, während vom Balkon der Majolika aus mir mit zur Dispoſition geſtellten Servietten ein Lebewohl nachgewinkt wurde.

Der Verſuch, die Anmuth der Seeufer mit der Feder zu characteriſiren, denen gegenüber ſich ſelbſt Pinſel und

Griffel unfähig fühlen müſſen, wäre eine Thorheit. Die Reiſe über den See nach Como hat eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Beſuche einer aus den vollendetſten Landſchaften beſtehenden Gallerie. Sorgfältig bebaute Landſtriche, gelehnt an die anmuthigſten Bergformationen im Hintergrunde und geſchmückt mit den vornehmſten Villen und Park-Anlagen hart am Ufer des See's, wechſeln mit einſamen, dicht bewaldeten Felsbildungen, in deren romantiſchen Buchten ſich hie und da die verſteckte Anſiedelung irgend eines Freundes der Einſamkeit befindet. Jetzt rudert die Barke an einer ganzen Stadt von zierlichen Landhäuſern vorüber, dann wird das Auge des Reiſenden wieder durch einen mächtigen, zwiſchen lauter Blumenbeeten iſolirt liegenden Palaſt gefeſſelt, unter deſſen Dach jeder König Europa's ſich glücklich fühlen könnte. Hier findet man, den Namen der Villen zufolge, einen Inbegriff aller Perſönlichkeiten der jüngſten Vergangenheit, welche auf den höchſten Genuß der Güter dieſes Lebens Anſpruch erheben durften. Fürſtliche Macht und glänzender Reichthum, Kunſtſinn und ſchwärmeriſche Liebe zur Natur, Hang zur poetiſchen Einſamkeit, und das Bedürfniß, nach Erlangung irdiſchen Ruhmes in ſtillem Frieden auszuruhen und nur ſich ſelber zu leben, haben hier ihre köſtlichen Anſiedelungen; wir begegnen ſogar an einem Punkte den Angehörigen eines berühmten Criminal-Verbrechers, die in dieſem irdiſchen Paradieſe ihre traurigen Erinnerungen beſchwichtigen zu wollen ſcheinen: der Mutter und Wittwe des hingerichteten Grafen Bocarmé.

Die Sonne brannte glühend heiß, trotzdem über der

Barke ein leinenes Zelt ausgespannt war; und ich fühlte das innigste Mitleid mit den beiden Barkenführern, die zu fortwährendem Rudern genöthigt waren, da eine vollkommene Windstille herrschte. Wahrscheinlich hätten unsere guten Landsleute ihre Zuflucht zur Flasche genommen; allein diese mäßigen und unermüdlichen Italiener ruderten schweigend weiter, ohne auch nur ihre Lippen mit dem klaren Seewasser zu benetzen; sie genossen sogar nur wenige Tropfen von dem lauwarmen Rothwein, den ich ihnen aus meiner Feldflasche anbot. Um 10 Uhr näherten wir uns endlich dem kleinen Hafen von Como, das in einer ungemein malerischen Bucht gelegen, diesen reich angebauten Seearm auf der Südseite abschließt. Der bisherige Bergcharakter der Uferlandschaft hat sich schon seit einigen Meilen in eine reizende Hügelbildung umgewandelt, doch erheben sich noch immer ohne Ausnahme auf allen Höhepunkten zierliche Lusthäuser, und mit sichtlicher Vorliebe ist jeder etwas erhabene Punkt benutzt, um seinen glücklichen Inhabern eine Aussicht auf die liebliche Wasserfläche, und diese kleine Welt von geschmackvollen Bauwerken zu gestatten, wie sie kein anderes Alpenbecken, den Züricher See nicht ausgenommen, aufzuweisen vermag.

Ungefähr um ½11 Uhr landeten wir in Como, mitten unter lauter kleinen Fahrzeugen, welche den Waarentransport und den Personenverkehr in der Zwischenzeit der Dampfschifffahrten vermitteln. Doch ist trotz der betreffenden Anzahl dieser kleinen Schiffe der Handels- und Personen-Verkehr auf dem See im Verhältniß zu der beträchtlichen Anzahl von Ortschaften nicht sehr er-

heblich, wenn ich nach meinen eigenen Beobachtungen in Cadenabbia ſchließen darf; die Einwohner ſcheinen eine Vorliebe für die Landſtraße zu haben und im Ganzen nur die Schifffahrt zwiſchen nahe gelegenen Ortſchaften gern zu benutzen.

Nachdem ich meine Barkenführer verabſchiedet, galt es zunächſt, ſo bald als möglich Camerlata, die nächſte Eiſenbahnſtation zu erreichen, denn die Linie von Mailand erſtreckt ſich noch nicht bis unmittelbar an das Seeufer. Zwiſchen Camerlata und Como finden ſich erhebliche Terrainſchwierigkeiten, vor deren koſtſpieliger Ueberwindung die Regierung bis jetzt zurückſchreckt. Das Glück wollte mir indeſſen wohl; es ſtand nicht in den Sternen geſchrieben, daß ich den ſchönen Sommertag in den elenden Wirthshäuſern der „Seeſtadt“ Como vertrauern ſollte. Dicht am Hafen wartete ſchon der Omnibus, welcher ſich an den Mittags nach Mailand abgehenden Zug in Camerlata anſchloß. Schnell hatte der Conducteur mein Gepäck auf das Verdeck des Wagens geſchafft, ſein Honorar empfangen und mir genau die Minute der Abfahrt angegeben; ich konnte eine halbe Stunde lang gemächlich den Ort in Augenſchein nehmen. Der Platz am Hafen iſt natürlich der Mittelpunct des Verkehrs der Comasken; die Hotels und Kaffeehäuſer liegen an demſelben, und das öffentliche Leben entwickelt ſich hier mit der ganzen Lebhaftigkeit einer italieniſchen Bevölkerung. Iſt es doch nur eine ungezwungene Weiterentwickelung der häuslichen Exiſtenz. Der Mann mit der Zipfelmütze, der dort in der ſchattigen Ecke des Kaffeehauſes ſeinen Milchkaffee trinkt und dazu den Pungolo lieſt, iſt augenſcheinlich

ſo eben erſt aus dem Bette aufgeſtanden und ermuntert ſeine Geiſteskräfte durch das harmloſe Getränk und die wenig aufregende Lectüre. Jener piemonteſiſche Offizier hat das Kaffeehaus nur gewählt, weil es jedenfalls einen angenehmeren Aufenthalt bildet, als ſein Studirzimmer in der Kaſerne, und die regenwurmartige Cigarre und der Liqueur ſicherlich in friſcher Luft und Angeſichts des heiteren Hafenbildes beſſer ſchmecken, als zu Hauſe. Die Toilette der beiden Herren, welche ſich in eine Partie Domino verſenkt haben, iſt vielleicht allzu häuslich; aber warum ſollen dieſe gemüthlichen Philiſter auf das Zartgefühl blaſirter Touriſten die geringſte Rückſicht nehmen? Der defecte Zuſtand der Beinkleider des würdigen Greiſes, der eben Doppelſechs ausſetzt, kann freilich bei weiblichen Paſſagieren gerechtes Bedenken erregen. In der Ecke zur Rechten iſt eine dunkelgrüne Gardine, die das Lokal vor den Reflexen des Sonnenſcheins auf dem Pflaſter ſchützen ſoll, halb in die Höhe gezogen und enthüllt uns die poetiſchen Vorgänge in einer Barbierſtube. Offenbar befindet ſich der Patient in der mißlichen Lage des Doktor Bartolo. Bei jedem Strich des Meſſers zuckt er mit den Beinen in die Höhe, und über das Geſicht des raſirenden Folterknechts fliegt gleichzeitig ein teufliſches Lächeln; nichtsdeſtoweniger wird die Operation ohne Blutvergießen vollzogen und der Raſirte entfernt ſich nach fünf Minuten, von dem ſtumpfen Meſſer nur ein wenig geſchunden. Dicht nebenan werden Schuhe geflickt und geputzt, etwas weiter iſt öffentlicher Markt, in der Nähe des Blumenkohls und der zum Verkauf ausgebotenen Käſe und Liebesäpfel wird ein Boot getheert, hinter dem es wieder in eine Oſteria

hinabgeht, in welcher allerlei Schiffsvolk Macaroni ſpeiſt und Rothwein mit Waſſer trinkt.

Der Sonnenſchein wurde mir jedoch bald ſo läſtig, daß ich den Schatten des Omnibus aufſuchte und dicht an der Thür desſelben Platz nahm. In der dem vorderen Fenſter des Wagens nahegelegenen Ecke ſaß ein ſchweigſamer Herr, in dem ich einen Landsmann, wenn nicht gar einen Original-Berliner vermuthete. Unverkennbar war er von dem Herrenmodiſten Landsberger für die Reiſe eingekleidet worden, denn ſein Coſtüm entſprach durchaus den neueſten, für Touriſten eingerichteten Inſerat des Geſchäfts. An dem Herrn war Alles nur in Bezug auf die möglichſte Ungebundenheit und Sorgloſigkeit der Reiſe eingerichtet; auf ſeine ſonſtige körperliche Behaglichkeit dagegen nicht die mindeſte Rückſicht genommen. Kaum hatte ich den beſagten Herrn ein wenig genauer betrachtet, als ich auch um ſeine Bezeichnung nicht mehr im geringſten in Verlegenheit war; ich erlaube mir, ihn den „knappen" Touriſten zu nennen. Er trug einen grauen Rock nebſt dito Beinkleidern und Weſte. Statt leinener Wäſche, dieſer koſtbaren Erfriſchung in einem heißen Klima, hatte er ein rothwollenes engliſches Hemd angelegt, an deſſen Kragen zwei kleine Fetzen geſteifter Leinewand als Vatermörder befeſtigt waren. Neben ihm lag ein zuſammengerollter, an Riemen befeſtigter echt engliſcher Plaid. Da auf dem Verdeck des Omnibus außer meinem Koffer kein anderes ähnliches Reiſegeräth ſtand, durfte ich wohl annehmen, daß des knappen Touriſten geſammtes Gepäck ſich auf dieſen Plaid beſchränkt, oder im Innern deſſelben verborgen ſei. Da mich der

Mann intereſſirte, wandte ich mich an ihn und fragte dreiſt genug auf's Gerathewohl, ob ich die Ehre hätte, einen Berliner Landsmann vor mir zu ſehen.

„Aus Berlin bin ich nicht," antwortete der knappe Touriſt ſehr freundlich, doch etwas wehmüthig, „aber aus Potsdam," und bot mir mit größter Freundlichkeit eine Priſe, obgleich ich nicht wohl begriff, wo der knappe Touriſt bei ſeiner unglaublich eng anliegenden Kleidung die dazu gehörige ſilberne Doſe verborgen haben könnte. Um keinen Verſtoß gegen die gute Lebensart zu begehen, bat ich den Herrn, meine Frage zu entſchuldigen, und verſicherte ihm mit möglichſter Artigkeit, daß nur ſein gewähltes Coſtüm mich auf den Gedanken gebracht habe, einen Berliner vor mir zu ſehen.

„Nein, ich bin nur aus Potsdam," ſagte ſichtlich geſchmeichelt der knappe Touriſt. „Ich habe mich von Landsberger auf die zweckmäßigſte Weiſe einkleiden laſſen; nichts iſt mir verhaßter als eine Maſſe von Gepäck und ein großer Wäſchevorrath, durch den man immer mit allerlei fremden Weibern und Knechten in Berührung kommt und zuletzt obenein ſein ganzes Leinenzeug ruinirt ſieht. Wie ich hier vor Ihnen ſitze, trage ich meine ganze Garderobe auf dem Leibe; in dem Plaid ſteckt nur noch ein Nachthemd, das ich um eine Pappralle gewickelt habe, in der ich wieder meinen Cigarren-Vorrath und etwas Rhabarbar aufbewahre. Damit denke ich denn ſechs bis ſieben Wochen ohne weitere Wäſche durchzukommen!"

Der knappe Touriſt hatte noch nicht ausgeredet, als der Conducteur den Wagen zuſchlug, der Kutſcher den

mageren Pferden einige ermunternde Peitſchenhiebe verſetzte, und der Omnibus nach Camerlata davon fuhr. Kaum waren wir vor die Thore Como's gelangt, als uns auch ſchon eine Menge von Betturinen, mit Eſeln beſpannte Karren, alterthümliche Equipagen, verfallene Poſt-Carreten und neuere Perſonenwagen begegnete. Sie brachten die Fracht des eben aus Mailand angelangten Perſonenzuges nach Como. Trotz der modernen Eiſenbahn fand ich die Verkehrsmittel des alten Italiens noch immer nicht zeitgemäß erneuert. Nach einer halben Stunde ſtiegen wir in Camerlata ab und löſten die Billets nach Mailand. Der knappe Touriſt hing ſeinen Plaid wie eine Botaniſirtrommel über die Schulter, ſtützte ſich auf einen dünnen Regenſchirm, den ich bis dahin noch gar nicht bemerkt hatte, und ging mir voran in das nächſte Wartezimmer. Es war ein kleines, aber ſehr elegant tapeziertes hohes Gemach, auf deſſen Sopha ein nachläſſig, aber vornehm gekleideter Cavalier ausgeſtreckt liegend in einer Zeitung las. Seine Wangen waren trotz der ſauberſten Raſur ſchön blauſchwarz gefärbt, und ich vermuthete, daß der Cavalier ſich am Morgen und Abend raſiren laſſe, weil ihm ſonſt in vierundzwanzig Stunden ein ſo voller Bart gewachſen ſein müſſe, wie der des großen Chriſtoph in der bekannten Ballade. Der vornehme Herr nahm auf die reſpectirlichſte Weiſe von uns Beiden nicht die geringſte Notiz, deſto mehr jedoch der Portier des Bahnhofes. Mit tiefem Schweigen, aber mit dem feierlichſten Anſtande trat er in das Zimmer, ſchwenkte den Marſchallsſtab, den die Eiſenbahn-Portiers unter dieſem Himmelsſtrich ſtets zu tragen pflegen, ergriff

den knappen Touriſten, deſſen kleine Geſtalt ihm vermuthlich am handlichſten erſchien, beim Kragen, zog ihn hinaus und führte ihn in das Wartezimmer zweiter Klaſſe; wir waren nämlich aus Unbekanntſchaft mit den Localitäten in das Wartezimmer erſter Klaſſe gerathen, welches nach den ſparſamen Landesſitten wahrſcheinlich nur von miniſteriellen, parlamentariſchen oder militäriſchen Notabilitäten erſten Ranges benutzt wird. Wir hatten nicht einmal Zeit, uns unſeres Verſehens zu ſchämen, denn die Locomotive pfiff, die Glasthüren des Perrons wurden aufgeriſſen, und mit italieniſcher Volubilität ſangen ſämmtliche Conducteure: „Milano! Milano!“ während der knappe Touriſt, ſchwer beleidigt durch den frechen Handgriff des Portiers, ſeinen grauen Rockkragen nebſt Vatermörder zurecht zupfte und dabei betheuerte, daß ein Potsdamer Eiſenbahnbeamter ſich eine ſolche Manipulation gegen Ausländer niemals erlauben würde. Er behauptete, ohne eine Herausforderung von ſeiner Seite: macdonaldiſirt zu ſein.

Die Wagen zweiter Klaſſe, in denen wir fuhren, waren Geſellſchaftswagen von jener Bauart, wie wir ſie auf den öſterreichiſchen Eiſenbahnen finden, nur ungleich dürftiger eingerichtet und bis auf die Lederpolſter nicht viel beſſer, als die dritte Claſſe in Norddeutſchland. Mein neuer Bekannter der knappe Touriſt und ich, befanden uns während der erſten Station in dem großen Raume ganz allein, da die übrigen Paſſagiere ſich mit ihren Damen in einen der anderen Wagen zurückgezogen hatten, wo es nicht erlaubt war, zu rauchen (di fumare). Der knappe Touriſt ſaß nach der vermeintlichen Miß-

handlung, die ihm von dem Portier des Bahnhofs zu Camerlata widerfahren war, in tiefem Schweigen an einem offenen Fenster; der etwas zerriſſene grüne Vorhang des Fenſters peitſchte, ohne daß er es zu bemerken ſchien, wie eine zerſchoſſene Flagge ihren Maſt, ſeine bleiche Naſe; augenſcheinlich ging etwas Wichtiges in der Seele des Mannes vor. Endlich ſchlug er ſein Auge auf, blickte mich ſehr ernſt an und ſagte: „Es thut mir im Grunde doch leid, daß ich mich nach Italien gewagt habe. Was die Leute von der Heimtücke der Italiener gegen die Deutſchen erzählen, ſcheint wirklich auf Wahrheit zu beruhen; es hat nicht umſonſt ſo viel davon in den Zeitungen geſtanden. Sie werden mich nicht einer übergroßen Empfindlichkeit beſchuldigen, aber es iſt denn doch zuviel, einen anſtändigen Reiſenden am Kragen zu ergreifen und gewaltſam aus dem Warteſaal herauszuführen!“

„Aber, mein lieber Herr,“ antwortete ich, „dergleichen hätte Ihnen auf jeder Eiſenbahn der Welt begegnen können. Eigentlich tragen wir ſelber die Schuld durch unſer Mißverſtändniß; wären wir nicht zufälligerweiſe in das Wartezimmer erſter Claſſe getreten, dieſe vermeintliche Mißhandlung hätte uns nie begegnen können.“

„Aber daß er mich gerade beim Kragen faßte! ſehen Sie meine Tracht, ich habe, als ich mich bei Landsberger coſtümiren ließ, ganz beſonders darauf Rückſicht genommen, äußerlich Alles an mir zu vermeiden, was irgendwie an deutſche Tracht und deutſches Weſen erinnern könnte. Bei dem Reſpekt, den man noch immer vor den Engländern hat, glaubte ich am Vernünftigſten

zu handeln, wenn ich mir einen möglichſt engliſchen Anſtrich gäbe. Im Falle der Portier ſich etwas gegen Sie herausgenommen hätte, es wäre eine ganz eigenthümliche Sache geweſen; aber nun vergreift ſich der Burſche an mir, den er doch nur für einen ächten Engländer halten mußte!“

Um den knappen Touriſten zu beruhigen, erinnerte ich ihn daran, daß, wenn auch ſein Coſtüm an die regelrechteſten Touriſten Großbritanniens erinnere, ſo doch möglicher Weiſe in ſeinem Geſichte etwas liegen könne, was den Portier an Deutſchland, vielleicht gar an „Oeſterreich“ erinnert habe. Kaum hatte ich dieſen Gedanken ausgeſprochen, als der arme Mann, inſofern ſeine urſprüngliche Käſefarbe dies geſtattete, noch mehr erblaßte, als vorher und beinahe ein hippokratiſches Ausſehen gewann.

„Wenn das wahr ſein ſollte,“ flüſterte er mit zitternder Stimme, dann wäre es wohl am beſten für mich, lieber gleich umzukehren, denn die Stimmung in Mailand gegen die Oeſterreicher ſoll, wie man erzählt und ſchreibt, wahrhaft blutdürſtig ſein. Und wenn mir die Leute in Como die Wahrheit geſagt haben, ſo ſind augenblicklich in Mailand nur zwiſchen zwanzig bis dreißig Fremde aus Deutſchland anweſend.“

„Beruhigen Sie ſich,“ antwortete ich, kaum ein Gelächter unterdrückend, „wir werden beide leidlich genug durchkommen. Die Mailänder haſſen nur die öſterreichiſchen Beamten und Soldaten. Wer ſonſt mit einer Börſe voll Napoleonsd'ors in der liebenswürdigen Abſicht, ſie in ihrer Stadt auszugeben, zu ihnen kommt, der wird

wie überall in Italien, mit offenen Armen und vielen Verbeugungen empfangen!“

Meine wohlwollende Zuſprache verbeſſerte ſichtlich die Stimmung des knappen Touriſten. Er zog eine Cigarre aus ſeiner Taſche, zündete ſie mittelſt eines ſeiner Tracht entſprechenden, ungemein compendiös eingerichteten Feuerzeuges an und blickte wieder mit leidlichem Frohſinn in die grüne lombardiſche Ebene hinaus, die, wie mit zierlichen Rohrſtengeln, ringsum mit Campanile's im beſten italieniſchen Geſchmack beſetzt war; ſo gelangten wir raſch nach Monza. Die Bevölkerung von Mailand ſchien dieſes Städtchen, das bei dem hellen Sonnenſchein und blauem Himmel einen ungemein freundlichen Proſpekt gewährte, in ihre ganz beſondere Affection geſchloſſen zu haben; oder die Einwohnerſchaft von Monza fühlte ſich gerade heute gedrungen, dem ſchönen Mailand einen Beſuch in Maſſe abzuſtatten. Auf dem Perron ſtand eine Schaar harrender Paſſagiere, etwa ſo zahlreich, wie mehrere Compagnien von Kriegsſtärke. Es war ſchwer, ſie alle in den Waggons des Zuges unterzubringen. Aber bei der Gefügigkeit und dem anſpruchsloſen Weſen der Italiener war ſchnell Rath geſchafft. In Zeit von zwei bis drei Minuten waren alle Reiſeluſtigen untergebracht, und ſelbſt die zierlichſten Damen nahmen ohne Murren in dem nicht zu wohlriechenden Cigarrenqualm der Rauchſalons Platz und tröſteten ſich durch Scherze mit ihren Begleitern über die kleine Unbequemlichkeit der Reiſe. Uns gegenüber ſaßen zwei piemonteſiſche Officiere, ſchöne und martialiſche Soldaten, die eben deßhalb meinem Begleiter, dem knappen Touriſten, einige Be-

ſorgniß einflößten. Der Aeltere der beiden Herren hatte einen ſeltſamen, faſt metalliſch zu nennenden Blick, und fixirte meinen unglücklichen Potsdamer etwa in der Art einer Klapperſchlange, die es auf einen kleinen Vogel abgeſehen hat. Der brave Militair dachte indeſſen an nichts weniger, als an Mord. Er hatte es nur auf Feuer für ſeine Cigarre abgeſehen und erſuchte mit einer Leutſeligkeit und Anmuth der Manieren, wie ſie nur wohlerzogene Italiener entwickeln, den knappen Touriſten um ſeine brennende Cigarre. Obgleich mein neuer Reiſegefährte, wie ich mich ſpäter überzeugte, kein Wort italieniſch, alſo auch nicht die Bitte des Piemonteſen verſtand, errieth er doch ſein Verlangen aus den ſprechenden Pantomimen des Officiers und riß ſofort das erwähnte compendiöſe Feuerzeug mit einer Schnelligkeit aus der Taſche, welche ſichtlich den italieniſchen Krieger zu entzücken ſchien und ihn nebſt ſeinen Gefährten zu allerlei Evolutionen veranlaßte, um dem knappen Touriſten bei dem etwas engen Plätzen den Aufenthalt in ihrer Nähe angenehm zu machen. Die artigen Männer behandelten meinen Potsdamer faſt wie eine Dame. Sie zogen die blinkenden Schleppſäbel näher zwiſchen die Füße, fragten ihn, ob er durch ihre Sporen incommodirt werde, und brachten dem ſchon verzweifelnden Manne augenſcheinlich wieder eine vortheilhafte Meinung von Italien und ſeinen Angehörigen bei. Mich ſelbſt ergötzte die zahlreiche Geſellſchaft unſeres Wagens nicht wenig; ich erinnere mich kaum, jemals in einem ſo angenehmen und lebensluſtigen Kreiſe auf der Eiſenbahn gefahren zu ſein. Der Inhalt des Waggons beſtand faſt ganz aus Ehepaaren oder

Liebesleuten und jungen Menſchen des Bürgerſtandes, die ſich ungezwungen, aber doch im höchſten Grade artig, rechts und links in alle Geſpräche miſchten, ſo daß der dürftige Raum in Zeit von zehn Minuten in einen Converſationsſalon der beſten Art verwandelt war. Hier zeigte ſich keine Spur von Maulfaulheit, Prätenſion und verdroſſener Reſerve in der Unterhaltung. Der leichte Geiſt Italiens beſeelte die ganze Verſammlung und theilte ſich ſofort dem Fremden mit, auch wenn er die Geſpräche ſeiner Umgebung nur mangelhaft verſtand. Pfeilgeſchwind entſchwand die Zeit, und der Pfiff der Lokomotive, die in den Bahnhof von Mailand rollte, überraſchte mich faſt unangenehm. Mit derſelben Gewandtheit, wie ſich die Geſellſchaft gruppirt und unterhalten hatte, ſtob ſie jetzt ſchwatzend und lachend auseinander. In der Packkammer wurden wir raſch abgefertigt, da alle dieſe munteren Reiſenden ihren Ausflug nur improviſirt zu haben ſchienen und faſt ganz ohne Frachtſtücke waren. Ein heilloſes Geſchrei der Omnibus-Conducteure, die ihre Hotels anprieſen, empfing uns draußen vor dem Eiſenbahnportal. Ein Facchino lud meinen Koffer auf den Rücken, und mein Pflegling aus Potsdam hing ſich an meinen Arm und fragte mit zitternder Stimme: „Wo werden wir einkehren? Bitte, nehmen Sie mich mit, ich möchte gar gern mit Ihnen zuſammenwohnen!“

„Da Sie ſich zu fürchten ſcheinen, nur unter „Italienern“ zu wohnen, ſo würde ich vorſchlagen, wir wählen das Hotel Reichmann, ein altes berühmtes Gaſthaus, in dem ſich von jeher die Deutſchen ſehr wohl gefühlt haben, und der Wirth nebſt der Bedienung des Hauſes

faſt ganz zu den Eingeborenen des deutſchen Vaterlandes gehören, oder wenigſtens unſerer Mutterſprache mächtig ſind.

Ein Lächeln überflog das Angeſicht des knappen Touriſten. In dankbarer Uebereinſtimmung mit meinen Worten ergriff er meinen Regenſchirm, um ihn höflicherweiſe zu tragen, und half mir obendrein in den Omnibus, deſſen Conducteur uns bei dem Namen „Reichmann“ ſofort in Beſchlag genommen hatte und es uns unter ſeinen Paſſagieren bequem zu machen erſuchte.

Mit einer Anzahl in Mailand anſäßiger Herren, die an verſchiedenen Ecken ſich entfernten, uns während der Fahrt mit entſchiedener Höflichkeit behandelten und die Meinung des Potsdamers über Italien, wenn ich nach ſeiner zunehmenden Heiterkeit ſchließen darf, ganz umwandelten, legten wir die halbſtündige Fahrt von dem Eiſenbahnhofe nach dem Corſo di Porta Romana auf die angenehmſte Weiſe zurück und bemerkten mit Wohlgefallen die Reinlichkeit der elegant gepflaſterten Stadt, die ſie von ihrem früheren deutſchen Zwingherrn als eine ihrer köſtlichſten Eigenſchaften dauernd adoptirt zu haben ſchien.

Das Ausſehen des Hotel Reichmann, früher eins der beſuchteſten Hotels von Mailand, beſtätigte dagegen gewiſſermaßen die auf der Reiſe ausgeſprochenen Beſorgniſſe meines knappen Touriſten. Es machte den Eindruck eines alten Palaſtes, der von ſeinen Einwohnern verlaſſen, nur noch von einem ſchwachen Ueberreſt treuer Diener überwacht wird. Unter der offenen, ſchattigen Halle des Portals ſaßen in hölzernen Lehnſtühlen der

Portier und ein alter ſchwarzgekleideter Lohndiener, die ſich über die ſchönere Vergangenheit unterhalten mochten, und durch die Ankunft zweier deutſchen Reiſenden mehr betroffen als erfreut ſchienen. Erſt nach und nach erholten ſich dieſe beiden würdigen Perſonen von ihrem Erſtaunen, und der alte Lohnbediente ließ es ſich ſogar in der erſten Aufregung nicht nehmen, in höchſt eigener Perſon einen der höher ſituirten Kellner des Hotels aufzuſuchen und ſich dem Gefolge anzuſchließen, welches uns zu den nach dem Gärtchen des Palaſtes hinaus gelegenen, kühleren Zimmern geleitete. Der knappe Touriſt war allerdings in Como nicht falſch unterrichtet worden. Wenn die übrigen Hotels von Mailand nicht mehr deutſche Gäſte aufweiſen konnten, als Reichmann, ſo ſtand es in der Hauptſtadt der Lombardei ſchlecht um den diesjährigen Beſuch unſerer Landsleute. Wir waren die einzigen Gäſte des Hotels Reichmann, der Beſitzer hatte ſogar außer der überwiegenden Mehrzahl der Dienerſchaft ſeinen Koch entlaſſen, da er es nicht mehr der Mühe für werth hielt, einen feineren Tiſch zu führen, und ſeine nur noch periodiſch einkehrenden Gäſte es vorzogen, ihren Lebensunterhalt in den ſtädtiſchen Oſterien zu ſuchen. Die Todtenſtille des Hauſes, das alte verkommene Material, der unheimliche abgeſtorbene Duft, der ſeit langer Zeit nichtbewohnte Gemächer ſtets durchweht, dazu die großartige Architektur des alten, vor grauen Zeiten von einem lombardiſchen General erbauten Hauſes erinnerten mich an die Paläſte Venedigs, und erſt als ich die Glasthüren und Vorhänge des nach dem Garten hinausführenden Altans öffnete und die vergoldete Bildſäule der

Jungfrau Maria auf der Thurmſpitze des Marmordomes erblickte, erinnerte ich mich wieder an Mailand und ſeine waſſerarme Lage im Binnenlande.

Mein Reiſegeſellſchafter hatte ſich in einem der altfränkiſchen koloſſalen Lehnſtühle niedergelaſſen, mit welchen das hohe Gemach, oder vielmehr der „Saal,“ den wir bewohnen ſollten, meublirt war. „Ich bin noch niemals in Italien geweſen,“ ſagte der gute Mann mit verlegenem Lächeln, „und ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, welchen Eindruck die ganze Geſchichte auf mich macht; in dem Bette dort kann ja ein Hausweſen ſchlafen, und wenn ich den Schornſtein ausnehme, findet mein ganzes Petersamer Haus in dieſem Saale Platz!“

„Falls Sie ſich nicht ermüdet fühlen,“ ſagte ich, „ſo würde ich Ihnen den Rath ertheilen, ſich ein wenig zu mauſern, da Ihnen Ihre Garderobe ohnehin keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten machen wird, und dann mit mir eine kleine Excurſion durch die Stadt anzutreten. Begleiten ſie mich zunächſt nach der Kathedrale, dann laſſen Sie uns einen Ort aufſuchen, wo wir ein gutes Diner finden, und zum Finale wollen wir uns auf einem ſchattigen Plätzchen des Domplatzes anſiedeln, unſern Kaffee einnehmen und die erſten Beobachtungen anſtellen, wie es ſich mit den Sitten und Gewohnheiten der guten Mailänder verhält. Wir befinden uns hier zwar als Deutſche unverkennbar in einer entſchiedenen Minorität, allein zittern Sie nicht für Ihr Leben; die Stimmung ſcheint ſich, was Deutſchland betrifft, weſentlich verbeſſert zu haben!“

„Meine Toilette macht mir nicht viel zu ſchaffen,“

rief der Potsdamer in bester Laune, „mein staubiges Gesicht ist schnell genug abgewaschen, und im übrigen habe ich nur einen feinen Vatermörder umzubinden und meine Cigarren in der Kommode zu verschließen.“ Er sprach es, wusch sein Gesicht flüchtig mit einem nassen Schwamme ab, legte das erwähnte winzige Kleidungsstück an, stäubte seine Stiefel mit einem Taschentuch ab, versah die Cigarrentasche mit frischem Vorrath, überzeugte sich, daß das compendiöse Feuerzeug in guter Ordnung sei, ergriff den auch als Spazierstock benutzten Regenschirm und stand da als ein eleganter Tourist im besten englischen Style.

Der Weg vom Hotel Reichmann nach dem Dom führt durch einige Straßen, welche dem Neulinge schon eine leidliche Vorstellung von dem eigenthümlichen Wesen italienischer Städte gewähren können. Es ist ein Irrthum, wenn man Mailand den Charakter des Volks und seiner Lebensarten absprechen will. Zwar herrscht in seinen Straßen nicht mehr die Unordnung und Verfallenheit der älteren Städte der Halbinsel; die Einwirkung der Deutschen hat zur Reinlichkeit der Gesammtheit wesentlich beigetragen; der Wohlstand des Ortes läßt die verschiedenartigen Schmutzereien, welche die Eingeborenen so lieb haben, die dagegen dem reinlichen norddeutschen Reisenden einen eben so großen Abscheu einflößen, nicht mehr aufkommen; allein die italienische Genialität des öffentlichen Verkehrs spricht sich dessenungeachtet noch immer unverhohlen aus. Gleich um die nächste Ecke in der schmalen Seitenstraße, welche in der Nachbarschaft der Post mit dem Hotel Bella Venezia endet, wurde

mein knapper Touriſt durch einen Laden, in dem nichts als Käſe verkauft wurde, in das größte Erſtaunen verſetzt. Der Geruch von Käſe hat an ſich für feinere Geruchsorgane wenig Verlockendes, und wir Norddeutſchen würden ein Emporium deſſelben nicht wohl für eine Converſations-Halle geeignet halten; allein in beſagtem Laden, in dem der Strachino vorherrſchte, hatte ſich unter dem Präſidium des Beſitzers, den weiße Hemdeärmel und eine blaue Schürze auszeichneten, ein kleiner Club von Herren in ähnlicher Tracht verſammelt, welche mit dem „Pungolo" in der Hand, die Reden in der Deputirtenkammer zu Turin debattirten. Ich hatte geglaubt, daß den knappen Touriſten dieſes, bei der nationalen Lebhaftigkeit der ſprechenden Combattanten ſehr maleriſche Bild ergötzen würde, allein im Grunde hatte ihn nur ein mit dem Käſe verbundener Umſtand beſchäftigt und aufgeregt: „Sehen Sie," ſagte der aufmerkſame Mann und wiſchte ſein Augenglas ab, „wenigſtens 900 bis 1000 Pfund Käſe und kaum eine Fliege!" — „Darüber brauchen Sie ſich nicht zu ſehr wundern," belehrte ich meinen erſtaunten Reiſegefährten, „wir befinden uns zwar in dem reinlichen Mailand, allein wenn Sie ſchärfere Beobachtungen anſtellen wollen, ſo werden Sie finden, daß auch die hieſigen Fliegen noch immer hinlängliche Subſiſtenzmittel finden, um ſich nicht mit dem Käſe zu beſchäftigen und den Sterblichen dieſe, hier zu Lande ſo köſtliche Speiſe zu verkümmern." — Weiterhin fühlte ſich der knappe Touriſt durch einen Laden mit Grünzeug gefeſſelt, vermuthlich weil er auf eine wunderbare Weiſe mit ſeiner ganzen Reiſe-Einrichtung harmonirte. Man

begriff nicht, wie ein ſolcher knapper Grünzeugladen ſich mitten in der fruchtbaren Lombardei etabliren konnte. Mein Mann blieb ſtehen, und ſtarrte mit offenem Munde dieſe Armſeligkeit von Zwiebeln, Liebesäpfeln, einigen Dutzenden Kartoffeln und etwas Schnittlauch an. Ein norddeutſches Höckerweib hätte ihn unfehlbar ſofort ausgeſchimpft, allein die hier ſtationirte Matrone ſah in ihrer Naivetät in ihm nur einen hoffnungsvollen Käufer, trat ihm mit grotesker Liebenswürdigkeit entgegen und offerirte dem knappen Touriſten eine Zehe Knoblauch. Dieſe Höflichkeit erreichte in der That ihren Zweck, und wenn auch nicht dieſes duftende Gewächs, einige Blümchen die neben den Liebesäpfeln in einem irdenen Scherben ſtanden, kaufte der knappe Touriſt wirklich. Dicht neben der Poſt, noch ehe wir auf den Domplatz gelangten, wäre mein armer Reiſegefährte beinahe in Ohnmacht gefallen; jetzt war es ein unglückliches Bild, welches ſein Nervenſyſtem dergeſtalt erſchütterte. An dem Schaufenſter einer Kunſthandlung hing eine, wie mir ſchien — nach einem italieniſchen Oelgemälde angefertigte Photographie der Hinrichtung Orſini's. In der Mitte befand ſich das Schaffot, auf dem ſoeben das Urtheil an ſeinen Complicen vollſtreckt worden war. Vor der, durch das hinaufgezogene Meſſer wieder in Stand geſetzten Guillotine ſtand Orſini baarfüßig, im vorſchriftsmäßigen leinenen Hemde der Vatermörder, begleitet von zwei Mönchen, und erhob mit maleriſcher Gebehrde beide Hände gen Himmel, um ſeinen Beiſtand für die Sache des Vaterlandes anzurufen. Unten an den Stufen dieſes Schaffots erblickte man noch mit einem Fuße auf der Treppe deſſelben, den

Richter, mit dem eben verleſenen Urtheil in der Hand. Auffallender Weiſe trug er nicht, wie ſeine Collegen in ähnlichen peinlichen Fällen, ſchwarze Kleidung, ſondern einen leichten Sommerrock von heller Farbe. Im Vordergrunde ſah man außer dem geharniſchten Reiter auf einem Pferde orientaliſcher Race, à la Horace Vernet, verſchiedene Geſtalten des Volkes in italieniſcher Nationaltracht; Anhänger Mazzini's und ſympathiſirende Söhne der Abruzzen fehlten nicht darunter. Es war ein Bild, das eben nur in Italien entſtehen und öffentlich ausgehängt werden konnte. Aber trotz ſeines geſuchten Charakters war die Wirkung eine düſtere und herausfordernde. Der knappe Touriſt aus Potsdam hatte offenbar dergleichen Conterfeie von Schreckensſcenen noch niemals vor Augen gehabt, und ſeine conſervativ-conſtitutionelle Geſinnung wurde durch die öffentliche Verherrlichung eines notoriſchen Königsmörders, der umgeben von den Porträts des Königs, Cavour's und Garibaldi's offen am Schaufenſter hing, ſo ſchwer beleidigt, daß er meinen Arm ergriff, in ein gelindes Zittern ausbrach und den Schweiß von ſeiner bleichen Stirn wiſchte. Er brachte es zwar zu keinem hörbaren Ausdruck der inneren Zerſchmetterung, aber ich ſah dem Manne an, daß er von einem Rückfall ſeiner Italiaphobie bedroht wurde, und einer Herzſtärkung bedurfte. Da ſich zum Glück in der Nähe die bekannte Osteria della Borsa befand, führte ich den moraliſch geſchwächten Deutſchen in den freundlichen Hof derſelben, nahm mit ihm unter den Säulen Platz, ließ eine Menestra ein Coteletto à la Milanese nebſt Zubehör und eine Flaſche Marſala bringen, ſo daß

es mir gelang, mit diesem anregenden Lieblingswein des regierenden Königs von Italien die Kräfte des knappen Touristen so weit wieder herzustellen, um ihn zu bewegen, — was nach meiner Ansicht schon hätte vorher geschehen sollen — nach Tische das sogenannte achte Wunderwerk der Welt, den Dom, in Augenschein zu nehmen.

Die ästhetische Kritik hat gegen dieses ungeheure Bauwerk die verschiedenartigsten Einwendungen geltend gemacht und mit allerlei scharfsinnigen Gründen belegt, allein man mag im vollen Licht des goldenen Sonnenscheins oder im Mondenschimmer zuerst vor diesen phantastisch gen Himmel strebenden Marmorkoloß treten, immer wird man im ersten Augenblick vollkommen überwältigt werden und sich keine Definition von der Größe des Eindrucks geben können. Wie bei allen hervorragenden Werken der Architektur, gewährt auch der sorgfältigste Kupferstich, selbst von größeren Dimensionen, nur eine durchaus unvollkommene Vorstellung des Mailänder Doms. Das geschniegelte Wesen der überhäuften Verzierungen tritt gegenüber der Wucht des Materials, der Breite und Höhe der Massen auf den Zeichnungen zu sehr in den Vordergrund und verleiht dem eigenthümlichen Gebäude etwas Nippesartiges, das es doch offenbar in der Wirklichkeit nicht besitzt. Der Dom erregt nicht eigentlich religiöse und kirchliche Empfindungen; man wird vielmehr an einen jener Feenpaläste erinnert, wie sie uns die blühende Einbildungskraft talentvoller Märchenerzähler zu beschreiben pflegt. Der weiße oder hellgraue Unterbau mit den gothisch-geformten riesigen Fenstern, die unzäh-

ligen gen Himmel wuchernden Thürmchen mit ihren aufknospenden Bildsäulen, der starke Thurm am Ostende, aus dem abermals die seltsamsten Marmor-Ornamente aufsprießen, endlich auf dem Gipfel die goldene, im dunklen Himmelblau glitzernde Bildsäule der heiligen Jungfrau; Alles das vereint sich zu einem so heiteren und lebensfrischen Gesammtbilde, daß jede Regung einer ascetischen Weltanschauung, wie sie andere gothische Bauwerke der deutschen und italienischen Vergangenheit hervorrufen, sofort verstummt. Nur die Facade des Doms entspricht auch in der Wirklichkeit den Vorstellungen, welche die bekannten Kupferstiche erwecken; in ihr liegt etwas Gekünsteltes, das allerdings die Entstehung des Domes in einer Zeit beweist, in welcher die tiefen Geheimnisse des älteren gothischen Geschmacks der Baukunst bereits verloren gegangen waren. Man thut daher wohl, wenn man den Dom zum erstenmale in Augenschein nehmen will, sich ihm von der Seite des Gouvernements-Palastes aus zu nähern, und durch das Portal desselben hinauszutreten.

Die Wirkung, welche das Innere des Doms hervorbringt, weicht freilich durchaus von der seiner Außenseite ab. Wenn man aus dem blendenden Sonnenlichte eines Sommermittags in diesen weiten Raum tritt, welcher durch die ungeheuren, überwiegend mit dunklen Farben bemalten Glasfenster mehr verdunkelt, als erhellt wird, fühlt man sich von einem mächtigen Geiste der Resignation und Melancholie ergriffen, den die Erhabenheit der Dimensionen und die Pracht der Ausstattung nicht zu mildern vermögen. Der Dom von Mailand steht

zwar an Größe seinen Nebenbuhlern zu Rom und Sevilla nach, allein er ist bedeutend genug, um den Einzelnen in seinen schattigen Hallen, wie ein winziges Insect in der Abenddämmerung des Waldes verschwinden zu lassen. Mit zaghaftem Schritt schleicht man unwillkürlich bange an diesen riesigen Marmorsäulen entlang und sucht scheu seinen Weg durch die fünf Schiffe, welche als eben soviele hochragende Straßen zu dem Hochaltare und den dahinter befindlichen ungeheuren Fenstern führen. Die Dunkelheit ist, wie in San Marco zu Venedig, so beträchtlich, daß das Auge erst nach anderthalb bis zwei Minuten die Einzelheiten der Architektur und die in einiger Entfernung befindliche menschliche Staffage zu erkennen vermag. Allmählich erschließt sich dem Auge die ganze Eigenthümlichkeit der Beleuchtung, welche durch die tiefgetrübte Farbengebung der Glasmalerei entsteht. Sie gleicht an Schwermuth nicht ganz dem traurigen Localton der neuen gothischen Kirche in der Auer-Vorstadt zu München, da die inneren Ornamente des Mailänder Doms mit größerer Heiterkeit zu uns sprechen, allein sie erzeugt dennoch eine höchst contemplative Stimmung. Die hier in Permanenz erklärte Färbung des wechselnden Tageslichts gleicht dem Momente in der Natur, wenn die Sonne nach einem Regentage, im Momente des Untersinkens noch einmal durch purpurne, röthlich gefärbte Wetterwolken bricht, sich aber zugleich in dieses glühende Aufleuchten ein kalter, herbstlicher Ton des dunklen Firmaments mischt; erst nach längerem Verweilen wird dem Beobachter behaglicher zu Muthe, wozu auch wohl die angenehme Temperatur des weiten

Raumes das Ihrige beitragen mag. Wie alle dieſe Rieſenſäle der betenden Menſchheit, beſitzt nämlich auch der Dom zu Mailand ſein eigenthümliches Klima, deſſen gemäßigte Temperatur ſich beſonders in den heißen italieniſchen Mittagsſtunden auf die erquickendſte Weiſe geltend macht. Man möchte den Dom einen klimatiſchen Kurort der Seele nennen. Für eine beſchauliche Natur kann es keinen größeren Genuß geben, als ſich auf einem der kleinen Rohrſtühle niederzulaſſen, welche die Vermiether dem Fremden ſogleich anbieten, und die Beine mit derſelben Bequemlichkeit, wie auf einem der Pariſer Boulevards, über den Sitz eines zweiten Stuhles zu legen und ſich ſo in das ſeltſame Meiſterwerk hineinzudenken. Die Bevölkerung von Mailand, die an dem Anblick ketzeriſcher Fremder nicht mehr den geringſten Anſtoß nimmt, wandelt gleichgiltig vorbei, irgend ein Bettler flüſtert um Mitleid, und erhält ſein Almoſen, auf dem Altar einer Seitenkapelle wird Meſſe geleſen, trübe funkeln die beiden Lichter durch das Dunkel, von Zeit zu Zeit ertönt die Klingel der Ceremonie, Chorknaben gehen vorüber, man wittert den Duft von Weihrauch, ein Prieſter beſchwichtigt das Gezänk zweier Lohnbedienten, die ſich um einen Engländer zanken, und von fern dringt der triviale Lärm eines Sonnabend-Nachmittags auf dem Marktplatze von Mailand in das Innere des feierlichen Raumes.

Nachdem ich länger als eine halbe Stunde in der wonniglichen Kühle meinen ſtillen Betrachtungen nachgehangen, ſah ich mich nach meinem Reiſegefährten um; er war mir abhanden gekommen. Bei ſeiner Unkenntniß

der Sprache brauchte ich indeſſen ſeinen gänzlichen Verluſt nicht zu fürchten; ich verließ den Dom und erblickte ihn ſofort vor der Thür des benachbarten, an der Ecke des Domplatzes gelegenen Café del commercio, wo ſich der gute Potsdamer mit einer Taſſe Café nero und einer heimlich importirten Havanna-Cigarre andächtig beſchäftigte. Es war das Rathſamſte, ſeinem philoſophiſchen Beiſpiele zu folgen.

Auf dem Domplatze herrſcht das regſte Leben. Eine Anzahl Landleute, die ſich in den Caféhäuſern und vor der Thür des ziemlich unſcheinbaren Lokals, in welchem Bier von Chiavenna geſchenkt wurde, gütlich thaten, bewies, daß der Sonnabend auch in der Lombardei den bei uns im Norden gebräuchlichen bukoliſchen Charakter beſitzt. Von allen Seiten erſchallte das munterſte Geplauder, Händler wanderten mit ihren kurzen Waaren umher, die Vorpoſten eines Corps von übelberufenen Frauenzimmern — nebenbei geſagt, ein unglaublich häßlicher Schlag — machten ſich mit abgeriſſenen Blumenſträußchen über die armen Fremden her, von Zeit zu Zeit ließ ein Guitarrenſpieler ſein abgenutztes Inſtrument ertönen, oder eine Drehorgel, vor welche ein ſtämmiger Karrengaul geſpannt war, begann ihre rauhen, orcheſterähnlichen Klänge auszuſtoßen. Auf der andern Seite des Platzes, unter den Hallen, wo ſich nach Art des Palais royal und — der Berliner Stechbahn, eine Menge Kaufläden befinden, wurde mit großem Geräuſch hin und her gehandelt, Omnibus hielten, nahmen ihre neue Ladung ein, und fuhren davon, — kurz von allen Seiten kriſtalliſirte ſich ein angenehm lebhaftes Bild des civiliſirten italieniſchen

Lebens. Mein knapper Touriſt verhehlte nicht ſein Wohlgefallen an dem Treiben, umſomehr, als die bisher von ihm gehegten Befürchtungen für ſeine Wohlfahrt in Nichts zerfielen. Im Gegentheil ſchien es ihm zu behagen, wenn die Händler vermöge ſeiner engliſirten Toilette ſich zuerſt an ihn wandten, die Drehorgel möglichſt in ſeiner Nähe aufſpielte und die Kellner, in der Vorausſetzung, daß ein ſo vornehm ausſehender engliſcher Herr keine kleine Münze brauche, ihm nach Verabreichung eines Frankenſtücks ſtillſchweigend nichts herausbrachten. Da mein Mann ſich ſichtlich dadurch geſchmeichelt fühlte, legte ich mich denn auch weiter nicht in's Mittel und gönnte ihm dieſen erlaubten Genuß.

Als die Sonne ſich neigte und man in den Straßen und vor den Thoren ſich einigen Schatten verſprechen konnte, machten wir uns auf den Weg, um den ſogenanten öffentlichen Garten der Stadt in Augenſchein und an dem in den Abendſtunden jeden Tages ſtattfindenden Corſo Theil zu nehmen. Der Weg dorthin führt durch die früher „Corſo Francesco" genannte Hauptſtraße Mailands, in welcher ſich das Leben und Treiben der eleganten und wohlhabenden Bevölkerung concentrirt. Seit dem Einzuge der Piemonteſen haben die Mailänder natürlich den Namen des Kaiſers getilgt und die prächtige Straße „Corſo Vitterio Emanuele" umgetauft. Wie alle Straßen Mailands iſt auch dieſe mit breiten Granitbahnen verſehen. Man fährt in Folge deſſen durch ganz Mailand mit außerordentlicher Schnelligkeit und Bequemlichkeit, ohne daß das Ohr durch den ſonſt ſo unleidlichen Lärm eines permanenten Wagengeraſſels angegriffen wird. Den

Corso Vittorio Emanuele könnte man zu den prächtigsten Straßen der Welt rechnen, wenn nicht nach italienischer Sitte alle Geschäfte ihre Außenseite nach der Straße gekehrt hätten, und so einen, nicht immer sehr angenehmen Einblick in das häusliche und handwerkliche Leben ihrer Besitzer gestatteten. Natürlich fehlt es nicht an den gewähltesten Modehandlungen, an prächtigen Caféhäusern, Kunst- und Buchhandlungen, Frucht- und Delicatessen-Geschäften, an großartigen Kirchen und modernen Palästen des Adels von Mailand; allein unfern von solchen stattlichen Gebäuden blickt, wie in Warschau, das Proletariat in etwas unsauberer Gestalt hervor. So war mein knapper Tourist wahrhaft entrüstet über eine Schusterwerkstatt, die dicht neben einem der besuchtesten Café's in voller Thätigkeit war, und den Duft ihres Pech's und Juchtenleders in die Wohlgerüche des Apfelsineneises und der Citronen-Limonade mischte. Der Contrast zwischen dem Café und der besagten Werkstatt war indessen sehr humoristischer Art. Die breite Thür und die auf beiden Seiten befindlichen großen Fenster des Schuhmacherladens standen offen, und in dem weiten Raume dieses Erdgeschosses saß das ganze Hauswesen des Meisters beisammen, und war mit den verschiedenartigsten Manipulationen seines nützlichen Werkes beschäftigt. Hart an der Thüre präsidirte der Meister, nur ausgezeichnet durch ein „reines Hemde," hantierte mit einem bereits fertigen leichten Stiefel umher, und beobachtete die Mienen der Vorübergehenden, um vielleicht bei passender Gelegenheit seine Kundschaft zu erweitern. Er war von drei Gesellen umgeben, welche mit sichtlichem Eifer an der Vollendung

einiger Fußbekleidungen arbeiteten, die wahrſcheinlich am nächſten Sonntagmorgen in die Hände der ſehnſüchtig wartenden Gönner des Geſchäfts abgeliefert werden ſollten. Die Majorität der Anweſenden beſtand aus hoffnungsvollen Schuſterjungen, dieſe angehenden Talente des Pechs widmeten ſich indeſſen mit geringerem Eifer ihrem Berufe, und blickten mit ſchmerzlicher Sehnſucht nach der belebten Straße hinaus, auf den Moment wartend, der ihnen den Feierabend und die Freiheit bringen würde. Wenn in unſerem Klima dergleichen Geſchäfte in abgelegenen Räumen der Hinterhäuſer befindlich ſind, und den Eleven der verführeriſche Anblick der genießenden und umherſpazierenden Welt weislich entzogen wird, muß es für den italieniſchen Lehrling eine harte Aufgabe ſein, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend die Vergnüglinge und Müßiggänger vorüberwandern zu ſehen, und doch voller Selbſtverleugnung bei ſeiner ſchmutzigen Arbeit auszuhalten. In den jungen Geſichtern lag wirklich auch eine ſolche Mißgunſt und Verdroſſenheit, daß meinen Potsdamer wieder einige Bangigkeit beſchlich und ich es für nöthig hielt, ihn bei der noch immer ſehr beſchwerlichen Hitze des Spätnachmittags in eine Droſchke zu heben und in die öffentlichen Gärten auf der linken Seite des Endes unſeres Corſo Vittorio Emanuele hinauszufahren.

Unter den öffentlichen Gärten Mailands hat man ſich keineswegs reiche, landſchaftlich geordnete Parkanlagen, wie vor den Thoren unſerer großen deutſchen Städte, zu denken, ſie beſtehen aus einigen Alleen, welche ſich an der Nordſeite der Stadt nach dem von Napoleon errichteten

Triumphbogen hinziehen, einigen Gruppen ausgezeichnet ſchöner alter Bäume, dicht hinter der Kehrſeite des oberen Corſo, und einem weiten, freien, oder eigentlich kahlen Platze, in deſſen Mitte ſich ein neues von dem Magiſtrat von Mailand erbautes großartiges Café erhebt. Dieſes iſt das einzige öffentliche Etabliſſement der Gegend, in welchem die Theilnehmer am Corſo Erfriſchungen finden können. Es iſt in jeder Hinſicht reich und geſchmackvoll eingerichtet, und bei der Mäßigkeit der Italiener, unter welchen nur die wohlhabenden Klaſſen ſich eine kleine Ausgabe für Getränke und Eis erlauben, genügt es vollkommen allen Anſprüchen.

Etwa um halb acht Uhr Abends pflegt auf der nördlichen breiten, von ſchönen Alleen eingefaßten Chauſſee der Corſo zu beginnen. Wer eine ungewöhnliche Reunion von ausgeſuchten feinen Equipagen und Roſſen, eine vornehme Geſellſchaft in glänzender Toilette, überhaupt ein ſeltenes ſociales Feſt der Bevölkerung erwartet, wird ſich durch einen ſolchen italieniſchen Corſo bitter enttäuſcht finden. In unſerem kühlen Klima bildet der Corſo ein ſeltenes, von der Gunſt der Witterung abhängiges Vergnügen; Wagen, Pferde und Perſonen werden dazu mit beſonderer Vorliebe coſtümirt; man fährt hinaus, um zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen, und ſetzt ſich zum Ueberfluß durch hohes Entrée in ungewöhnliche Unkoſten, welche natürlich eine häufigere Wiederholung dieſes Vergnügens ausſchließen. Für die Bevölkerung einer italieniſchen Stadt iſt der Corſo dagegen eine geſellſchaftliche Nothwendigkeit. Bei der anhaltenden Hitze der Sommertage ſind häusliche Beſuche in den Vormittagsſtunden zu

beſchwerlich, und eine ſorgfältigere ſteife Toilette der Damen ganz unſtatthaft, aber man hat doch das Bedürfniß, einander zu ſehen, zu ſprechen, und ſo kommt man in den kühlen Abendſtunden vor den Thoren unter ſchattigen Bäumen zwanglos zuſammen, bleibt dort eine Stunde, fährt langſam oder raſch, je nach Belieben eines jeden, auf und ab, kann mit Beſtimmtheit darauf rechnen, die Perſonen, denen man etwas mitzutheilen hat, dort anzutreffen, ſchöpft eine Ration friſcher Luft und kehrt zufrieden nach Hauſe zurück. Es iſt gleichviel, ob man in eigener Equipage, einem gemietheten Wagen, einer Droſchke, zu Pferde oder zu Fuß, an dem Corſo Theil nimmt. Man würde denjenigen für wahnſinnig halten, welcher ſich herausnähme, die Chauſſee — wie es bei uns geſchieht — gegen die Fußgänger mit Stricken abzuſperren. Der Raum zwiſchen den beiden Alleen iſt ſo breit, daß drei bis vier Reihen von Equipagen bequem und nach Willkür raſch oder langſam auf- und abfahren können, ohne daß die Fußgänger, wenn ſie ſich gemächlich mitten auf den Weg begeben, an irgend einen Wagen treten und mit den darin ſitzenden Perſonen ſprechen, in Gefahr gerathen können. So iſt es denn auch etwas ganz Gewöhnliches, daß ſich um Equipagen, in welchem eine Familie mit ihren Kindern, ein einzelner, ſichtlich angeſehener Herr, oder auch eine einzelne anmuthige Dame ſitzt, Gruppen von Spaziergängern bilden und ſich ruhig, wie im Salon unterhalten. Wer keine Bekanntſchaften aufzuſuchen hat, und ſich nicht des Fuhrwerks bedienen will, luſtwandelt als Zuſchauer in der ſchattigen Promenade auf der Schattenſeite, von wo aus man, über

den Corso weg, den herrlichen Anblick des Alpen-Profils, nach der andern Seite hin die freie Aussicht auf den Dom genießt. Sobald die Dunkelheit anbricht, pflegt sich in der Richtung der Schweizer Alpen her ein kühler Wind zu erheben, welcher den aromatischen Hauch der Vorberge und üppigen lombardischen Wiesen über die Umgebungen der heißen Stadt ausbreitet, und zu den größten Annehmlichkeiten des Mailänder Corso gehört. Dann nimmt man auf den eisernen Stühlen des Altans vor dem bezeichneten Café Platz und wartet den Aufgang des Vollmonds ab, der in diesem glücklichen Klima sich wie eine goldene Scheibe aus den Nebeln der Stadt erhebt, und sobald er eine größere Höhe am Horizont erreicht hat, ein sonnenähnliches Licht über die einfache Gegend verbreitet. Die Mailänder scheinen jedoch keinen Geschmack für dergleichen Naturscenen zu haben. Der Mond war kaum aufgegangen und die Luft kühler geworden, als die Chaussee sich rasch leerte, Wagen und Reiter schaarenweise nach der Stadt zurückkehrten, die Fußgänger durch die Thore heimwärts strömten, und die Gäste im Café ihre Cigarren ausgehen ließen und quer über den freien Platz der sogenannten öffentlichen Gärten plaudernd in die Stadt wanderten. In einer halben Stunde war die Chaussee und Promenade fast ganz leer. Ein norddeutscher Naturfreund begreift nicht diese insektenartige Schwärmerei für Mauerspalten, Winkel in finsteren dumpfen Straßen und moderigen Schattenseiten, wie er sie in den meisten italienischen Städten neben einer sichtlichen Abneigung, längere Zeit im Freien zu verkehren, unter den Eingebornen findet. Selbst die elegantesten

Paläſte ſtehen in ihren Hauptgemächern leer, und der den Fremden einlaſſende und umherführende Portier deutet auf einige nach dem Hofe hinausgelegene Gemächer, in denen die hohe Familie wie ein Stamm lichtſcheuer Kellerwürmer den Tag über hauſt, während unter den Fenſtern ein freundliches Gärtchen mit blühenden Gewächſen jeden Deutſchen hinauslocken würde.

In unſerem Hotel führten wir ein gemüthliches Stillleben, wenigſtens ſo weit dies meinen Geſchmack betraf, denn mein aus Potsdam ſtammender Reiſegefährte fühlte ſich offenbar weniger glücklich und zufrieden. Wie geſagt, waren wir die einzigen Inſaſſen des Hauſes und wurden demgemäß auch weiter nicht durch die in dergleichen Hotels häufig übliche übergroße Zuvorkommenheit beläſtigt. Niemand bekümmert ſich um uns und wenn Abends die beiden Flügel des großen Gitterthores, welche den Hof verſchloſſen, für uns geöffnet worden waren und wir unſere Zimmer erreicht hatten, befanden wir uns wie in einem jener verwunſchenen Paläſte, in denen irgend eine unglückliche Prinzeſſin zu Jahrhunderte langem Schlaf verurtheilt zu ſein pflegt. Im Hofe ſtanden zwar noch einige Equipagen, allein ſonſt verrieth nichts, daß hier noch fortwährend Gaſtfreiheit für Geld und gute Worte geübt wurde. Seitwärts rechts ſtand ein Sopha und ein runder Tiſch, an dem die Frau und die Tochter unſeres Wirths ſich mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigten, und die neuen Zeitungen — darunter die Augsburger Allgemeine Zeitung — zu Jedermanns Belieben umherlagen. Dem Eingange gegenüber waren zwei Lehnſtühle aufgeſtellt, deren ſich der Portier und der erwähnte

alte Lohndiener des Hauſes bedienten, um ſich über die ſchönere Vergangenheit des Hotels und die draußen auf dem Corſo Vorübergehenden zu unterhalten. Oben auf den Gängen und Galerien herrſchte das tiefſte Stillſchweigen, das nur zuweilen durch das Klirren eines Plätteiſens unterbrochen wurde, wenn die Köchin oder das Hausmädchen die Toilette der Damen des Beſitzers beſorgte. Von Verzehrungsgegenſtänden und Bewirthung ſchien in unſerer verzauberten Häuslichkeit nicht die Rede zu ſein. Unten im Saale ſtand zwar noch die große hufeiſenförmige Tafel, an der einſt mehr als hundert Gäſte Platz gefunden haben mochten; allein die öde Halle war jetzt ausgeſtorben, und die ehemals ſo munteren Touriſten Deutſchlands ſchienen die von den Piemonteſen beſetzte Hauptſtadt der Lombardei für immer aufgegeben zu haben. Selbſt die Diener des Hauſes mußten ihren Lebensunterhalt von außerhalb herbeiſchaffen. Mein knapper Touriſt, der ſich gar zu gern in den kühlen Morgenſtunden mit ſeiner Cigarre bei einer Taſſe Kaffe auf unſerem Altan niedergelaſſen und den Duft des Gärtchens eingeathmet hätte, wurde von dem Portier belehrt, daß im Hauſe gar kein Kaffee mehr gekocht werde, er ſich denſelben aber aus dem benachbarten Caféhauſe holen laſſen könne. Mein Reiſegefährte fügte ſich als eine norddeutſche beſchauliche Natur nur ſchwer in dieſen ungaſtlichen Umſtand, und das tiefe moraliſche Leiden des guten Mannes, wenn er am frühen Morgen ſeine engliſche Toilette vollendet hatte und nun trocken in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen und auf die gewöhnliche Morgenbequemlichkeit verzichten mußte, flößte mir das tiefſte

Mitleiden ein. Einigermaßen wurde die Härte ſeines Schickſals durch die Zuvorkommenheit unſeres Wirthes, des Hotelbeſitzers Reichmann, gemildert. Dieſer Philoſoph ertrug die jetzige Verlaſſenheit ſeines ehemals ſo berühmten Caravanſerai mit chriſtlicher Ergebung und ſchien ſie nur als ein vorübergehendes Unglück anzuſehen, das nach kurzer Zeit einem deſto lebhafteren Andrange von Fremden weichen müßte. Da ich ſeine Liebenswürdigkeit nicht weiter in Anſpruch nahm, that er alles Mögliche, dem knappen Touriſten das Leben angenehm zu machen. Er las mit ihm die deutſchen Zeitungen, führte ihn im Garten ſpazieren und zeigte ihm, ſo oft ſein Herz verlangte, eine ziemlich beträchtliche Sammlung von Curioſitäten, die er im Laufe der Jahre in zwei kleinen, alterthümlich eingerichteten Hinterzimmerchen zuſammengebracht hatte. Nur mit einem Gefühl patriotiſcher Trauer kann ich mittheilen, daß das intereſſanteſte Stück dieſer Sammlung für meinen Reiſegefährten ein Stück gegerbtes Zuavenfell war, welches von dem bei Solferino zerſchoſſenen und amputirten Arme eines dieſer tapferen Krieger abgezogen worden, und der darauf befindlichen obſcönen Tättowirung wegen in den Beſitz unſeres Sammlers übergegangen war. Der knappe Touriſt konnte ſich darüber nicht zufrieden geben, wie dick und dauerhaft das menſchliche Leder ſei, und wie es ſich ſeiner vielverſprechenden Conſiſtenz wegen zugleich beſſer zur Anfertigung von Stiefeln und Reiſeſchuhen eignen würde, als das weiche und undauerhafte Kalbleder. Man ſah, es ging in der Seele des Mannes etwas vor, und er beſchäftigte ſich mit ſpeculativen Plänen, die vielleicht ſpäter

im Vaterlande zur Ausführung kommen und der Haut unſerer Landsleute eine induſtrielle Verwendung ſchaffen ſollten.

Für mich war es nicht leicht, den guten Geſellen zu beſchäftigen, denn die meiſten Sehenswürdigkeiten Mailands erregten nicht ſeine Aufmerkſamkeit und ließen ihn kalt. Alles was in ihm von Bewunderung vorhanden war, galt nur ſeiner eigenen Perſon. Hatte er ſeine engliſirte Toilette beſpiegelt, ſeine Pappolle und die darin befindlichen Cigarren nebſt dem Rhabarber-Vorrath beſichtigt, den Plaid herumgerollt und alles wieder gewiſſenhaft zuſammengeſchnürt, ſo waren die wichtigſten Geſchäfte des Tages vollendet, und das traurige Reich der Langenweile dehnte ſich endlos vor dem armen Manne aus. Jedoch vermochte ich ihn am Morgen des nächſtfolgenden Sonntags, mich zu begleiten, um das in dem Dominicaner-Kloſter Santa Maria delle Grazie befindliche Abendmahl von Leonardo da Vinci in Augenſchein zu nehmen. Er hatte mir zwar bereits am Abende vorher erklärt, daß ihm auf Reiſen nichts verhaßter ſei, als die gewöhnliche Galerien- und Kirchen-Parade der Touriſten, da ihm indeſſen mehrere Kupferſtiche dieſes weltberühmten Bildes in der Heimath zu Geſicht gekommen waren, willigte er wenigſtens des Anſtandes wegen ein, weil er ſich einmal in Mailand befand, das Original kennen zu lernen. Das Kloſter, in deſſen Refectorium ſich Leonardo da Vinci's Meiſterwerk befindet, liegt neben der gleichnamigen Kirche, in der eben das Hochamt ſtattfand. Das ganze Gotteshaus war mit Soldaten in Feldausrüſtung gefüllt; die Muſik der Meſſe beſtand da-

gegen aus ſanften und melancholiſchen Compoſitionen Bellini's; eben blies eine Clarinette die Arie „Casta diva" aus Norma, aber Niemand ſchien etwas darin zu finden, dieſes weltliche, ja ſogar heidniſche Muſikſtück an der geheiligten Stelle zu finden. Militär und Civil lauſchte inbrünſtig den ſüßen Klängen und wenn vom Hochaltar her die Klingel erſcholl, gaben die Infanterie-Offiziere mit dem Degen ein Zeichen und die Soldaten präſentirten das Gewehr, während ſich ihre Blicke mit vieler Neugierde auf uns Beide, die einzigen in dem Gotteshauſe anweſenden Ketzer, richteten. Meinem Touriſten war jedoch der Umſtand, Mittelpunkt der allgemeinen Beobachtungen zu ſein, ſo unheimlich, daß er mich dringend bat, die Kirche zu verlaſſen und den Saal aufzuſuchen, wo das Gemälde „auf die Wand gemalt ſei." Wir traten durch die Pforte des Kloſters, das jetzt ausſchließlich von Soldaten bewohnt wird, in einen Kreuzgang, in deſſen Mitte ſich ein freier Raum befindet, der augenſcheinlich als Exercierplatz oder als Reitbahn benutzt wird. Zur Linken liegt das ehemalige Refectorium, das man jedoch aus einem Reſte von Pietät den militäriſchen Zwecken entzogen und als Kunſthalle erhalten hat. Es wird ſogar an der verſchloſſenen Thür von dem in dem Saale befindlichen Cuſtode ein kleines Eintrittsgeld von einem halben Franken erhoben. Das Refectorium ſteht ganz leer, iſt von allen Unſauberkeiten, über welche ſich ja Goethe einſt ſo bitter beklagte, ſorgfältig gereinigt und ſchützt in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande die Ueberreſte des unſterblichen Bildes hinlänglich vor einem gänzlichen Untergange. Ueber das Werk ſelbſt

iſt von älteren und neueren Touriſten ſo viel geſchrieben worden, daß wir uns wohl jede äſthetiſche Betrachtung darüber erſparen können. Nur ſo viel ſei uns geſtattet zu bemerken, daß ſelbſt in ſeinem gegenwärtigen überaus traurigen Zuſtande der Geiſt der Compoſition ſich des Betrachtenden ſofort bemächtigt, und einen tiefen und erhabenen Eindruck auf ihn hervorbringt. Man wird von einem gewiſſen ſchauerlichen Gefühl beſchlichen, wenn man die draußen herrſchende ſoldatiſche Frivolität und die Entweihung des kirchlichen Ortes, mit dieſem ſtillen Raume vergleicht, in welchem ſich eine der größten Compoſitionen des menſchlichen Geiſtes verbirgt. Das Bild ſcheint in einiger Entfernung betrachtet, wie von einem Nebel überzogen zu ſein, und der den Farben zum Grunde liegende Kalküberzug iſt an ſo vielen Stellen abgeſprungen, daß man an den meiſten Geſichtern nur noch nothdürftig die Contouren zu erkennen vermag. Nichtsdeſtoweniger wird man erſt hier, wo die Compoſition ſich in der eigenthümlichen Größe der Geſtalten zeigt, von ihrer hohen Genialität ergriffen. Es iſt etwas Wunderſames um dieſe vier, einander ſo ähnlichen und doch durch den Gemüthsausdruck der Perſonen ſo verſchiedenen Gruppen, deren jede aus drei Jüngern beſteht, wie ſie ſich um die Geſtalt Chriſti, als um ihren geiſtigen Brennpunkte, concentriren. Seit Jahren geht bekanntlich die Sage, Leonardo da Vinci habe aus künſtleriſchem Skepticismus den Kopf unſeres Herrn unvollendet gelaſſen; allein ſelbſt noch aus der gegenwärtigen Zerſtörung leuchtet nach Jahrhunderten ein ſolcher Glanz himmliſcher Schönheit von der Stirn Chriſti und ſeinem rechten nicht

ganz zerſtörten Auge, daß nur die unvergleichliche Hand des großen Meiſters ſelber die Umriſſe dieſer göttlichen Geſtalt gezogen haben kann. Das Geſicht erinnert uns an einen kleinen Chriſtuskopf von Leonardo da Vinci, den ein Kunſtkenner aus Italien mitgebracht und vor Jahren in Berlin ausgeſtellt hatte, von wo er ſpäter nach Petersburg, wenn wir nicht irren, in die dortige kaiſerliche Galerie gelangte. Auch an jenem Kopfe zeigte ſich dieſelbe über das Irdiſche hinausragende göttliche Wölbung des jugendlichen Schädels. An keiner antiken Kunſt läßt ſich ein ähnlicher romantiſcher Schwung bemerken; eine ſolche Conception mußte der chriſtlichen Kunſt vorbehalten bleiben. In der Färbung des Ganzen ruht gleichfalls noch immer eine die Seele rührende und ergreifende Harmonie. Eigentlich herrſchen nur zwei, ſchon allgemach verdämmernde Farben in dem Gemälde vor, der bläulich lichte Ton der drei Oeffnungen der Thür und Fenſter im Hintergrunde, und ein bräunlich hie und da ins Violette ſchillernde Färbung des Saales und der Figuren. Aber ſie ſtimmen ſo eigenthümlich mit dem Geiſte des Ganzen zuſammen, daß ſie entweder aus der Zeit herſtammen, wo das Bild aus der Hand des Meiſters hervorging, oder doch möglicherweiſe von den ſpäteren Reſtauratoren, denen man die Erhaltung des Bildes aufgetragen hatte, den Abſichten des Meiſters entſprechend erneuert wurden. Den furchtbarſten Stoß hat das Meiſterwerk durch die rohe Thür erhalten, welche unmittelbar unter der Geſtalt Chriſti ſich in das Bild hineindrängt, das Tiſchtuch abſchneidet und die Hauptfigur, ſowie die rechts und links, von ihr ſitzenden vier Jünger ihrer

Beine beraubt. Wie barbariſch muß die Geſinnung jenes Kloſtervorſtandes geweſen ſein, der ſolche Verſtümmelung eines Meiſterwerkes, das zu den größten Schöpfungen des Erdballes gehört, zulaſſen konnte! Es wäre wohl der Mühe werth, wenn ſich ein ausgezeichneter Künſtler nach Mailand bemühte, ſich durch Studium in dieſe unſterbliche Schöpfung verſenkte und die Original-Conturen derſelben zu erhalten ſuchte. Denn wir müßten uns eines ſchweren Irrthums ſchuldig machen, wenn uns nicht vorgekommen wäre, daß ſehr viele Einzelheiten im Original von ungleich größerer Bedeutung wären als die Ergänzungen, welche ſpäterhin talentvolle und wohlmeinende Kupferſtecher aus eigener Phantaſie hineingedichtet haben. Die Kunſt der Photographie könnte dabei weſentliche Hilfe leiſten. An der Thür des Saales bietet der Cuſtode auf einem kleinen Tiſche eine Menge Lichtbilder der einzelnen Köpfe und des Bildes ſelbſt in verſchiedenen Größen aus, und jeder Reiſende iſt im Stande, ſich für einen geringen Preis eine lebenslängliche Erinnerung an Leonardo da Vinci's großartiges Gemälde zu verſchaffen. Dem Abendmahle gegenüber, auf der anderen ſchmalen Seite des Saales, befindet ſich ein zweites Frescobild, eine Kreuzigung Chriſti von dem Mailändiſchen Maler Montorfano, dem Profeſſor Adolf Stahr in ſeinem Werke „Herbſtmonate in Ober-Italien" Lobſprüche ertheilt. Dieſelben ſind aber nur ſo lange gerechtfertigt, als man Leonardo's Abendmahl nicht in Betracht zieht. Vergleicht man die bunt zuſammengeſetzte und etwas überladene Compoſition des Gemäldes von Montorfano mit der unübertrefflichen Einfachheit des Abend-

mahls, so muß dem Kunstfreunde auch in diesem Punkte die mangelhafte Einsicht der Zeitgenossen Leonardo da Vinci's unbegreiflich erscheinen, welche dem Bilde ihres Meisters gegenüber eine solche, zum Mindesten die harmonische Wirkung und Ruhe der Auffassung desselben beeinträchtigende Arbeit aufstellen konnten.

Mein Reisegefährte hatte bis dahin leidlich ausgehalten und sich meine aufmerksame Besichtigung der Kunstwerke Mailands stillschweigend gefallen lassen. Als ich ihn nun aber aufforderte, mich nach der Brera zu begleiten und vorher die sechszehn römischen Marmorsäulen vor der Kirche San Lorenzo in dem Corso von Porta Ticinese in Augenschein zu nehmen, brach er in offene Widersetzlichkeit aus. Er besuche nicht fremde Städte — entgegnete er mir auffallend trotzig — um alte Kirchen, Ruinen, verräucherte Gemälde und Kreuzgänge, sondern die Sitten, Trachten und Küchengebräuche der Völker zu studiren; ich möchte meinen Geschäften nachgehen, er werde sich nach dem Hotel Reichmann begeben und bei der brennenden Sonnenhitze als weiser Mann der Siesta obliegen. Da der gute Mann wirklich Recht hatte und das Thermometer schon einen für sensible Naturen bedenklich hohen Grad erreicht haben mußte, beschloß ich, seinem Beispiele zu folgen und in unserem kühlen Saale nach italienischer Manier ein Vormittagsschläfchen zu versuchen. Das bei geschlossenen Fenstern und herabgelassenen Vorhängen angestellte Experiment gelang uns Beiden in den an Flächeninhalt mit einer mäßigen Reitbahn wetteifernden Betten so vortrefflich, daß wir erst Nachmittags um vier Uhr wieder aufwach-

ten und nicht wenig verwundert waren, die Sonne ſchon ſinken zu ſehen. Der knappe Touriſt fühlte ſich jetzt ungemein aufgelegt, ſich in das Volksleben von Mailand zu ſtürzen und ſofort ſeine wiſſenſchaftlichen Beobachtungen anzuſtellen. Um ihm einige Abwechſelung zu gewähren und eine andere Sorte Mailändiſcher Menſchheit vorzuführen, ſchlug ich vor, bei Canetta zu ſpeiſen, — und bald ſaßen wir am Tiſche dieſes vielbeſuchten Reſtaurants der lombardiſchen Hauptſtadt. Da mein Reiſegefährte noch immer nicht ſeine Beſorgniſſe, für einen Deutſchen gehalten zu werden, aufgeben konnte, pflegte er abſichtlich ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten und mir das Geſchäft zu überlaſſen, mich mit den Eingeborenen in allen Verpflegungs- und Transport-Angelegenheiten mündlich zu verſtändigen. Sogar auf meine an ihn deutſch gerichteten Fragen antwortete er unumwunden nur dann, wenn er in der Nähe keine Horcher wahrnahm. Heute ſollte dem Armen ein ganz unerwartetes Glück begegnen. Zu unſerer Rechten am Fenſter ſaß, nach den goldenen Fingerringen zu urtheilen, ein Ehepaar mittlerer Jahre, das bereits ſeine Mahlzeit beendet hatte und nur noch mit dem Deſſert, namentlich mit den frühen Weintrauben deſſelben beſchäftigt war. Gleich im erſten Augenblick war der Herr meinem Reiſegefährten ſichtlich aufgefallen. Wenn nicht ſein Vorderſchädel von Jahren und Gedanken auf die außerordentlichſte Weiſe polirt geweſen wäre und ſich nur noch ein geringer Haarbeſtand nachweiſen ließ, hätte man ſagen können, der Herr ſei blond; jetzt bot nur noch ſein ungeheurer Schnurrbart, vorausgeſetzt, daß demſelben kein künſtliches Colorit verliehen

war, die erforderlichen Garantien für dieſe Coloritbeſtimmung. Der Herr mußte ſich einer ariſtokratiſchen Muße erfreuen, denn erwähnter Schnurrbart war mittelſt einer ſo zierlichen und kunſtgerechten Methode geſtriegelt und geſalbt, wie ſie nur von unſeren jungen Herren von der Garde entwickelt zu werden pflegt. Die ſonſtigen Merkmale des Herrn boten nichts Außerordentliches. In ſeinem Geſichte zeigten ſich hie und da feine Furchen, und ſein mattblaues Auge war halb geſchloſſen; in ſeiner Toilette ſprachen ſich Wohlhabenheit und guter Geſchmack aus. So wenig der Herr uns Beide beachtete, ſo ſcharf nahm uns dagegen ſeine Begleiterin auf's Korn, ſie gehörte augenſcheinlich zu jenen aufmerkſamen Damen, denen auch nicht die geringſte Kleinigkeit entgeht, und die ſtets auf der Lauer liegen, ihre geſchichtlichen Erfahrungen aus dem bürgerlichen Leben zu bereichern und zugleich neue, ſchätzenswerthe Bekanntſchaften anzuknüpfen. Anfangs herrſchte tiefes Schweigen, aber nach Verlauf einer Minute wandte ſich die Dame an den Herrn und ſagte: „Männchen, Deine Bleifeder; ich muß die meinige im Hotel vergeſſen haben!“ Stillſchweigend zog der Herr ſein Portefeuille heraus und reichte der Dame den verlangten Stift, worauf ſie ſofort ihr Notizbuch hervorholte, die Schüſſeln der Mahlzeit aufzuzeichnen begann und nach der neben ihr liegenden Speiſekarte ſorgfältig berechnete. Mein knapper Touriſt war vor Entzücken außer ſich; er hatte deutſche Landsleute getroffen. Mit zierlicher Gebehrde erhob er ſich von ſeinem Sitze, näherte ſich den unbekannten Herrſchaften und gab unverholen ſeine Freude kund, die theuere Mutterſprache wieder ge-

hört zu haben. Dem Ehepaare ſchien die Begegnung eben ſo angenehm zu ſein, und wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, hatte man ſehr bald die Kunde der Namen, des Wohnortes und Standes ausgetauſcht und einander die ferneren Reiſepläne mitgetheilt. Wie ich ſogleich aus dem Format und der Dreſſur des Schnurrbarts geſchloſſen hatte, gehörte der Herr dem militairiſchen Stande an, war jedoch bereits aus dem activen Dienſte geſchieden und Rittergutsbeſitzer geworden. Herr und Frau von Gorwitz reiſten theils zu ihrem Vergnügen, theils aus Geſundheits-Rückſichten. Alles das gelangte in Zeit von fünfzehn Minuten zu meiner Kenntniß, ohne daß ich auch nur eine Frage an das Ehepaar gerichtet hätte; mein knapper Touriſt war gar zu liebenswürdig, zu redſelig und frageluſtig; ſelbſt das Grab hätte ſeiner Maulfertigkeit Rede und Antwort ſtehen müſſen. Komiſcherweiſe erfuhr ich ſelber auch jetzt erſt ſeinen Namen, nachdem ich ihn auf gut arabiſch bis jetzt noch gar nicht gefragt hatte; er nannte ſich einfach Spinnecke, — wie man ſieht, ein echt märkiſcher Race-Name. Die Veränderung, welche in meinem Manne vorgegangen war und ſich auch dem Anfangs ſo ernſten Ehepaare mittheilte, hatte etwas höchſt Erfreuliches. Wenn ich mich ausnehme, der bei ſolchen Begegnungen ſtets eine gewiſſe Vorſicht beobachtet und ſich vor allzuvertraulicher Annäherung hütet, waren die drei übrigen Mitglieder unſeres Quartetts von den heiterſten Hoffnungen auf ein ferneres glückliches Zuſammenreiſen und -leben erfüllt. Frau von Gorwitz ließ ſich jedoch nicht verleiten, darüber ihre touriſtiſch-wirthſchaftlichen Angelegenheiten zu vernachläſſigen.

„Lieber Mann," ſagte ſie, „ich glaube, ich habe di
beiden Portionen Eis, die wir heute Morgen am Dom
platz verzehrt haben, noch nicht aufgeſchrieben?" —

„Aber, liebes Kind," antwortete der militäriſche Ge
mahl, „das hat Zeit bis heute Abend, wenn wir allei
ſind." —

„Nein, liebes Kind, Du weißt, daß jede Kleinigkei
ſofort aufgeſchrieben wird, und daß ich am Abende jede
Tages Kaſſe mache, damit auch nicht ein Pfennig ver
geſſen wird. Sie müſſen wiſſen," — dabei wandte ſich
die Dame an meinen Freund Spinnecke — „daß es mein
größtes Vergnügen iſt, wenn wir uns wieder zu Hauſe
befinden, an den langen Winterabenden die Reiſe einmal
auf dem Papier durchzumachen und alle Koſten noch
einmal bis auf Heller und Pfennig zu berechnen. Für
mich giebt es kein größeres Vergnügen, als mich daran
zu erinnern, wo wir dieſes und jenes verzehrt haben,
wo die Hotels nicht allzutheuer und die Trinkgelder nicht
zu hoch waren. Darin liegt nach meiner Meinung der
eigentliche Genuß des Reiſens."

Während Frau von Gorwitz dieſe ihre geiſtreiche
Philoſophie entwickelte, flog ein ernſter Schatten über die
Stirn ihres Gemahls; er ſchien von trüben Erfahrungen
aus dem früheren Leben des edlen Kriegers zu erzählen,
aus einer Zeit, in der auch er zu einer ſolchen hochnoth-
peinlichen Buchführung durch Finanzgründe gezwungen
geweſen war. In ſeiner jetzigen Lage ſchien ihn dieſe
weibliche Gewiſſenhaftigkeit nicht wenig zu beläſtigen. Ich
vermuthete, — und aus den ſpäteren Geſprächen der drei
Individuen ging bald darauf die Richtigkeit meiner Hy-

potheſe hervor, — daß Herr von Gorwitz ſeinen untadelhaften alten Namen, Frau von Gorwitz hingegen ein anſehnliches bürgerliches Vermögen in den heiligen Eheſtand mitgebracht habe. Nur ſo ließ ſich dieſe etwas plebejiſche Buchführung an einem öffentlichen, von guter Geſellſchaft beſuchten Orte erklären. Inzwiſchen war es ſechs Uhr geworden, die Corſoſtunde hatte geſchlagen, und da an Sonntagen um dieſe Zeit in den öffentlichen Gärten immer ein Muſikcorps der in Mailand garniſonirenden piemonteſiſchen Regimenter im Freien ſpielt, konnten wir nichts Beſſeres thun, als uns den Mailändern anzuſchließen, die ohne Unterſchied des Standes in Wagen, zu Pferde und zu Fuß den Corſo Vittorio Emanuele hinunter zum Thore hinausſtrömten. Dem knappen Touriſten wurde von Frau von Gorwitz ſofort ihr Shawl aufgepackt, der Gemahl erhielt den Fächer, und nur durch meinen ſchleunigen Rückzug in die Reſerve entging ich der Gefahr, den Sonnenſchirm zu erhalten, da die Equipage des Ehepaars bedeckt war, und uns freundlich Sitze in derſelben angeboten waren. Auf den prächtigen Steingeleiſen des Corſo gelangten wir in kurzer Zeit in die öffentlichen Gärten und miſchten uns unter die Schaaren der Muſikliebhaber, welche um die ſanfte künſtliche Erhöhung, auf der ſich das Muſikcorps aufgeſtellt, Platz genommen hatten. Ein Pariſer Unternehmer war auf die Idee gekommen, den guten Mailändern Gelegenheit zu verſchaffen, dieſen regelmäßigen ſonntägigen Kunſtgenuß ſitzend zu genießen. Um die Erhöhung waren etwa fünf bis ſechs große Kreiſe von leichten eiſernen Seſſeln, wie man ſie in den elyſäiſchen Feldern von

Paris findet, aufgestellt, in denen man gegen Entgelt von 10 oder 20 Centimen, sobald der Stuhl eine Seitenlehne hatte, Platz nehmen konnte.

Trotz der umherwogenden Menschenmenge waren bei der bekannten Sparsamkeit der Italiener doch noch mehr als hundert Stühle unbesetzt, und wir konnten nach Bequemlichkeit auf der Schattenseite unsere Plätze wählen. Meine vielleicht tadelnswerthe Neigung zur Bequemlichkeit veranlaßte mich, ohne Weiteres einen Lehnsessel mit Beschlag zu belegen, und Herr von Gorwitz stand nicht an, als Liebhaber des Comforts, meinem Beispiele zu folgen. Bald darauf erschien der Einnehmer des Stuhl-Etablissements, reichte Jedem von uns eine Quittung von der Größe einer, der Länge nach durchschnittenen Droschkenmarke und cassirte die Honorare ein. Da der knappe Tourist sich zufällig auf einen, neben Herrn von Gorwitz stehenden Sessel *ohne* Lehne für zehn Centimen gesetzt hatte, kam der krasse Unterschied in den Preisen auf der Stelle zu Tage und setzte Frau von Gorwitz, die schon ihr Notizbuch gezogen hatte, in nicht geringen Unwillen über die an sie gerichtete Forderung, welche nach ihrer Meinung durch nichts gerechtfertigt war. Wirklich mußte sich ihr Gemahl erheben und sich sofort auch auf einen der billigeren Stühle setzen, da — wie sie, zu mir gewandt, mit der liebenswürdigsten Miene versicherte — sie ihre Reise bis Florenz auszudehnen gedächten, man mithin alle Ursache habe, unterwegs sparsam zu sein und namentlich dergleichen unnütze Ausgaben für Luxusgegenstände zu vermeiden. Da mir das Verständiß der wackeren Frau vollkommen aufgegangen war, machte ich eine

höfliche Verneigung und ſuchte mich bei ihr durch den Vorwand einer großen Ermüdung vor dem ſchmählichen Verdacht zu ſchützen, der Klaſſe der muthwilligen Verſchwender anzugehören. Die Ausgabe ward notirt und nicht weiter erwähnt; Herr v. Gorwitz ſchien ſich in das Finanzſyſtem ſeiner Gemahlin längſt hineingelebt zu haben und keinen Anſtoß mehr daran zu nehmen. Zur größten Genugthuung meiner ökonomiſchen Landsmännin mußte außerdem gereichen, daß die Mailänder ſelber nach denſelben Principien verfuhren und regelmäßig von den Lehnſtühlen aufſtanden und ſich auf den gewöhnlichen Seſſeln niederließen, wenn ihnen dafür zehn Centimen mehr abgefordert wurden.

Am heutigen Abend war es den Reiſenden vergönnt, die Bevölkerung Mailands ziemlich vollſtändig vorbeiparadiren zu ſehen, die genügſamen Leute ſpazierten paarweiſe, ihre Kinder an der Hand oder auf den Armen, in langen Reihen durch die Quergänge, welche zwiſchen den Stühlen offen gelaſſen waren, und ergötzten ſich an den mittelmäßigen Muſikſtücken, die von den Bläſern entſprechend kläglich vorgetragen wurden. Hier ſchien Niemand künſtleriſch verwöhnt, weder die Muſiker, noch ihre Zuhörer. Im höchſten Grade auffallend war mir aber das traurige, ja faſt verkommene Ausſehen der gewöhnlichen Leute; ich erinnere mich nicht, an irgend einem anderen Orte Deutſchlands, Frankreichs und Italiens ſo viele verkümmerte oder verwachſene Figuren geſehen zu haben. Nicht ſelten beſtand eine ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder, aus den abſchreckendſten Carricaturen. Nach und nach zählte ich einige zwanzig der ver-

ſchiedenartigſten Zwerge; Skropheln ſchienen ein Gemeingut der ärmeren Leute zu ſein. Wie man ſagt, beſteht die Urſache dieſer ſchrecklichen Uebelſtände in der landesüblichen Verwahrloſung der kleinen Kinder, die man in naſſer, ſchmutziger Wäſche tagelang unbeachtet liegen läßt, überhaupt in der Verwahrloſung der erſten Jugenderziehung. Neuerdings ſoll darin eine weſentliche Beſſerung eingetreten ſein. Daß es den armen, unwiſſenden Menſchen nicht an guten Muſtern fehlt, zeigten andererſeits die ſchönen, wohlgepflegten Kleinen, welche unter dieſen mißgeſtalteten Weſen umherſprangen.

Durch einen ſanften Rippenſtoß des Herrn Spinnecke wurde ich in meinen Betrachtungen geſtört. Der gute Mann fühlte ſich jetzt, unter einer Bedeckung von drei Perſonen, ſehr ſicher und hatte ohne alle Furcht von einem mit italieniſcher Lebhaftigkeit hin- und herſpringenden Buchhändler kecklich ein rothes Blättchen Papier gekauft. Wahrſcheinlich hatte er in dem Inhalte deſſelben irgend eine Vergnügungsanzeige für die ſpäteren Abendſtunden vermuthet und bat mich jetzt, das Amt des Ueberſetzers zu übernehmen. Gleich die Ueberſchrift: „Orribile fatto“ ſagte mir, daß es ſich um nichts weniger, als um ein Vergnügen handle. Wie man bei uns „ſechs ſchöne neue Lieder für dieſes Jahr,“ aus dem Verlage von Trowitzſch, zur Unterhaltung des Volkes auch an Sonntagen verkauft, wurde hier den Kleinbürgern und Proletariern Mailands in ſchlichter Proſa mitgetheilt, daß am Freitage ſieben Meuchelmörder das Haus einer Wittwe überfallen hätten, welche ſich mit ihrem ſechszehnjährigen Sohne allein in ihrem Landhauſe in der

Nähe von Mailand befand. Die Mutter habe den Sohn ermuntert, zu den Waffen zu greifen, und der junge Menſch ſei ſo glücklich geweſen, durch die Spalten über und neben der Thür mit Flintenſchüſſen drei der Banditen zu erlegen, worauf die Uebrigen, theils durch den Fall der Gefährten entmuthigt, theils durch die herbeieilende Wache bedroht, das Weite geſucht hätten. Dem tapferen Vertheidiger des Hauſes waren die größten Lobſprüche von Seiten der Behörde ertheilt und daneben die Namen der drei Gefallenen veröffentlicht worden.

Der knappe Touriſt erblaßte, als ich ihm dieſe grauſame Thatſache der Wahrheit gemäß mittheilte. „In der Nähe von Mailand!“ murmelte er kaum verſtändlich, „weshalb kann eine ſolche Schandthat nicht auch unmittelbar in Mailand, ja in unſerem Hotel geſchehen? — fort von hier — fort nach Genua — wo die Bevölkerung noch nicht durch jahrelange Tyranneі entmenſcht iſt!“ Er wurde ganz ſchwach und griff krampfhaft um ſich nach aromatiſchen Wohlgerüchen und ſtärkenden Waſſern. Das knappe Syſtem ward ſein Fluch; das einzige in ſeinem Vorrath befindliche Heilmittel, der Rhabarber, war in dieſem traurigen Falle plötzlicher Niedergeſchlagenheit von der Wiſſenſchaft nicht indicirt. Ohne die ſtarke Priſe, mit der ich dem unglücklichen Touriſten zu Hülfe kommen konnte, wäre er zur Schmach des deutſchen Vaterlandes in Ohnmacht gefallen.

E. Kossak,

Reisehumoresken.

II.

Neue gediegene Belletristik

aus dem Verlage von **Otto Janke** in Berlin.

Willibald Alexis, Der Roland von Berlin. 3 Bde. . 1½ Thlr.
— Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. 5 Bde. . . . 2½ Thlr.
— Die Hosen des Herrn von Bredow. 2 Bde. . . 1 Thlr.
— Der Wärwolf. 2 Bde. . . . . 1 Thlr.
— Der falsche Waldemar. 3 Bde. . . . . 1½ Thlr.
George Hesekiel, Ein nachgeborner Prinz. 3 Bde. . 2 Thlr.
— Der Patricier und sein Haus. 3 Bde. . . . . 1½ Thlr.
— Die Zunftgenossen. 2 Bde. . . . . 1 Thlr.
— Die Stadtjunker. 2 Bde. . . . . 1 Thlr.
— Graf d'Anéthan d'Entragués. 4 Bde. . . . . 2 Thlr.
Hermann Kurz, Der Sonnenwirth. 3 Bde. . . . 1½ Thlr.
Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. . . . . 1¼ Thlr.
Louise Mühlbach, Friedrich der Große und sein Hof. 3 Abtheilungen. . . . . 3 Thlr.
— Kaiser Joseph und sein Hof. 3 Abtheilungen. . 4½ Thlr.
— Napoleon in Deutschland. 4 Abtheilungen. . . 6⅔ Thlr.
— Historisches Bilderbuch. 3 Bde. . . . . 1½ Thlr.
— Hofgeschichten. 3 Bde. . . . . 1½ Thlr.
M. A. Niendorf, Die Hegler Mühle. Eleg. geb. in Goldschnitt. . . . . 1 Thlr.
— Fürst Leopold von Anhalt Dessau. . . . . ⅔ Thlr.
Joseph Victor Scheffel, Ekkehard. 2. Aufl. 3 Bde. . 1½ Thlr.
A. von Winterfeld, Garnisengeschichten. 3. Aufl. Mit 70 Illustr. v. L. Löffler. . . . . ⅔ Thlr.

Reisehumoresken.

Auf einer Wanderung

rch die Schweiz und Ober-Italien.

Von

E. Kossak.

II.

Berlin, 1863.
Verlag von Otto Janke.

Pv 6548a

Nach Genua.

Als wir nach Beendigung des Concerts in den öffentlichen Gärten nach Hause zurückkehrten, befand sich mein armer Reisegefährte wieder in dem Zustande einer sichtlichen Verstimmung. Er schien mir etwas Peinliches mittheilen zu wollen und konnte doch nicht den Muth finden, sein Herz unumwunden zu erleichtern. Endlich, als wir vor dem Hotel de ville hielten, wo das Ehepaar von Gorwitz sein Standquartier aufgeschlagen hatte, zog er mich ziemlich verschämt bei Seite und sagte, er denke, nicht mehr mit mir in das Hotel Reichmann zurückzukehren, sondern sich ein Zimmer in diesem stark besuchten Gasthofe geben zu lassen, und ersuche mich, seine noch in meinem Zimmer befindlichen Effecten, die bewußte Pappralle und den Plaid, am Morgen durch den Facchino ihm zuzusenden. Darauf war nichts zu erwidern. Herr Spinnecke schauderte offenbar davor zurück, noch eine Nacht in dem grauenhaft einsamen Hotel zu schlafen und sich der Gefahr auszusetzen, von mehr als einem halben Dutzend Meuchelmörder überfallen zu werden ohne sich jedoch in der glücklichen Lage zu befinden,

ihnen, wie jener junge tapfere Knabe, einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen. Wir trennten uns, und ich beeilte mich am Morgen die Wünsche des knappen Touristen zu erfüllen und ihn in den Besitz seiner Habseligkeiten zu setzen, nachdem ich den Betrag der bescheidenen Rechnung ausgelegt. Seitdem sah ich meinen Freund nur auf dem Domplatze wieder, oder kam mit ihm in irgend einem Kaffeehause des Corso Vittorio Emanuele zusammen. Der knappe Tourist fühlte sich ungemein glücklich in der Gesellschaft einer so ökonomischen, und des Aufzeichnens jeder Kleinigkeit beflissenen Dame, wie Frau von Gorwitz. Wenn sie das zufällige Plus einer zum Kaffee extra geforderten Semmel, einen ihrem Gemahl außerordentlicher Weise bewilligten „kleinen Cognac," ein ertheiltes Almosen von fünf Centesimi, oder den Preis für ein Bündchen Schwefelhölzer sorgfältig vermerkte, saß mein Freund Spinnecke in sich versunken ihr gegenüber und genoß mit Wollust diesen bureaukratischen Fleiß, der ihn an das Treiben der Ober-Rechnungskammer in seiner Vaterstadt erinnern mochte. Die Geduld des Herrn von Gorwitz war dagegen mehr eines großen Philosophen würdig; er ertrug die Schreibe- und Rechenwuth seiner Frau als eines jener Uebel, die von Natur und Weltlauf über den Menschen verhängt sind, und gegen die sich aufzulehnen ein offenbarer Frevel wider die Vorsehung wäre. Er befleißigte sich nur daneben, seinen irdischen Vortheil so viel wie möglich wahrzunehmen, und die Genüsse, welche er mittelst der Kasse seiner Frau Gemahlin zu erzielen gedachte, so tiefsinnig einzutheilen, daß die zusammengerechnete Gesammtaus-

gabe für dieſelben bei der abendlichen Reviſion der Tageskoſten der Rechnungsführerin weiter nicht auffiel.

Ungeſtört von dieſen Realiſten der ſchlimmſten Art benutzte ich fleißig meine Zeit, und nahm vorzüglich die vielſeitigen Kunſtſchätze der Brera in Augenſchein. Sie ſind ſo zahlreich und vortrefflich, daß ein Liebhaber der Malerei wochenlang täglich in dieſen Hallen zubringen und ſtudiren könnte. Man iſt von Seiten der Touriſten entſchieden ungerecht gegen die Sammlungen der Brera; ſie werden entweder vernachläſſigt, weil die aus dem Norden anlangenden Reiſenden, neugierig auf die Gegenden und Städte des mittleren und ſüdlichen Italiens Mailand nach wenigen Tagen und einer oberflächlichen Rundſchau wieder verlaſſen, oder auf der Rückkehr aus dem Süden dergeſtalt überſättigt ſind von dem Beſuche der Muſeen und Galerien, daß ihnen, ſo nahe der Schweiz und den italieniſchen Seen, das Studium noch einer Gemälde-Galerie einen wahren Widerwillen einflößt. Die wichtigſte Zeit für einen Beſuch Mailands iſt unſtreitig das Ende des Winters und der Anfang des Frühlings, wo die Saiſon noch in voller Blüthe ſteht, und im Teatro della Scala Oper- und Ballet-Vorſtellungen ſtattfinden, die bekanntlich zu den beſten in ganz Italien gehören. Der lange Aufenthalt der Deutſchen hat die mailändiſchen Hotelbeſitzer überhaupt daran gewöhnt, in ihren Zimmern auch für winterliche Bequemlichkeiten zu ſorgen, und ihren Gäſten ſelbſt in der ſchlechteſten Jahreszeit das Leben angenehm zu machen. Ich erlaube mir auf das leſenswerthe Buch von Profeſſor Adolph Stahr „Herbſtmonate in Oberitalien“ zu verweiſen, falls man ſich in

Betreff der Kunstschätze des Ortes näher unterrichten will, und setze meinen Wanderstab weiter.

Der Weg vom Hotel Reichmann bis nach dem Bahnhofe ist eine kleine Reise. Man kann es daher als eine große Annehmlichkeit betrachten, daß eine Stunde vor dem Abgange jedes Personenzuges mehrere Omnibus eine Runde vor den Thüren der Hotels machen, und die Reisenden mit ihrem Gepäck abholen. In der Absicht, mich von dem Ehepaar von Gorwitz und Herrn Spinnecke zu trennen, und meine Reise nach Genua allein weiter fortzusetzen, hatte ich am letzten Abende das Zusammentreffen mit ihnen geflissentlich vermieden, und mich in eine andere Stadtgegend zurückgezogen, wo in den Abendstunden durch Illumination, Gesang, Citherspiel und einen kleinen Jahrmarkt ein Fest zu Ehren Garibaldi's gefeiert wurde, nach dem dieser Stadttheil aus patriotischer Begeisterung soeben umgetauft worden war. Es stand indessen in den Sternen geschrieben, daß wir beisammen bleiben sollten, denn als der Omnibus auch vor dem Hotel de ville anhielt, um wegen lebendiger Fracht Nachfrage zu halten, erschien sofort in correctester Ausstattung der knappe Tourist und machte sich um die Unterbringung des massenhaften Gepäcks seiner neuen Freunde verdient, während Herr von Gorwitz mit militärischer Courtoisie der Frau Gemahlin in den Omnibus half.

„Da sind wir wieder," sagte Herr Spinnecke mit der fröhlichsten Miene, „Sie reisen doch auch mit uns nach Genua?" Dabei schob er patrontaschenartig seine Rolle über die Achsel, und suchte ein kleines blaues Packet, das er in den Händen hielt, und das dem um

Raum und Zeit so besorgten originellen Charakter einige Unbequemlichkeit zu verursachen schien, an, neben oder hinter sich irgendwo unterzubringen. Meine Discretion verhinderte mich, ihn zu fragen, was das Packet enthalte, obgleich ich wohl voraussetzen durfte, daß sein Inhalt mit der außerordentlichen Reise-Oekonomie im Zusammenhange stehe; wußte ich doch, daß in Zeit einer Stunde sich das ganze Räthsel enthüllen würde. Rasch waren wir auf dem Bahnhofe angelangt, hatten uns unsere Billets gelöst und suchten in den Waggons unterzukommen, die an Spärlichkeit der Sitze alles hinter sich ließen, was mir bis jetzt im Eisenbahnwesen vorgekommen ist. Die kleinen Bänke in den Gesellschaftswagen zweiter Klasse standen einander so nahe gegenüber, daß nicht der geringste Platz für das Unterbringen der Beine übrig blieb. Größere Stücke des Handgepäcks mußte man auf dem Schooß oder in den Händen behalten, — keine Annehmlichkeit bei der niedrigen Wagendecke und der schon in den Morgenstunden brennenden Sonnengluth; endlich wurden soviel Personen gewaltsamer Weise in die einzelnen Waggons getrieben, daß die Lage der Bewohner eines Heringsfasses dagegen beneidenswerth erscheinen mußte. In der Fremde und in der Erwartung von Neuigkeiten und sehenswürdigen Dingen ist man indessen geduldiger als auf einer Vergnügungspartie im Vaterlande; wir fügten uns daher in alle Unbequemlichkeiten, der knappe Tourist verrieth sogar durch eine triumphirende Miene, wie sehr er sich uns überlegen fühle, und wie nachdrücklich dieser Tag die Richtigkeit seines Princips bestätige. Das blaue Packet hielt er noch immer in den

Händen, als wir uns aber Magenta näherten, konnte er sich nicht länger versagen, den Inhalt aus seiner blauen Hülse zu schälen und uns zu präsentiren.

„Ich habe etwas von der vortrefflichen Mailänder Chocolade mitgenommen," lispelte er fein und verschmitzt, „da ich voraussetze, daß sie unterwegs gute Dienste leisten wird; wir kommen erst gegen drei Uhr Nachmittags nach Genua, und da scheint es nicht unzweckmäßig, irgend ein kräftiges, wenig Raum einnehmendes Nahrungsmittel mit sich zu führen. In Moleschott, oder in der Volkszeitung — ich weiß nicht mehr genau, wo es steht — habe ich einmal gelesen, das ein gewisses Volk in Südamerika sich durch den Genuß von Cacaobohnen tagelang unter den gräulichsten Strapatzen bei Kräften erhält, und der Hauptstoff der Chocolade besteht ja doch aus Cacaobohnen. — Darf ich Ihnen vielleicht ein Täfelchen davon anbieten?" Frau von Gorwitz wies das Anerbieten nicht zurück, wir weniger naschhaften Männer verzichteten jedoch auf den Genuß, während der knappe Tourist mit großem Wohlgefallen ein Stück von der Größe eines mäßigen Pfefferkuchens abbrach und behufs Aufrechterhaltung seiner Kräfte mit Appetit verzehrte. Am Bahnhof von Magenta wurde Halt gemacht, da sich in der ersten Wagenklasse einige Passagiere aus Nordamerika befanden, welche den mehrstündigen Aufenthalt in dem kleinen italienischen Orte nicht scheuten und das Schlachtfeld trotz der Julihitze in Augenschein nehmen wollten. Hinter dem Gitter stand ein elender Fiaker mit zwei lebenssatten Pferden bespannt, der schon auf dergleichen militärisch gelehrte Kunden zu warten schien, und auf das Gitter selber war

eine Anzahl zerlumpter Jungen geklettert, welche, da sie nicht den Perron betreten durften, den in den Wagen sitzenden Reisenden zerbrochene Waffenstücke, Kartätschen, österreichische Adler u. dergl. m. mit einem ungeheuren Wortschwall zum Kauf anboten. Einer solchen Versuchung konnte der knappe Tourist nicht widerstehen; es erschien ihm gar zu verlockend, etwas von diesen Raritäten zu erwerben, und als historische Erinnerung für seine conservativen Mitbürger in Potsdam mitzubringen. Er verließ den Wagen und suchte sich mit den Jungen über einen österreichischen Adler zu verständigen, der leider zwei Franken kosten sollte, ein Preis, den der Besitzer desselben durch zwei aufgehobene Finger und ein hochgehaltenes Frankenstück Herrn Spinnecke klar zu machen wußte, der seinem ökonomischen Geiste aber bei weitem zu hoch erschien. So begnügte er sich denn mit dem Ankauf einer Kartätsche, die freilich fortan eine sehr störende Ueberfracht seiner Reiseforgen bildete. Weder in den Taschen des enganliegendenden Wamses, noch in der Pappolle war Platz für die Kugel vorhanden: es blieb ihm daher nichts übrig, als sie bis Genua in der Hand aufzubewahren, und die Chocolade, um doch wenigstens eines seiner Fangwerkzeuge frei zu erhalten, so bald als möglich zu verzehren. Bisher dehnte sich die Eisenbahn in westlicher Richtung aus; bei Novara werden die Wagen gewechselt, die Hauptstraße geht weiter nach Turin, nach Norden zweigt sich eine Seitenbahn nach Arona am Lago maggiore ab, und in südlicher Richtung zieht sich die Eisenbahn nach Genua hin. In landschaftlicher Hinsicht bietet sie nur wenig, doch bilden die kahlen Maulbeer-

bäume und die giftig grüne Farbe der Reisfelder ein von nordischen Landschaften abweichendes charakteristisches Kennzeichen. An Alessandria, wo wir etwa um ein Uhr Mittags anlangten, ist abermals ein längerer Aufenthalt, da hier gleichfalls eine Bahn von Turin und in östlicher Richtung von Piacenza einmündet; außerdem mußte hier der von Genua anlangende Eilzug nach Turin erwartet werden. Der Bahnhof ist daher zur Bequemlichkeit der, längere Zeit verweilenden Reisenden außerordentlich reich und splendid eingerichtet, man spart in dergleichen italienischen Etablissements nicht so ängstlich wie bei uns mit dem Raume. Die Versammlungssäle und der Ort, wo Erfrischungen jeder Art eingenommen werden konnten, glichen mehr den Hallen und den Büffets in einer fürstlichen Villa, als unseren peinlich abgezirkelten norddeutschen Wartesälen und Schenktischen in Restaurationen. Quer durch den weiten Saal zog sich ein schmaler Tisch, der nur für diejenigen Reisenden bestimmt war, welche ihren Kaffee einnehmen wollten. Sowohl für die kalte Küche wie für die Vertheilung von warmen Speisen, Kuchen, Früchten, Eis und Limonade waren besondere Büffets eingerichtet. So zahlreich unsere Reisegesellschaft auch war, Niemandem fehlte es an Platz, Bequemlichkeit und geeigneten Erfrischungen. Ausgedörrt von der Sonne und verzehrt von dem heißen Staube machten wir uns dieselben zu Nutze, nur unser knapper Tourist war in der traurigen Lage, darauf vollständig verzichten zu müssen. „Die Chocolade hat mir den Magen ganz verlegt," sagte er mit trübseliger Miene, und begnügte sich mit eiskaltem Wasser, um einigermaßen den

phyſiſchen Widerwillen zu beſchwichtigen, den dieſe Menge genoſſener ſüßer Speiſe in ihm verurſacht hatte. Der Schwächezuſtand unſeres unvorſichtigen und mit wiſſenſchaftlichen Andeutungen muthwillig ſpielenden Gefährten nahm jedoch durch den Genuß der eiſigen Flüſſigkeit ſo zu, daß derſelbe beinahe den Abgang des Zuges nach Genua verſäumte, und als er demſelben nachlief, von einem Conducteur gewaltſam in einen anderen Waggon geſchoben werden mußte, als in dem wir Uebrigen uns befanden. Hinter Novi nähert man ſich den Appenninen, und bald verſenkt ſich die Bahn maulwurfartig in ein Gewühl von wilden Bergzügen und unfruchtbaren Felſen. Schon in Aleſſandria überraſcht es den Reiſenden, daß am hohen Mittag bei wolkenfreiem Himmel in allen Waggons die Oellampen angezündet werden; aber ſehr bald zeigt ſich dieſe Vorſichtsmaßregel als nothwendig, und man fühlt ſich wenigſtens behaglich, wenn in den Waggons, die oft viertelſtundenlang durch feuchte Tunnels eilen, aus denen eine kalte Grabesluft durch die offenen Wagenfenſter auf die erhitzten Reiſenden eindringt, wenigſtens der Zuſtand durch einige Beleuchtung comfortabler gemacht wird. Für Eiſenbahntechniker muß dieſe merkwürdige Wegſtrecke im höchſten Grade intereſſant ſein, denn ſie beſteht faſt ganz aus künſtlichen Felsdämmen, Durchſtichen und Tunnels; den Vergnügungsreiſenden ſetzt ſie in das höchſte Erſtaunen, aber von landſchaftlichem Wohlbehagen kann wohl kaum die Rede ſein. Mit Ausnahme der Gärtchen, welche die Bewohner der Appenninen mühſam in der Umgebung ihrer Häuſer erziehen, zeigt ſich ſelten ein grünes Reis, ein unbedeu-

tendes Raſenfleckchen, keine Quelle rieſelt von den abgeholzten öden Gipfeln herunter, ringsum herrſcht das tiefſte Schweigen, und ſelbſt das Bette des Bergſtroms gleicht mehr einem ſeit Jahrhunderten daliegenden Felsſturze als einer lebendigen Waſſerſtraße; die Anwohner pflegen ſogar auf den heißen Steinen ihre elende Wäſche zu trocknen. Wir fühlten uns Alle erleichtert, als nach Zurücklegung des letzten Tunnels einer der im Waggon befindlichen italieniſchen Herren den Kopf zum Fenſter hinausſteckte, ſeinem Gefährten ein Zeichen gab und „Genova" ſagte. Neugierig blickte auch ich zum Fenſter hinaus: Lichtblau lag das mittelländiſche Meer vor mir, ein kräftiger Sirocco ließ die Wellen wie weiße Schäfchen darauf tanzen, noch zwei Minuten, und wir rollten mit betäubendem Geraſſel in die Straßen der Vorſtadt von Genua. Ein ſchwüler Qualm von ſchwelendem Theer, Seefiſchen, Steinkohlen, italieniſchen Straßendunſt und Seetang wälzte ſich uns entgegen, das Ohr konnte das Brauſen der See vor dem Lärm der lebhaften Bevölkerung kaum unterſcheiden, da lag der verödete Palaſt des Andreas Doria; wir waren an Ort und Stelle.

Genua.

Der Zug hielt an. Aus den Waggons ergoß ſich ein Menſchenſtrom, beladen mit kleinen Gepäckſtücken, die der Italiener gern der Koſtenerſparniß wegen bei ſich behält, und eine Cohorte von Fremden der verſchiedenartigſten Nationen drängte ſich in den weiten Raum, wo die Gepäckvertheilung unter dem ungeheuren Spectakel ſtattfand, ohne welches in den italieniſchen Gauen auch nicht das kleinſte Geſchäft abgemacht werden kann. Localitäten dieſer Art ſind ganz dazu geeignet, neue Bekanntſchaften zu vermitteln und künftige Brüderſchaften anzubahnen; ſchon der Klang einer bekannten Sprache und die daraus geſchloſſene Landsmannſchaft tragen das Ihrige dazu bei. Herr v. Gorwitz hatte nicht ſobald die ihm gehörigen Gepäckzettel abgegeben und die raſche Ablieferung der Koffer wunderlicher Weiſe in deutſcher Sprache beantragt, als ſich ein freundlicher Herr in mittlerem Lebensalter zu uns geſellte, demſelben Beamten auch ſeine Zettel aushändigte und ſich als Landsmann zu erkennen gab. Der erwähnte Herr hatte ein freundliches, zu näherer Bekanntſchaft ungemein einladendes Ausſehen und war auf eine Weiſe coſtümirt, die von vornherein jedem Menſchen eine artige Behandlung zuſichert. Wenn der Bewohner einer großen Stadt im Sommer mit bekannten Perſonen zuſammentreffen will, ſo muß er nicht in ſeiner Heimath und ihrer Umgegend bleiben, ſondern ſich wenigſtens zwei- bis dreihundert Meilen aus dem Umkreiſe der ſtädtiſchen Mauern ent-

fernen. Gleich im erſten Augenblick war mir das Geſicht des liebenswürdigen Herrn bekannt erſchienen, aber erſt als ich ſeine Koffer erblickte, wußte ich, wo ich ihn unterzubringen hatte. Soviel ſah ich im erſten Augenblicke, daß dieſer Herr in der Geſellſchaft, und unter der Obhut einer alten Dame ſein Leben zubringen mußte und zu den wohlgepflegten Exemplaren der Liebe und Freundſchaft gehörte; er ſelbſt ſchien durch gewiſſe Operationen der Toilette das Verlangen auszudrücken, ſeiner täglichen Geſellſchaft ſtets angenehm zu erſcheinen. Seine feine Leibwäſche war mit vollendeter Correctheit behandelt, ſeine Handſchuhe ſaßen muſterhaft, er trug eine makelloſe Fußbekleidung und verrieth durch allerlei anderweitige Symptome in den Manieren, die regelmäßige Lebensweiſe eines reichen und etwas eigenartig gebildeten, ja wenn man will, verbildeten Herrn. Kaum waren ſeine Koffer auf den Tiſch geſetzt, und ich las auf der glänzenden Meſſingplatte des größten derſelben den Namen Jerôme, ſo ward es vollkommen klar in meinem Gedächtniſſe. Seit vielen Jahren hatte ich M. Jerôme faſt täglich in Berlin unter den Linden geſehen, wo er bei Spargnapani in den Nachmittagsſtunden einzuſprechen und ſeine Zeitungen zu leſen pflegte. M. Jerôme war ein Sohn der franzöſiſchen Colonie, einer der feinſten und wohlhabendſten Genoſſenſchaften der Hauptſtadt. Auch er ſchien ſich unſeres Zuſammentreffens zu freuen, reichte mir ſehr artig die Hand und bat um die Erlaubniß, ſich unſerer Geſellſchaft anſchließen zu dürfen. Das adeliche Ehepaar kam ihm ſofort auf die wohlwollendſte Weiſe entgegen, nur der knappe Touriſt ſchien aus theo-

retiſchen Gründen manche Bedenklichkeiten gegen ein Bündniß mit dem ariſtokratiſch ausſehenden Neulinge zu haben. Wirklich konnte es keinen größeren Contraſt zwiſchen der touriſtiſchen Erſcheinung des Herrn Spinnecke und der des M. Jerôme geben. Wenn der knappe Touriſt als ſolcher auf die herzbeklemmendſte Weiſe eingerichtet war, erſchien M. Jerôme als der breitangelegte im höchſten Grade ſplendid ausgeſtattete Reiſende. Außer einem großen, maſſiven und mit wahrer Sattlerzärtlichkeit in Stand geſetzten Koffer war noch ein überaus elegantes Miniatur-Felleiſen und eine aus Regen-Oberröcken und Decken gebildete, ungemein praktikabel zuſammengeſchnallte Rolle, nebſt dazu gehörigem Parapluie und Stocke vorhanden. Nebſt einem leichten zierlichen Filzhute, trug M. Jerôme noch eine ſeidene Reiſemütze in der Hand, deren er ſich zuweilen als Fächer bediente. Dieſe nicht unerhebliche Menge von Reiſegegenſtänden behelligte den an Bequemlichkeiten gewöhnten Mann indeſſen nicht im Mindeſten; mit einer erquicklichen Freigebigkeit griff er in die Weſtentaſche und vertheilte an die umherſtehenden und ihre Dienſte den Fremden anbietenden Facchini rechts und links halbe Frankenſtücke, mit Hülfe deren denn ſein Gepäckbeſtand in wenigen Secunden zum Saale hinaus und auf das Verdeck des Omnibus geſchafft wurde, in deſſen Hotel wir einzukehren beſchloſſen hatten. Mir war „Croce di Malta“ als ein gutes und in nichts dem Hotel Feder nachſtehendes Haus empfohlen worden, und meine Reiſegeſellſchaft nahm keinen Anſtand, ſich mir anzuſchließen, da die Mehrzahl der übrigen Reiſenden ohnehin den Omnibus des Hotel Feder beſtürmte und aus Mangel

an Platz in demſelben ſich zum Theil zu uns geſellen mußte. Kaum waren wir von dem Eiſenbahnhofe abgefahren und gelangten in die lärmende und nicht allzureinliche Straße Carlo Alberto, als ich auf dem Geſicht des mir gegenüberſitzenden Herrn Jerôme einige Beſorgniß und Aengſtlichkeit zu erblicken glaubte. Sein ſtrahlender Frohſinn war gewichen, und mit einiger Spannung blickte er bald vor ſich, bald hinter ſich durch die großen Fenſter des Wagens hinaus. Nach zehn Minuten langten wir vor der Treppe des Hotels an, die in einen engen Hofraum mündete, der indeſſen nichts weiter als eine kleine Straße war, die bergan in das Gewirr jener engen Gaſſen mündete, welche ſich nach dem Hafen von Genua hinabſenken. Wir wurden ſehr freundlich von Sgr. Botacchi, dem Wirth des Hauſes empfangen und in die erſte Etage hinaufgeführt. Meine Reiſegefährten hatten nichts Eiligeres zu thun, als nach der Vorſchrift des Reiſehandbuchs, Zimmer in den oberen Etagen des Hauſes zu verlangen, allein Sgr. Botacchi zuckte die Achſeln und verſicherte, daß ſämmtliche Räume, welche eine Ausſicht auf den Hafen geſtatteten, bereits ſeit mehreren Tagen von Fremden beſetzt ſeien und er nur über Zimmer in der unteren Etage verfügen könne, vorausgeſetzt, daß mehrere von uns in einem Zimmer zu wohnen entſchloſſen ſeien, widrigenfalls wir mit Gemächern, deren Fenſter nach dem Hofraum hinausgehen, zufrieden ſein müßten. Die Geſichter meiner Reiſegefährten verfinſterten ſich, als Sgr. Botacchi durch den Oberkellner die Thür eines großen Zimmers in der erſten Etage aufſchließen ließ und uns mit lächelnder Miene an's Fenſter führte. Die

Jalouſien wurden geöffnet, die Flügel der Glasthüre des Balcons aufgemacht, aber ſtatt der Ausſicht auf den Hafen zeigte ſich nichts, als die öde graue Mauer der Hafenterraſſe, und einige darüber hinausliegende Maſtenſpitzen und Raaen.

„Aber hier haben wir ja keine Ausſicht auf den Hafen und das Meer, mein beſter Herr," ſagte Mr. Jerôme, und machte eine abweiſende Bewegung mit den Händen.

Sgr. Botacchi war nicht um die Antwort verlegen, er machte eine zierliche Verbeugung und deutete, indem er ſein Auge auf eine ſeelenvolle Weiſe verklärte, mit den Händen nach den Maſtſpitzen, als ob er ſagen wollte: hier iſt der Hafen, ich traue Ihnen genug Phantaſie zu, meine Verehrten, um ſich aus dieſen Maſtſpitzen und Raaen die ganze Schiffswelt conſtruiren zu können.

Dagegen ließ ſich nichts einwenden, und da wir bei einer ſofortigen Ueberſiedelung in das Hotel Feder nicht erwarten durften, beſſer untergebracht zu werden, ſo war es am vernünftigſten, in den freundlichen Zimmern zu bleiben und bis auf Weiteres auf das angeblich ſo berühmte Hafenpanorama und die Fernſicht auf das mittelländiſche Meer zu verzichten. In einigen Tagen, verſicherte Sgr. Botacchi, werde in den oberen Stockwerken Raum werden, und er alsdann nicht unterlaſſen, uns ſofort davon zu benachrichtigen. Herr und Frau von Gorwitz nahmen das erſte, Mr. Jerôme und ich das zweite der Zimmer in Beſchlag, nur der knappe Touriſt mußte es ſich gefallen laſſen, als einzelner Herr in ein nach dem Hofe hinaus gelegenes Gemach hinaufgeführt zu werden. Da dieſes Gemach in unſeren ferneren Reiſe-

begebenheiten nicht mitſpielt, es an ſich aber doch eine Merkwürdigkeit war, will ich es ſofort hier zu charakteriſiren ſuchen. Nur in einem Palaſt, der früher dem Malteſerorden gehörte, mögen dergleichen Gemächer möglich ſein; wahrſcheinlich wurde in demſelben bald nach der Gründung des Hauſes irgend ein orientaliſcher Sklave oder ein anderer Höriger Aſiens, der in die Hände des Ordens gefallen und zur Bedienung eines ſeiner Ritter beſtimmt war, in demſelben aufbewahrt. Es war darin nicht viel mehr Raum, als eben hinreichte, um ein großes Bette, einen kleinen Tiſch, ein noch kleineres Sopha und einige Miniatur-Stühle zu beherbergen. Durch das Fenſter ſah man in einen engen ſchachtartigen Hof, in den viele Stockwerke höher ein kleines Viereck des blauen Himmels blickte, auf dem man möglichſter Weiſe auch wohl bei Tage irgend einen Stern erſter Größe erblicken konnte. Mit ungemein richtigem Tact hatte Sgr. Betacchi nach dem Anblick des knappen Touriſten und ſeiner geringen Effecten dieſes Gemach für das geeignetſte zu ſeinem Aufenthalte erwählt.

Mr. Jerôme und ich waren, die Ausſicht abgerechnet, in unſerem Salon vortrefflich untergebracht. Neben den großen, ſcharfſinnig conſtruirten italieniſchen Betten waren bequeme Lehnſtühle, reichliche Waſchapparate, Spiegel und eine Kommode vorhanden, groß genug, um eine ganz reichhaltige Herren-Garderobe darin aufzunehmen. Nachdem das Mitglied der franzöſiſchen Kolonie höchſt aufmerkſam den Zuſtand ſeiner Koffer geprüft, über eine beſchädigte Ecke des größten derſelben einen leiſen Seufzer ausgeſtoßen und die Grundzüge ſeiner Toilette angedeutet

hatte, breitete er ſich mit einer Behaglichkeit in den weiten Räumen dieſer Kommode aus, daß ich als Zuſchauer einen wahrhaft künſtleriſchen Genuß dabei empfand. Man ſah, dieſer Herr war in die Kunſt des Lebens eingeweiht. Er wußte in allen jenen Geſchäften, die wir abgearbeiteten und eiligen Mitglieder der Geſellſchaft in wilder Haſt, und bereits anderweitigen Gedanken nachhängend, täglich abzumachen pflegen, recht eigentlich zu ſchwelgen und ihnen eine äſthetiſche Seite abzugewinnen. Noch nie hatte ich Hemden aus feinſtem holländiſchen Leinen, ſeidene Halsbinden, Pariſer Glacéhandſchuhe, Gamaſchen der verſchiedenſten Art, Sommer- und Herbſtkleider, leichte und ſchwere Weſten, mit einer gleichen Sorgfalt und Zierlichkeit packen und ſchichten geſehen. Alle dieſe Gegenſtände waren Mr. Jerôme an's Herz gewachſen; und als er ſeine Toilette vollendet und von Kopf bis Fuß rein und ſauber gekleidet vor mir ſtand, begriff ich wohl, daß es auch der modernen Welt nicht an klaſſiſchen Idealen fehle.

Inzwiſchen waren unſere übrigen Reiſegefährten bereits fertig geworden und warteten im Eßſaale des Hauſes auf uns; wir beſchloſſen, da es 3 Uhr war und die Table d'hôte erſt um 5 Uhr Abends ſtattfand, eine Promenade durch die nächſten Straßen und nach dem Hafen zu machen. Kaum waren wir jedoch wieder in den unteren Bogengang getreten, welcher nach italieniſcher Weiſe das Erdgeſchoß der Straße Carlo Alberto bildet, als ſich auch ſchon die Mienen des Mr. Jerôme wieder verfinſterten; die Oertlichkeiten waren wirklich, ſo weit das Auge reichte, wenig dazu geeignet, dem Geſchmacke eines ſo deſtinguirten Herrn zu entſprechen. Ein dunkles Gewölbe neben dem

anderen wurde von kleinen Gastwirthen, Handwerkern und Händlern mit allerlei Schiffsmaterial bewohnt, und überall tummelte sich die wildaussehende und lärmende Bevölkerung des Hafens umher. Durch den ganzen Bogengang war der Länge nach zwar ein Trottoir gelegt, allein dieses schien nur bedingungsweise dem menschlichen Geschlecht eingeräumt zu werden, wenigstens hatten wir kaum zwanzig Schritte in der Richtung des Hotel Feder zurückgelegt, als der knappe Tourist, der nach seiner Art ziemlich unaufmerksam voranging, plötzlich aufschrie und in meine Arme zurücktaumelte; er war gegen den Maulkorb eines Maulesels gerannt, der, mit Schiffsgütern bepackt, in Gemeinschaft mit zwölf oder vierzehn Mitgliedern seines Geschlechts, unbekümmert um die etwaigen Polizeigesetze von Genua, das Trottoir mit Beschlag belegt hatte. Es blieb uns nichts übrig, als in einen kleinen Laden zu treten, wo eben Seekrabben in Oel auf einer großen, durch Kohlenfeuer erhitzten Pfanne gebraten wurden und mehrere maltesische Matrosen Kaffee tranken, um nicht von den Mauleseln niedergerannt zu werden.

„Ist dieses mein Genua", sagte Mr. Jerôme, „mein Genua mit seinen romantischen Anklängen, seinen historischen Erinnerungen der Poesie Schillers? Nein, ich habe mir unter Genua etwas anderes gedacht. Dies ist nicht mein Genua, wird es niemals werden!" Der gute Mann hatte nicht Unrecht, aber er war zu stark in den Werken jener Touristen belesen, welche vor lauter Romantik den urkräftigen Realismus italienischer Städte in ihren Beschreibungen nie aufkommen lassen, vielleicht auch voller Absichtlichkeit übergehen. Ich verhielt mich

weigend und folgte meinen Reisegefährten, deren jeder
verschiedene Weise seine Betrachtungen über die un-
ubere und groteske Seite, welche Genua unten am Hafen
twickelte, nachzuhängen schien. Da ich wußte, daß wir
i der Nähe des Meeres doch auf einem hervorragenden
unkte herauskommen und uns später von da aus orien-
en mußten, ließ ich die guten Leute ungestört voran-
hen und ergötzte mich im Geheimen an ihrer wunder-
hen Verlegenheit. Bald kamen wir aus der Straße
arlo Alberto in ein wahres Ameisennest von verworrenen,
mpf riechenden Gäßchen, aus denen es echt orientalisch
cht den geringsten Ausweg zu geben schien. Alte Weiber
ßen vor den Thüren und schälten Kartoffeln, Fische
urden geschuppt, zerfetzte Bootssegel ausgebessert, Löcher
alten kupfernen Kesseln zugehämmert, Schifferhosen
flickt, von zerlumpten schwarzbraunen Knaben rohe
wiebeln verzehrt, ferkelartig wälzten sich halbe Dutzende
on kleinen Knaben im Staube umher, aus dem vierten
er fünften Stockwerk darüber — es kann auch das sechste
er siebente gewesen sein — wurde zwanglos unter
iese Gruppen ein Geschirr gegossen, das keineswegs dem
ienste des Tages geweiht war; und als wir diesen ver-
aulichen Scenen zu entwischen suchten, geriethen wir
einen langen unterirdischen Gang, der theils durch
enige Luftlöcher, theils durch Lampen und Kohlenfeuer
mehreren dort befindlichen Werkstätten erleuchtet war
nd einen entschieden höllischen Anstrich hatte. In den
eisten Werkstätten wurde grobes Schiffsmaterial ange-
rtigt. Von dem Lärm, den das Schmieden der Anker
nd schweren Ketten verursachte, hätte man taub werden

können. Aus allen Winkeln roch es brenzlich und unangenehm, überall arbeiteten halbbekleidete, verwegen aussehende Menschen, drängten sich rücksichtslose Lastträger heran und schoben uns bei Seite. Frau v. Gorwitz trocknete heimlich eine Thräne ab. Mr. Jerôme rannte wie verzweifelt voraus, der knappe Tourist klammerte sich an meinen Arm und wir waren alle froh, als nach einer Krümmung das Gewölbe sich öffnete, und wir an einem Thore des Freihafens heraus kamen, wo zwei Dampfer vor Anker lagen und eben im Begriff schienen in See zu stechen, da das Schiffsvolk in großer Bewegung war und die Schlotte rauchten. Aus einer Seitenstraße, die gleichfalls auf das Thor mündete, kam in diesem Augenblicke ein eleganter piemontesischer Officier mit einer Depesche in der Hand, an den ich mich höflich wandte, um den richtigen Weg aus diesem Labyrinthe zu erfahren. Der junge schöne Mann war in großer Eile, wies höflich, aber rasch, auf eine benachbarte enge Straßenmündung und sprang sofort über das nächste Brett auf das Verdeck des ersten Dampfers. Zugleich ließ sich ein wilder Schall von Trommeln und Hörnern vernehmen; er kam näher, und es zeigte sich das Musikcorps einer Colonne von Versaglieri, die im Geschwindschritt aus der engen Straße herabkamen, und dem Officier nach in den Hafen eilten, um sich auf den beiden Dampfern nach Neapel einzuschiffen. War der knappe Tourist bis dahin ängstlich gewesen, so ergriff er jetzt beinahe das Hafenpanier. Hätte ich ihn nicht festgehalten, er wäre am liebsten in den dunkeln Gang zu den arbeitenden Genuesen zurückgeeilt und hätte sich unter irgend einem

Keſſel verkrochen. Die gefürchteten Berſaglieri, von denen er ſo viel gehört, flößten ihm die äußerſte Furcht ein, und doch waren es nur behende, hübſche junge Leute, keiner über 24 Jahr alt, die mehr ſpringend, als marſchirend, in ihrer vollkommenen Feldausrüſtung, die Büchſe auf der Schulter, die ſteile Straße herabkamen, und an uns vorüber an ihr patriotiſches Tagewerk eilten. Die kriegeriſche Erſcheinung war ſo ſchnell entſchwunden, daß unſer hyperconſervativer Potsdamer ziemlich raſch ſeine Faſſung wieder errang. Mr. Jerôme, der ein außerordentliches Wohlgefallen an den jungen feurigen Soldaten gefunden hatte, machte ihn auf ihre vortrefflichen Eigenſchaften aufmerkſam, Herr von Gorwitz als ehemaliger Soldat lobte ihr kriegeriſches Weſen, wenngleich er an ihrer tänzelnden Gangart Manches auszuſetzen fand, und ſelbſt Frau von Gorwitz verſchmähte es nicht, ausnahmsweiſe dieſe koſtenfreie Begegnung in ihrem Notizbuche zu verzeichnen. Freund Spinnecke beruhigte ſich allgemach und folgte uns ſchweigend in das Hotel zurück, wo wir gerade in dem Augenblick anlangten, als die Gäſte ſich mit großem Geräuſch zu Tiſche ſetzten.

In dem Speiſeſaal des Croce di Malta hatte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft zuſammengefunden, die aus Reiſenden aller Nationen und mehreren Schiffscapitänen beſtand. Sgr. Botacchi machte an der Spitze ſeiner Kellner mit großem Anſtand die Honneurs bei Tafel, und die Koſt war, wenn man ſich über gewiſſe Eigenthümlichkeiten der italieniſchen Küche hinwegzuſetzen verſteht, in jeder Hinſicht zu loben. Daß bei der Vertheilung des Eiſes, das doch in Italien den Gäſten zur freien Dis-

position geſtellt wird, eine ſtrenge Oekonomie beobachtet wurde, ſchien beſonders Frau v. Gorwitz ſehr unangenehm zu ſein. Wirklich konnte dieſe Knauſerei in dem heißen Klima einer heißen Handelsſtadt wie Genua nicht für anſtändig gelten. Als der zweite Gang der Tafel begann, machte der Oberkellner mit einem Porzellanteller voll Eis und einem ſilbernen Löffel in der Hand mit herablaſſender Grazie die Runde um den Tiſch und that jedem Gaſte lächelnd einige wenige Eisſtückchen in ſein Waſſerglas. Der italieniſche Theil der Tiſchgenoſſen war ſehr leicht an der Lebhaftigkeit ſeiner Unterhaltung zu erkennen. Dicht neben mir ſaßen zwei junge Herren — ſo viel ich aus Geſprächen entnahm — zwei Handlungsreiſende aus Livorno und Marſeille, die auf die glücklichſte Weiſe das Problem löſten, die größtmögliche Maſſe von Speiſen zu verſchlingen und gleichzeitig die größte Anzahl von italieniſchen Worten auszuſprechen; eine langſame norddeutſche Natur mußte darüber in das äußerſte Erſtaunen gerathen. Hätte ſich ein Stenograph die Mühe geben wollen, das Zwiegeſpräch der Herren aufzuzeichnen, er würde im Verlauf einer Stunde eine Reihe von Leitartikeln zu Stande gebracht haben, gut genug für jedes in ſeinen Stylübungen nicht allzuwähleriſche politiſche Blatt. Es ging über Neapel her, und das fortwährend variirte Thema beſtand darin, daß der Kampf der Reaction ſämmtlichen zur Renitenz geneigten italieniſchen Landestheilen zur Lehre gereichen und ſchließlich zur allgemeinen Eintracht führen werde.

Nach Aufhebung der Tafel trennten wir uns. Das Ehepaar v. Gorwitz zog ſich in ſein Gemach zurück, da

die des Rechnens kundige Dame wahrſcheinlich die einzelnen Momente der Mahlzeit behufs ſpäterer Taxation der Rechnung, ſo wie die nach Ankunft in Genua gemachten kleineren Ausgaben, zu Papier bringen und ihren Gemahl über die Koſten einiger Näſchereien, die er ſich auf unſerem Marſche durch die Straßen erlaubt hatte, in's Verhör nehmen wollte; wir drei einzelnen Herren gingen quer über die Straße an der Wache vorbei, durch das Hafenthor, und machten eine Spazierfahrt, da die Sonne im Sinken war und von der Seeſeite eine milde, kühle Luft in den Hafen wehte. Man mag ſich hüten, die Situation der inneren Hafenſeite von Genua ſich gar zu romantiſch auszumalen. Der für den großen Handels- und Geſchäfts-Verkehr ziemlich enge Raum, die Art der Italiener, ſich raſch zu bewegen und die nothwendigen Geſpräche mit kräftiger Mimik zu begleiten, ſo wie die Unſauberkeit des Waſſers, das durch keinen in das Hafenbaſſin fallenden Fluß gereinigt wird, ſtimmen die anfänglichen hohen Erwartungen des Binnenländers etwas herab. Wir mußten uns vorſehen, bei dem Gedränge von Matroſen und Laſtträgern, die, mit Fäſſern und Säcken beladen, ſich durcheinander drängten, von dem ſchmalen, ſteinernen Quai nicht in die ſchmutzig wogende See hinabgeſtoßen zu werden. Endlich ſaßen wir in einem der Böte, die zahlreich an der Treppe für die Fremden bereit liegen, und ruderten die Straße entlang, welche ſich zwiſchen dicht gedrängten Haufen von Segel- und Dampfſchiffen nach der Mündung des Hafens hinzieht. Es herrſchte ein ſolcher Verkehr von Böten der Kaufleute, Schiffs-Capitäne und jener Reiſenden, welche

in den Abendſtunden an Bord ihrer reiſefertigen Schiffe gingen, daß eine Art Waſſer-Corſo ſtattfand, und wir uns über Mangel an Geſellſchaft der wunderlichſten Art durchaus nicht beklagen konnten. Zur Rechten lag eine aus 20 bis 30 Dampfern beſtehende Reihe, welche den Verkehr mit Spanien, Frankreich, Süd-Italien, zum Theil ſelbſt mit Amerika vermittelten, und überwiegend franzöſiſchen Unternehmern gehörten, zur Linken wurde uns der Dampfer „Garibaldi“ gezeigt, auf dem der Held ſeine berühmte Expedition nach Sicilien unternommen hatte. Das Fahrzeug iſt ein winziges, ſchmal gebautes Schifflein, über und über ſchwarz und nur unter Waſſer hellgrün angeſtrichen; ſeinen Dimenſionen nach wenig geräumiger als die neuen preußiſchen Kanonenböte. Aus den ehrfurchtsvollen Mienen, mit denen unſer Bootsmann uns den Dampfer zeigte, ging hervor, daß er den genueſiſchen Seeleuten für ein nationales Gedenkzeichen gelte und gewiſſermaßen als maritime Reliquie des großen Befreiers aufbewahrt bleibe. Man konnte wirklich dieſe Nußſchale nicht theilnahmlos anſehen, auf welcher ein kühner Soldat mit der Todesverachtung der alten Normannen gen Süden gefahren war, um gleichſam als Privatmann einer der älteſten europäiſchen Dynaſtien zu Leibe zu gehen und ſie in kurzer Zeit von dem Throne und über den Haufen zu werfen. Die um den Dampfer ſchwebenden Erinnerungen machten ihn zu einem merkwürdigeren Gegenſtande der Betrachtung, als die neue prachtvolle Fregatte „Duca di Genova,“ welche innerhalb der Molen, um den Hafen zu überwachen, vor Anker lag und die 25 Kanonen ihrer linken Breitſeite auf die offene See gerichtet

hatte. Unſerem knappen Touriſten, der ſich ſchon über die großartigen Raddampfer und Schraubenſchiffe, die großen engliſchen und nordamerikaniſchen Dreimaſter und allerlei ſeltſamen Kauffahrer aus Neapel und Sicilien gewundert hatte, blieb der Mund vor Erſtaunen offen ſtehen, als wir bei der Fregatte vorbeifuhren, und er das bunte Treiben der Schiffsmannſchaft auf dem Verdeck, im Tauwerk und den Raaen bemerkte. Der unſchuldige Potsdamer bekannte offen, außer den Spreekähnen, die das Holz und Baumaterial nach Berlin bringen, dem kleinen Marktdampfer voller Kirſchen, Aepfeln und Bergamotten, der im Sommer nach Berlin zu Markte fährt, und der Miniaturfregatte an der Pfaueninſel noch kein ſeetüchtiges Fahrzeug geſehen zu haben. Mr. Jerôme, ein feiner Herr, der, nach einzelnen Andeutungen im Geſpräche, weite Reiſen gemacht haben mußte, erfreute ſich dagegen im Stillen an dem bunten Bilde, richtete jedoch ſein Augenmerk mehr auf die landſchaftlichen Umriſſe der weithin ſichtbaren Küſten, die bei der unterſinkenden Sonne und einem aufſteigenden leichten Gewölk in der Richtung der Riviera di Levante eine zauberiſch-duftige Färbung annahmen. Eine Spazierfahrt außerhalb des Hafens von Genua gehört unſtreitig zu den größten Annehmlichkeiten, die ſich der Reiſende verſchaffen kann. Durch den lebhaften Sirocco war, obgleich er augenblicklich etwas nachgelaſſen hatte, die See in ſtarke Bewegung geſetzt, brauſend und ſchäumend brachen ſich die Wogen an den Felsſtücken, die am Fuße des mit Kanonen beſetzten Molo liegen, und rückwärts über den dichten Maſtenwald dehnte ſich bis zu den Ap-

peninen empor die prächtige Stadt mit ihren Palläſten und Thürmen aus. Schon auf der See vernahmen wir noch deutlich, wenn auch leiſe, den Lärm dieſer unruhigen, thätigen Bevölkerung, ein nicht zu entzifferndes, dumpfes Geräuſch von Geſchrei, Hammerſchlägen und Glockengeläut, welches das Brauſen des Waſſers nicht zu erſticken vermochte.

Das würdige Mitglied der franzöſiſchen Colonie hatte ſchon im Innern des Hafenbaſſins unruhig umhergeſpäht und beauftragte den Bootsführer, nachdem wir unſere Einwilligung gegeben hatten, in öſtlicher Richtung zu fahren: Mr. Jerôme wollte offenbar die Beſchaffenheit der Küſte einer näheren Prüfung unterwerfen. Er zog ein elegant in Schildpatt gefaßtes Fernrohr aus der Taſche und muſterte mit großer Aufmerkſamkeit den Strand in der Nähe von Genua, ſteckte ſehr bald aber das Fernrohr verdrießlich und kopfſchüttelnd wieder in die Taſche.

„So viel ich mich auch umſehe," ſagte Mr. Jerôme, „ich bemerke nirgends die geringſten Vorkehrungen zu einem Seebade!" Er hatte ſich zu uns Beiden, ſeinen Gefährten, der deutſchen Sprache bedient und überſetzte ſeine Worte jetzt für den Bootsführer, der ſich ſchon als ein noch aus der franzöſiſchen Expedition übrig gebliebener Marſeiller zu erkennen gegeben hatte, in's Franzöſiſche. Der gute Seemann ſchien ſich ſchon beträchtlich acclimatiſirt und in die Gewohnheit ſeiner jetzigen Mitbürger gefunden zu haben, denn er zeigte bei der Erwähnung des Seebades naiv auf die Meeresſeite des langen Mole und auf die Felsſtücke, wo eine Anzahl junger Genueſen in jenem Lebensalter, welches in unſerem

Klima den Knaben zum Confirmations-Unterrichte befähigt, ſich ihrer zerriſſenen Hemdchen entledigt hatten und dem Seebade oblagen.

Mr. Jerôme ſchüttelte abermals den Kopf und antwortete auf die Pantomime unſeres Marinaro: „Es fällt mir gar nicht ein, lieber Mann, ſogleich nach Tiſch mit vollem Magen zu baden, aber ich möchte doch gern noch heute wiſſen, wo man den Staub und Schweiß der Reiſe im friſchen Waſſer abwäſcht; nicht allein die Jungen, ſondern auch die Herren in Genua werden hoffentlich zuweilen das Bedürfniß empfinden, ſich in reinem Meerwaſſer abzukühlen. Es muß doch hier irgendwo eine raſch zu erreichende Badeanſtalt geben, mag ſie auch noch ſo einfach ſein!“

Der Bootsmann zuckte die Achſeln, als ob er das Bedürfniß des Seebades an ſich, namentlich aber die Einrichtung eines beſonderen Inſtituts für eine ganz unzeitgemäße Idee hielt, verſicherte indeſſen, er wolle ſchon die nöthigen Vorkehrungen treffen, falls wir am nächſten Morgen nach dem Kaffee vor den Hafen fahren und ein Seebad nehmen wollten. Da Mr. Jerôme vorausſetzte, daß er uns an eine zum Baden geeignete Stelle der Küſte fahren wolle, da in unſerer nächſten Umgebung die hohe Felswand des Ufers und die heftige Brandung weder auszuſteigen noch zu baden erlaubte, beruhigte er ſich, und wir kehrten, nachdem unſer Boot eine Stunde lang von den Wellen luſtig hin- und hergeworfen war, und die flehentlichen Mienen des knappen Touriſten die Annäherung eines kleinen Anfalles von Seekrankheit verriethen, wieder in den Hafen zurück. Es war inzwiſchen

Abend geworden; das weite Panorama der Appeninen, der unzähligen Dorfschaften der Rechten und Linken von Genua, das steinerne Amphitheater der Stadt selber erglänzten in zartrosigem Schimmer, und von allen Seiten drang das Geläute des Ave Maria zu uns in den Hafen hinab. Die Dämmerung währte nur kurze Zeit; im schattigen Dunkel fuhren wir die breite Schiffsstraße entlang, dann erscholl ein Kanonenschuß und gleich darauf glitzerte der helle Stern des Leuchtthurms in den Hafen und in die dunkele See hinaus, während zwei bis drei große Dampfer mit sachtem Umschwunge ihrer Räder und qualmenden Schlotten langsam auf die hohe See hinausschwammen. Wir stiegen aus und begaben uns, in der Absicht, die vermuthlich kühle Abendluft zu genießen, auf die Hafenterrasse, die sich breit genug, um als Exercierplatz zu dienen, zwischen der Stadt und dem Hafen ausdehnt. Die Genuesser scheinen jedoch diese Terrasse, wie sie uneigentlich genannt wird, als Abendpromenade nicht sonderlich hoch zu achten; mit Ausnahme einiger Fremden und mehrerer spielenden Kinder war Niemand anzutreffen. Von der erfrischenden Seeluft war indessen wenig zu bemerken, da das offene Meer noch eine kleine Viertelmeile davon entfernt ist und die Wohlgerüche der benachbarten Schiffsgruppen und der unter der Terrasse befindlichen Magazine bei weitem überwiegen. Bei der beträchtlichen Höhe der Häuser in der angrenzenden Straße ist auch der Anblick Genuas von diesem Punkte aus wenig malerisch, wenn man die wunderlichen Fronten der alten Gebäude, namentlich die des Croce di Malta mit seinem riesigen Ritterkreuze und der klei-

nen, über den Giebel ſich erhebenden Warte ausnimmt; erſt als der Mond ſich hinter dem Kamme der Appeninen erhob und ſein lichter Schimmer uns in den Stand ſetzte, einzelne helle Punkte der Architectur neben tiefen Schatten zu unterſcheiden, wurde die Rundſicht erfreulicher, wenngleich ſie weit jenen herrlichen Ausſichten nachſtand, die wir einſt auf der Piazetta zu Venedig genoſſen hatten.

„Je länger ich mich in Genua umſehe," ſagte Mr. Jerôme, „deſto mehr werde ich in den Erwartungen getäuſcht, mit denen ich hergekommen bin; eine Menge Verhältniſſe haben mir bisher noch nicht geſtattet, den Süden von Europa zu bereiſen, ich kenne England und Frankreich, aber über Italien habe ich mich nur aus Reiſebeſchreibungen unterrichtet und finde, daß die Herren dieſe Städte und Gegenden denn doch mit allzuoptimiſtiſchem Auge anzuſehen pflegen; auch Sie haben auf unſerer Spazierfahrt (hier wandte er ſich an mich) von dem angeborenen künſtleriſchen Sinne der Bevölkerung geſprochen, aber wo findet ſich denn hier Geſang und Saitenſpiel? wo ſind denn dieſe Serenaden, mit denen ſich alle ſchwärmeriſchen Touriſten beſchäftigen, von denen alle unſere Opern voll ſind? ich höre nichts als das abſcheuliche Geſchrei der Mauleſel, das mich nun ſchon den ganzen Nachmittag und Abend über verfolgt!"

Der gute Landsmann ſagte nicht die Unwahrheit; heute ſchien der Geſangverein der Mauleſel von Genua eine beſonders zahlreiche Zuſammenkunft zu halten, denn der Lärm ihrer Stimmen in der unteren Straße wollte gar nicht aufhören, und wir begaben uns endlich, um den gequälten Ohren einige Ruhe zu gönnen, in unſer

Hotel zurück und legten uns nach den Anstrengungen des mühseligen Tages zur Ruhe. Die aufmerksame Dienerschaft hatte unterdessen die Jalousien und Fenster geöffnet und die Betten aufgedeckt, um möglichst kühle Luft in die hohen Räume zu lassen und uns eine ruhige Nacht zu verschaffen. Mr. Jerôme machte mit hohem Anstande seine Toilette, die ihn eine starke halbe Stunde beschäftigte, und legte sich dann gleich mir zu Bett, der ich ihm nach der kurzen Procedur einer kalten Uebergießung längst vorangegangen war. An Schlummer war indeß ungeachtet unserer besten Vorsätze, nicht zu denken. Es war halb 11 Uhr, ohne daß die Hafenbevölkerung von Genua die Absicht zu haben schien, zur Ruhe zu gehen. Aus dem Bogengange unter unseren offenen Fenstern drang aus den kleinen Tabagien und Herbergen ein wilder, zwischen Geschrei und Gesang mitten inne schwebender Lärm empor, und auf der Straße wurden von kräftigen Stimmen Matrosenlieder gesungen, in welche sich das unaufhörliche Wehgeschrei der Maulesel mischte. Dieses unleidliche Notturno hielt bis gegen Mitternacht an, worauf endlich eine vielversprechende Stille von fünf Minuten eintrat, und wir uns gegenseitig schon Glück zu wünschen begannen, als sich plötzlich unter unseren Fenstern, mitten auf der Straße das Jammergeschrei eines kleinen Knaben erhob, der auf eine unbegreifliche Weise dort hingekommen, sich mitten auf das Pflaster niedergesetzt hatte und nun plötzlich einen Haufen von mehreren hundert Personen um sich versammelte, deren jede ihre Hypothese über das plötzliche Erscheinen des kleinen Knaben aussprach und die geeigneten Pläne zu seiner Unter-

bringung für die Nacht oder die Auffindung ſeiner werthen Eltern ausſprach. Nachdem dieſe Verhandlungen abermals eine halbe Stunde gedauert hatten, ohne daß die benachbarte Wache am Hafen die geringſte Notiz davon nahm, oder ſich die ehrwürdige Geſtalt eines Nachtwächters zeigte, löſte ſich die improviſirte Volksverſammlung endlich auf und entfernte ſich als Gefolge eines Mannes, der den kleinen Knaben auf die Schultern genommen hatte, in das Innere der Stadt; wir zogen verzweifelnd die Betttücher über den Kopf und verſanken endlich mehr in einen Zuſtand der Bewußtloſigkeit, als des natürlichen, geſunden Schlafes. Dennoch wurde uns keine vollkommene Ruhe gegönnt. Das Geräuſch auf der Straße hatte bis dahin die ſchwächeren Laute des häuslichen Triebwerkes unterdrückt; jetzt begann es ſich überall zu regen. Ein auf der anderen Seite des Flurs gelegener Ort, den uns das deutſche Decorum zu nennen verbietet, wurde der nächtlichen Säuberung unterworfen. Die verſchiedenen Phaſen dieſer Operation mit Beſen, Bürſten und Eimern waren akuſtiſch wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen, und endlich begannen die damit betrauten Beamten des Hotels noch ein halblautes, tendenziöſes Geſpräch im genueſiſchen Dialekte, das faſt eine halbe Stunde lang anhielt und erſt mit dem Sturz eines der Redner über einen leeren Eimer endete. Als endlich Stille eintrat, ließ Mr. Jerôme ſeine Ankeruhr repetiren, — es war gerade zehn Minuten über ein Uhr.

Am Morgen wurden wir ſehr zeitig wieder durch den Straßenlärm geweckt. Das Repertoir war daſſelbe, wie am vorhergehenden Tage: unaufhörliches Geſchrei

von Matroſen und Mauleſeln, Wagengeraſſel und Kindergeheul, dazu geſellte ſich aber noch der Lärm der Güterzüge auf der Verbindungsbahn, welche von den Hafenthoren und Magazinen unter der Terraſſe an ſich bis zum Eiſenbahnhof erſtreckt, und einen Theil der Straße Carlo Alberto einnimmt. Nur für Reiſende, denen ein Seehafen eine durchaus neue Erſcheinung iſt, hat es einen Sinn, in den an der genannten Straße gelegenen Hotels zu wohnen. Alle anderen Perſonen finden ein ungleich ruhigeres Unterkommen in den Albergo's im Innern der Stadt und an eleganten oberen Straßenzügen. Auf die Länge der Zeit muß das Spectakel unmittelbar am Hafenbaſſin jeden nervenſchwächeren Menſchen vollſtändig zu Grunde richten. Der Verkehr auf der Verbindungsbahn dauert eigentlich den ganzen Tag; jetzt fährt ein Zug, ſchwer beladen mit allen möglichen Frachtſtücken, ab, und nach einer halben Stunde kehrt derſelbe leer wieder zurück, um einen ähnlichen Transport nach dem Bahnhofe abzuholen. In der Nähe des Schienenſtranges werden alle nahegelegenen Gebäude, ſo feſt ſie ſein mögen, derartig erſchüttert, daß die Gläſer auf dem Tiſche klirren und man ſich von dem Beben auch aller größeren Gegenſtände unangenehm ergriffen fühlt. Mit jeder Abfahrt iſt natürlich eine laute und beifällige Kundgebung aller jener Perſonen verbunden, welche bei dem Aufladen der Güter mitbetheiligt geweſen ſind. Fährt der Zug endlich von dannen, und iſt das nöthige Warnungsſignal gegeben, ſo eilen alle Kinder aus den Häuschen, welche dicht vor der Hafenteraſſe unmittelbar an der Bahn ſtehen, in die Hausthüren zurück, während ſie noch unmittelbar vorher

unbefangen auf den Schienen gespielt haben; die Gitter der Querverbindungen werden wieder geöffnet und der Marsch der Maulesel, Seeleute und Lastträger nach dem Hafen beginnt von Neuem. Das Hafenpersonal, insofern es nicht durch seine Berufsarbeiten an die Schiffe und die Magazine gefesselt wird, versammelt sich unterdessen in den Kneipen des Bogenganges der Straße, frühstückt und belustigt sich nach Umständen mit Tanzen und allerlei derben gymnastischen Späßen, unter denen jedoch der vorübergehende Fremde nicht zu leiden hat, da die Südländer der unteren Stände gemeinhin von Natur höflich geartete Leute sind, und sich in unbeschäftigten Augenblicken höchstens mit ein wenig Bettelei abgeben, die jedoch bei dem guten und oft leichten Verdienst in Genua nur in den oberen Stadtgegenden vorkommt und meistens von wirklich hilfsbedürftigen Leuten geübt wird.

Unter den beschriebenen Umständen konnte von einem Morgenschlaf nicht die Rede sein. Mein Stubengefährte, Mr. Jerome, kleidete sich eben so rasch als ich an und wir eilten nach dem Hafen, um das uns schon am vorhergehenden Tage von unserem Bootsführer versprochene Seebad zu nehmen. Unseren Freund, den knappen Touristen, zur Mitfahrt zu bewegen, war nach längerem Pochen an seiner Zimmerthür ganz vergebens. In Folge des Ueberflusses von Mailänder Chocolade, den der Diätetiker angeblich an Moleschotts System während der Reise zu sich genommen, war er seiner Angabe nach während der Nacht in eine peinliche Schwäche verfallen, und der kleine Anfall von Seekrankheit auf der gestrigen Abendspazierfahrt hatte ihm außerdem alle Lust benommen, sich

noch einmal auf der See zu versuchen. Mit schwacher Stimme bat er uns allein hinauszufahren und ihm noch einige Stunden Morgenruhe zu gönnen, da er in der ersten Hälfte der Nacht zwar nicht durch Straßenlärm, dafür aber durch die heimtückischen Anfälle jener kleinen Raubthiere, welche ganz nach Art des Katzengeschlechts ihr Opfer aus dem Hinterhalte anspringen und ihm das Blut aussaugen, um seinen Schlummer gekommen war.

Unser Bootsführer wartete bereits mit seinem Gehülfen auf unsere Ankunft. Wir hatten uns mit dem nöthigen Leinenzeug versehen und Mr. Jerome äußerte unverholen seine Freude über den ihm bevorstehenden Genuß eines kühlen Bades. Das Hafenbassin bot denselben Anblick wie gestern, nur herrschte an Bord aller Schiffe die gewöhnlichere regere Thätigkeit eines mit den Morgenarbeiten beschäftigten Schiffsvolks. An Bord aller Fahrzeuge wurde gewaschen und frischer Proviant von Fleisch und allerlei Grünzeug eingenommen; man besserte Segel aus, an den Tauen hing Wäsche zum Trocknen und von allen Seiten ließen sich die emsigen Schiffs-Capitäne durch ihre Mannschaften nach der Stadt rudern. Die breite Wasserstraße in der Mitte war bewegter als gestern, und der Wind drang durch die Mündung des Hafenbassins mit größerer Lebhaftigkeit und Frische hinein. Wir ruderten rasch an der Fregatte „Duca di Genova" vorbei und erreichten nach kaum einer halben Stunde die offene See. Der gestrige Sirocco hielt auch heute an, die Luft war von außerordentlicher Reinheit und die Höhe der Wogen so beträchtlich, daß wir Beide froh waren, von der Gesellschaft des Herrn

Spinnecke befreit zu ſein, da derſelbe wahrſcheinlich ſchon nach den erſten fünf Minuten die äußerſten Geheimniſſe ſeines Innern hervorgekehrt haben würde.

„Iſt es noch weit nach der Badeanſtalt?“ fragte Mr. Jerome den Bootsmann. Der gute Mann ſchüttelte den Kopf, gab dienſtbefliſſen ſeinem Gefährten einen Wink, worauf dieſer unter einem Haufen zuſammengerollten Segeltuches eine kleine, mit zwei eiſernen Haken verſehene Treppe hervorzog und ſie an der rechten Seite des Boots neben das Steuerruder befeſtigte. „Ziehen Sie ſich nur ruhig aus,“ ſagte der Bootsführer „und ſpringen Sie getroſt in die See, wir bleiben ganz in Ihrer Nähe. Wenn Sie aber nicht ſchwimmen können, ſo ſteigen Sie über die Treppe langſam ins Waſſer, und halten ſich an den Stufen feſt; der Wellenſchlag wird Ihnen nichts thun.“ Nach dieſen Worten wandte der Bootsführer unſer Schifflein mit der Schärfe des Kiels gegen die heranrollenden Wogen, und ließ uns Zeit, die nöthigen Vorkehrungen zum Seebad zu treffen. Ich muß geſtehen, mir wurde bei dieſem freundſchaftlichen Angebote eben ſo peinlich zu Muthe, wie meinem eleganten Reiſegefährten; derſelbe hatte, als die Treppe ausgehängt wurde, ſtatt ſeine Kleidungsſtücke zu lüften, ſeinen Sommerrock vielmehr bis an den Hals zugeknöpft und blickte dem Bootsführer mit unverhohlenem Abſcheu ins Geſicht. „Wie denken Sie über dieſe Genueſen?“ ſagte Mr. Jerome zu mir. „Wir können zwar Beide ſchwimmen; allein um einen ſolchen Wellenſchlag zu überwinden, ohne doch wenigſtens für Augenblicke, feſten Grund und Boden unter den Beinen zu ſpüren, dürften jugendlichere Kräfte

als die unſrigen erforderlich ſein. Wer ſteht uns dafür, daß in dem Momente, wo wir über die ſchmale Treppe in die See hinabklettern, die nächſte heranrollende Welle uns nicht loßreißt und zwanzig Fuß weit hinter das Boot zurückwirft?“ Als ob die See es mit uns gut meinte und die nöthigen Belege für die Richtigkeit der Behauptung des Mr. Jerome beibringen wollte, rollte bei ſeinen Worten ein, mit einem leichten Schaumkranze gekröntes hellblaues Ungeheuer von etwa zehn Fuß Höhe gar munter heran, hob unſer Boot, daß die Spitze deſſelben eine Sekunde lang faſt ſenkrecht gen Himmel ſtand, und ließ uns unmittelbar darauf in ein tiefes ſpiegelglattes Waſſerthal hinabſinken, bei welcher Gelegenheit ein Theil der Wogenſpitze ſich an dem Bootorande brach und einen reichlichen halben Eimer Waſſer über uns ergoß.

„Wenn ſie keine andere Gelegenheit zum Baden in der See vor dem Hafen haben,“ ſagte ich zu dem über unſere Furchtſamkeit erſtaunten Bootsführer, „ſo fahren Sie uns nur gleich in den Hafen zurück. Dieſer Art, uns einen Genuß zu verſchaffen, ſind wir Beide nicht mehr gewachſen; es wären dazu längere Studien, und beſondere Schwimmübungen im bewegten Meere nothwendig, zu denen es uns an der nöthigen Zeit, und dem gehörigen Humor fehlt.“ „Wenn ich mich recht erinnere“ fügte Mr. Jerome hinzu: „So giebt es in dieſen Gewäſſern auch eine gewiſſe Sorte von kleinen Haifiſchen, die ſich zuweilen das Vergnügen machen, in einiger Entfernung von dem Hafen die Schwimmer, wenn nicht zu verſchlingen, ſo doch anzubeißen; nun wir haben Beide wohl keine Luſt, nüchtern, wie wir ſind, auf das eigene

Frühstück zu verzichten, und als Frühkost dieser aufgeweckten Meerbewohner zu dienen.“ Der Bootsführer gestand, daß allerdings dergleichen kleine bissige und mit gutem Appetit gesegnete Haifische in den Gewässern von Genua vorhanden seien, daß sie aber gewöhnlich durch das Geräusch der Ruder verscheucht würden, und nur ausnahmsweise einem Schwimmer thätlich zu Leibe gingen. Diese naturwissenschaftliche Auseinandersetzung, sowie die traurigen moralischen Gefühle, welche aus unseren noch leeren Mägen entsprangen, verminderten unser Wohlgefallen an der sonst nicht unangenehmen Schaukelfahrt, und wir ließen uns nach Verlauf einer ferneren halben Stunde unter Verzichtleistung auf jedes fernere Seebad im tiefen Meere, nach der Stadt zurückrudern. Noch gaben wir die Hoffnung nicht auf, in einer reichen Handelsstadt, die unmittelbar am schönsten Meere liegt, mitten in der eigentlichen Badezeit des Jahres durch den Hotelbesitzer oder einen Lohnbedienten zu erfahren, wo denn eigentlich die comfortable Anstalt liege, in welcher die Einwohner ihre regelmäßigen Seebäder nehmen.

Als wir im Hotel ankamen, fanden wir unsere Reisegefährten mit dem Kaffe beschäftigt, dessen Genuß Frau von Gorwitz nur insofern unterbrach, um verschiedene Notizen aufzuzeichnen, welche ihr ein nahestehender Kellner mittheilte. Der Einfluß der speculativen Schweizer dehnt sich nachgerade schon bis an das Gestade des mittelländischen Meeres aus. Der Styl und Preis des ersten Frühstücks in den genuesischen Hotels erinnert an die „drei Könige“ in Basel, oder an das „Hotel Baur“ in Zürich; man zahlt überall anderthalb Francs, ohne jedoch

dafür etwas anderes, als den gewöhnlichen mittelmäßigen Kaffee, frisches Brot und Butter zu erhalten; von Honig, eingemachten Früchten und feinem Gebäck wie in der Schweiz ist dagegen nicht die Rede. Wir theilen dies zur Warnung für sparsamere Reisende mit, da man in den gewöhnlichen italienischen Kaffeehäusern dasselbe, zwar in einer minder eleganten Gestalt servirt, dafür aber auch für den dritten Theil des Geldes überall erhält. Die großen genuesischen Hotels sind ganz nach schweizerischer Art eingerichtet, und der Reisende wird dort, was Bougies, Trinkgelder und alle sonstigen außerordentlichen Bedürfnisse anbelangt, in der gewöhnlichen Form geschröpft. Wer sich dem entziehen will, ist genöthigt, ein gewöhnliches Albergo zu beziehen; in diesen herrscht noch die gute alte Sitte der italienischen Wirthe, d. h. der Fremde liegt dort nur in Schlafstelle und die Höhe aller Trinkgelder ist von seinem guten Willen abhängig.

Nach dem Frühstück machten wir uns auf den Weg, um das Innere der Stadt in Augenschein zu nehmen. Nach dem lithographirten Plane von Genua scheint es schwer, sich in der Stadt zu orientiren. Es ist indessen ungemein leicht, sich in allen der Besichtigung werthen Hauptgegenden zurechtzufinden, sobald man die beiden wichtigsten Straßenzüge festhält. Wenn man sich den weiten Bogen, der in der Nähe der Eisenbahnstation mit der Via Balbi beginnt, und in der Nähe der Piazza nuova endigt, und durch seine Breite vor allen übrigen genuesischen Straßen hervorsticht, als Hauptader des Verkehrs denkt, so bildet die längs des Hafenbassins hinlaufende Via Carlo Alberto die Sehne dazu; innerhalb dieses

Halbkreises liegt nun fast Alles, was der Reisende im eigentlichen Genua aufzusuchen nöthig hat. Die enge, aber von einem unaufhörlichen Menschengewühl belebte Hauptstraße, die unter dem Bogengange neben dem Hotel Feder beginnt, und in der Nähe der Post endigt, stellt gewissermaßen einen zwischen Sehne und Bogen liegenden Pfeil vor; so daß man sich schwerlich verirren wird, wenn man aus jeder Stadtgegend nach einer dieser drei Straßen hinsteuert. Man hat nur zu merken, daß man bergab in die Via Carlo Alberto, bergauf stets in den wichtigsten Straßenzug gelangt. Bei diesem Verfahren wird man stets, man mag sich auch noch so tief in dem wirren Straßenknäuel der Stadt verloren haben, und in den Namen der Gäßchen nicht aus und ein wissen, ohne den entsetzlichen Dialekt der Eingeborenen zu verstehen, immer in eine Stadtgegend gelangen, von wo aus man sehr leicht in seine Wohnung zu kommen vermag.

Die in der Nähe des Hotel Feder gelegene Börse gehört für jeden aufmerksamen Beobachter des menschlichen Lebens und Treibens zu den angenehmsten Aufenthaltsorten. Hier kommt vom frühen Morgen an, bis tief in die Nacht, Alles zusammen, was sich mit Handel und Schifffahrt beschäftigt, und der kleine freie Platz vor dem schönen alterthümlichen Börsensaale und den angrenzenden romantischen Gebäuden ist bei schönem Wetter gleichsam der Sprechsaal der Genuesen mittleren Standes. Originelle Gestalten aus allen an das mittelländische Meer grenzenden Ländern finden sich hier zusammen, und alle drei Schritte begegnet man einem anderen Costüm, hört man eine andere Sprache; unbeachtet und ungezwungen

darf der Fremde ſich in dieſem unterhaltenden Gewühl bewegen und ſich mit der Betrachtung der eigenthümlichen Erſcheinungen beluſtigen. Von der Börſe aus gelangt man unmittelbar in die Straße der Goldſchmiede (Orefici), deren Beſuch wir vornehmlich allen Touriſten empfehlen möchten. Von jeher waren die genueſiſchen Goldarbeiter durch ihr „Filigran“ und die Behandlung der Corallen berühmt, die an mehreren Küſten Italiens von hoher Vortrefflichkeit gefunden werden. Letztere zeichnen ſich vor allen anderen Sorten durch ihre zarte, blaſſe Fleiſchfarbe aus, die in einer geſchmackvollen goldenen Faſſung den herrlichſten Schmuck eines ſchönen Frauenhalſes bilden. Wir möchten ein ſchönes Armband und ein reiches Collier von genueſiſchen Corallen ihrem feinen Ausſehen nach ſelbſt den koſtbarſten Brillanten vorziehen. Wer jedoch in ſeiner Liebhaberei für dergleichen Toiletten-Gegenſtände von ihrem Preiſe ausgeht und nur das Theuerſte für das Schönſte hält, kann hier beträchtliche Summen loswerden. An den Schaufenſtern ſtehen Armbänder, für welche man drei bis viertauſend Franc fordert, und ſelbſt winzige Ohrringe und Tuchnadeln werden ſelten unter vierzig bis fünfzig Franc verkauft. Nur die ſilbernen Filigran-Arbeiten ſind verhältnißmäßig billig, halten aber ohne die ſorgfältigſte Verpackung den Transport ſchwer aus, ſind im Gebrauch zerbrechlich, verlieren ſehr bald ihre anfangs ſo reizende lichte Farbe, und dunkeln, in einem feuchten Klima ſehr bald bis zur äußerſten Schwärze nach. Faſt die ganze Straße enthält größere und kleinere Goldſchmiedeläden, höchſtens befinden ſich dazwiſchen Handlungen mit Toilette-Gegenſtänden, unter denen wir die

einfachen italieniſchen Fächer nennen, dieſen Hauptartikel der einheimiſchen weiblichen Koketterie, und die großen Magazine mit ſüdlichen Zuckerfrüchten, welche die Genueſen mit wahrer Meiſterſchaft zuzubereiten verſtehen. Dieſe glacirten Apfelſinen, Weintrauben, Pflaumen und Kirſchen erinnern Abends, wenn das Innere der Locale reich mit Gasflammen erleuchtet iſt, an die Früchte in jenem Zaubergarten, von dem uns der orientaliſche Dichter in dem Märchen „die Wunderlampe“ erzählt. Da die Verkäufer zugleich die Verpackung beſorgen und die Preiſe immer noch nicht allzutheuer ſind, dürften ſich dergleichen Zuckerfrüchte am beſten zu Geſchenken für die Heimat eignen. Von der Straße der Goldſchmiede aus, in welcher rechts und links eine Menge kleinere Gaſſen münden, gelangt man auf den ſogenannten Platz der Poſt, in die Nähe der wichtigſten Paläſte, der amtlichen Gebäude und Kirchen, ſowie des Aufganges nach den öffentlichen Gärten von Genua und Aqua ſola, dem beliebten Kaffehauſe, dem eigentlichen Knotenpunkt des Ortes. Die Straße aus der unteren Stadt bildet dicht vor dem Platze noch eine Art, mit eiſernen Geländern umgebenen Schachtes, oberhalb deſſen Abends die Anwohner ſich verſammeln, und auf den Stangen und den ſteinernen Stufen der Poſt ſitzend, mit einander plaudern. Der italieniſche Städter macht nach vollbrachtem Tagewerk nicht ſo viele Anſprüche auf Zerſtreuung und Lebensgenuß, als unſere deutſchen Landsleute; doch iſt er auch weit entfernt, den Tag über ſo angeſtrengt und anhaltend zu arbeiten.

In dem Hauptſtraßenzuge oberhalb des Hafens entwickelt ſich das ſtädtiſche Leben von Genua in aller ſeiner

Mannigfaltigkeit. Wenn man in der Verflechtung der am Abhange vor dem Hafen gelegenen Straßen die Marine mit allen zu ihr gehörigen Handwerken findet, kann man sich hier eben mit den eigenthümlichen Erscheinungen der italienischen Civilisation beschäftigen. Gleich auf dem ersten Spaziergange wird der Nordländer durch einen der wunderlichsten Gegensätze überrascht, denn es kann wohl nichts Frappanteres geben, als neben Weltgeistlichen und den Brüdern der verschiedenartigen Mönchsorden den fliegenden Buchhandel in voller Blüthe entfaltet zu sehen. Es war zwölf Uhr Vormittags, der Gottesdienst in den kleinen Kirchen der inneren Stadt und der Schulunterricht mochte geschlossen sein, aus den engen Gassen und Gäßchen kamen überall ältere und jüngere Geistliche in die Hauptstraßen hinauf, und begaben sich größtentheils in ernsthaften Gesprächen in die obere Stadtgegend; zugleich stand aber fast vor jeder breiteren Front eines Palastes ein Verkäufer von Zeitungen und politischen Zetteln, und hielt allen Vorübergehenden, mit ganz besonderem Eifer aber den Fremden, seine leichte Waare unter die Nase. Außer den gewöhnlichen, von unseren deutschen Zeitungen citirten, und dem Publikum ihren Namen nach bekannten Blättern, bestand der gefragteste Artikel offenbar in den Briefen Garibaldi's, deren einer, gestern von Caprera angelangt, sogleich der Presse übergeben worden und eben im Druck erschienen war. Ueberall erschallte das Geschrei: Lettere di Garibaldi! Alte Männer, Weiber und kleine Jungen hielten die Papierblättchen in die Höhe, und aus der lebhaften Betheiligung des laufenden Publikums ließ sich schließen, welche

Verehrung der Mann unter dem Volke genoß. Die Händler schienen stillschweigend vorauszusetzen, daß jeder Vorübergehende den neuen Brief als ein historisches Document erstehen müsse, und hatten sich vermuthlich überzeugt, daß alle Fremden dergleichen als literarisches Andenken mitzunehmen pflegen; so beharrlich verfolgten sie mich mit ihren Novitäten.

Insoweit ein rasch von Ort zu Ort eilender Tourist mit der italienischen Gesellschaft in Berührung kommt, fühlt er sich auch in fortwährender Verbindung mit dem Manne von Caprera. Garibaldi gewährt den Italienern fortwährend Stoff nicht allein zur Unterhaltung, sondern auch zur Lectüre. Er besitzt jene Liebhaberei unserer „genialischen Männer" des vorigen Jahrhunderts, täglich einige Kundgebungen brieflicher oder proclamatorischer Art aus seiner Feder fließen zu lassen, den politischen Winden zu übergeben und in die Welt zu verstreuen. Obgleich die Gäste Garibaldi's auf Caprera von dieser Eigenthümlichkeit schweigen, muß der wackere Mann doch einen beträchtlichen Theil des Tages sich damit beschäftigen, Briefe durchzulesen und zu beantworten. Er erinnert in dieser Hinsicht an Alexander von Humboldt, nur daß die Briefe des großen Naturforschers gewissenhaft als Heiligthümer der beglückten Besitzer aufbewahrt werden — es sei denn, sie wären in die Hände eines Varnhagen von Ense gerathen —, während die meisten Correspondenten Garibaldi's die empfangene Antwort auf ihre Schreiben als National-Eigenthum betrachten und sofort veröffentlichen. Garibaldi antwortet mit der größten Gutmüthigkeit Jedermann, den Gelehrten von Florenz, wie den Fisch-

weibern von Genua, den Schuſtergeſellen von Paris, wie dem Verfaſſer des „Judas Makkabäus“; er ſcheint im Gebrauch der Feder und des Schwertes gleich ſicher und feſt zu ſein. Das eben ausgegebene Schreiben war ſonſt von keiner ſonderlichen Bedeutung; Garibaldi beſänftigte augenblicklich nur einige junge Schreier, die mit emphatiſchen Worten bei ihm angefragt hatten, wie es eigentlich um die Einheit Italiens, um Venedig und Rom ſtehe, und ob es denn nicht bald wieder unter ſeiner Anführung losgehen werde. Außer den Briefen Garibaldi's führten die literariſchen Freihändler aber noch allerlei, vorzüglich für Touriſten brauchbare Wegweiſer und Eiſenbahnanzeigen; Zweideutigkeiten und politiſche Schelmereien mochten ihnen dagegen von der Obrigkeit verboten ſein. Bis auf ein ſehr ſauber und ausgezeichnet ausgeſtattetes Witzblatt, daß ich ſchon in Mailand bemerkt hatte, in welchem jedoch die ſatyriſche Behandlung der Geſellſchaft bei weitem den politiſchen Theil überwog, habe ich im Straßenverkehr nichts von Oppoſition bemerkt. Die Obrigkeit mochte den Verkauf von literariſchen Tageserſcheinungen im Intereſſe der politiſchen Aufregung der Einwohner eben ſo ſehr billigen, wie den von kühler Limonade und Eis bei der Hitze des Sommers. Nur den Fremden wurde von dem fliegenden Buchhandel etwas lebhafter nachgeſtellt; die Einheimiſchen kauften oder kauften nicht; ſie wußten im letzteren Falle immer die Händler mit guter Art loszuwerden. Von Zänkereien war nirgends eine Spur zu bemerken.

Das öffentliche Leben Genua's hat im Ganzen viele Aehnlichkeit mit dem in unſeren Hauptſtädten. Nur ver-

mißt das neugierige Auge alle glänzenden Toiletten, da das ſchöne Geſchlecht der beſſeren Stände ſich ſehr ſelten öffentlich zeigt und beinahe ein Daſein von Treibhausgewächſen führt. Wenn der Reiſende nicht förmliche Rundfahrten durch die Kirchen der Stadt anſtellt, Empfehlungsbriefe an ausgezeichnete Familien beſitzt oder ſo glücklich iſt, gute Geſellſchaft auf der Eiſenbahn zu treffen, ſo dürfte ihm kaum eine genueſiſche Schönheit zu Geſichte kommen. Einige Tage hindurch habe ich meine Ferien als Genueſiſcher Bummler genoſſen und die heterogenſten Gegenſtände der Stadt ziemlich genau kennen gelernt, allein niemals habe ich eine Dame von gewählter Toilette, ausgezeichneter Haltung und Schönheit des Geſichts auf der Straße angetroffen. Selbſt die Abends in dem Garten des Kaffehauſes von Aqua ſola am Arme ihrer Männer und Liebhaber erſcheinenden Frauen und Mädchen gehörten ſichtlich nur den unteren Ständen an; bei den Kindern ließ ſich ebenſo wenig Anmuth und Zierlichkeit der Formen bemerken. Der Geſundheitszuſtand der Stadt wird bei der Nähe des Meeres und hoher Berge als ein ſehr günſtiger geſchildert; aber die Mehrzahl der Einwohner, inſofern ſie nicht zu den im Freien und im Hafen beſchäftigten Handarbeitern gehören, leidet an einer ſehr bleichen, zuweilen ſogar ſchmutzig grauen Geſichtsfarbe, wozu nicht allein Mangel an Reinlichkeit, ſondern auch enge ſchattige Wohnungen das Ihrige beitragen mögen. Krüppel und Verunſtaltete kamen dagegen ungleich ſeltener vor, als in Mailand, doch bettelte einer in der Strada nuova, deſſen ſeltſame Verſtümmelung ich bis dahin kaum für möglich gehalten

hatte. Langſam am Palazzo roſſo vorüberwandelnd, ſah ich mitten aus dem Pflaſter die Geſtalt eines Mannes mittlerer Größe hervorragen, der etwa bis zu den Hüftknochen in der Erde zu ſitzen ſchien. Als ich näher kam, zeigte ſich, daß der Mann gar keine Beine habe, dieſe vielmehr unmittelbar unter den Weichtheilen des Leibes aus den Gelenken gelöſt zu ſein ſchienen. Der Unglückliche ſchützte den untern Theil ſeines armen Körpers durch ein Lederkiſſen und ging — auf den Händen, die er durch ein paar hölzerne, nach Art der Schuhbürſten unter den Flächen befeſtigte Sohlen, vor dem Straßenpflaſter und ſonſtigen Verletzungen zu ſichern ſuchte. Leider war aus ſeinem genueſiſchen Dialekt nicht zu erfahren, ob er ſo geboren, oder durch einen Unglücksfall in dieſe entſetzliche Lage verſetzt worden ſei. Die Gleichgiltigkeit der Genueſen bewies, daß er ſeit langer Zeit zum Armenbeſtande der Stadt gehöre, aber die zahlreichen Fremden beſchenkten ihn reichlich, und der arme Schelm mag ſich ohne Beine gut genug geſtanden haben.

Die frühen Morgenſtunden werden zur Abhaltung der Wochenmärkte benutzt, deren reichhaltigſter auf der Piazza Carlo Felice ſtattzufinden ſcheint. Die Mehrzahl des Feilgebotenen beſtand in Feldfrüchten und grünen Gemüſen, Obſt und ſonſtigen Küchengegenſtänden, unter denen die prachtvoll gefärbten Liebesäpfel, die haufenweiſe auf den ſauberen Steinplatten des Pflaſters lagen, dem Markte das heiterſte Colorit verliehen. Zum Ruhme der Damen des Orts ſei bemerkt, daß ſie ſich bei dem Handel ungleich ſtiller und manierlicher verhielten als unſere energiſchen Landsmänninnen. Es wurde laut und

lebhaft geſprochen, aber nirgends gezankt; es war nicht einmal eine Spur von Markt-Polizei zu bemerken, und die meiſten Theilnehmer mochten das Geſchäft unter dem Geſichtspunkte einer geſellſchaftlichen Unterhaltung auffaſſen. Die Haltung des Marktes erhielt ſogar durch die Betheiligung vieler männlichen Einkäufer einen weſentlich ritterlicheren Anſtrich, als in unſeren Städten. Ich hätte gewünſcht, einer unſerer Regiſſeure oder Balletmeiſter wäre zugegen geweſen, um mehrere dieſer Herrenmasken zu ſtudiren, die in früher Morgenſtunde zum Vorſchein gekommen waren, um das nothwendige vegetabiliſche Zubehör zu ihrem täglichen Lebensunterhalte zu erſtehen. Einer dieſer Herren feſſelte mich durch ſein Ausſehen dergeſtalt, daß ich eine halbe Stunde lang ſeinen Schritten folgte und alle ſeine Einkäufe genau beobachtete. Der Herr war ganz in grau gekleidet und trug neben weißen ſauberen Strümpfen blankgewichſte Lederſchuhe; um den Hals ſeines groben, aber durchaus reinlichen Hemdes ſchlang ſich ein gelb und roth gewürfeltes oſtindiſches Taſchentuch, und ſein Haupt war mit einer Zeugmütze bedeckt, deren großer Lederſchirm ſein wohlgenährtes braunes Geſicht beſchattete; ſtatt eines Rockes trug er nur eine bequeme Jacke, welche der wißbegierigen Mitwelt geſtattete, von der Vorder- und Rückſeite aus das vollendete Ebenmaß ſeiner männlichen Formen zu bewundern. Dem Alter nach mochte er ein halbes Jahrhundert überſchritten haben; aber noch immer wenigſtens den culinariſchen Genüſſen dieſes Daſeins nachgehen. Als ob er ſich freute, in dieſem glücklichen, für die Pflanzenwelt ſo viel verſprechenden Klima zu

leben, ſchwebte ein fortwährendes Schmunzeln um die Mundwinkel und Wangen des guten Mannes, das nur ein wenig durch ſeinen halb ſtechenden, halb ſchielenden Blick entſtellt wurde. Am linken Arme trug er ein zierliches, aus weißen Binſen geflochtenes Körbchen, auf deſſen Boden zierlich in Papier geſchlagen, ein Seefiſch und auf dieſem ein großer Pils lag, den der Lebemann ſo eben erſtanden hatte. Jetzt wandte er ſich an eine Verkäuferin von Liebesäpfeln, und belud ſich mit mehreren derſelben, die er, wie ſich alsbald aus dem Ankauf zweier Kalbszungen in einem benachbarten Schlächterladen ergab — zur Tomatasauce benutzen wollte. Nachdem er noch unter ſchäkernden Redensarten, von einigen Weibern, die ihn ſämmtlich mit Hochachtung und Ergebenheit behandelten, einige Wurzeln und Zwiebeln gekauft hatte, begab er ſich zu einem nahen Bäcker, und erſchien gleich darauf wieder vor der Thür mit einem goldbraun glänzenden Weizenbrode unter dem rechten Arme. Ein junger Bäckergehilfe begleitete ihn bis auf die Straße und entließ ihn mit mehren Reverenzen und Kratzfüßen. Der liebenswürdige Herr hatte mit einer ſolchen Liebe zur Sache gute Waaren eingekauft, daß ich wohl annehmen darf, er koche auch höchſt eigenhändig und laſſe ſich alsdann in ſchattiger Einſamkeit bei einer kühlen Foglietta die Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes gut ſchmecken. Weniger anſpruchsvoll und elegant trat ein anderer genueſiſcher Chevalier auf. Mit der Hälfte einer unreifen ausgehöhlten Melone näherte er ſich einem Weibe, das über einem Kohlenfeuer auf eiſerner Pfanne Seekrabben in Oel röſtete, und ließ ſich von ihr ſein naturwüchſiges

Tafelgeschirr bis an den Rand mit den beliebten Meeresbewohnern füllen. Dann setzte er sich sofort auf dem Pflaster nieder, nahm die ganze Portion als Frühstück zu sich und benutzte hierauf die Kehrseite seiner rechten Hand als Serviette und Taschentuch. In allen benachbarten, meistens reich ausgestatteten Kaffehäusern standen die Fenster und Thüren offen, aber alle Frühstücksgäste hatten die Köpfe tief in die neuesten Zeitungen gesteckt und schenkten dem lustigen Treiben auf dem Platze nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Dem Betragen der Dienerschaft in dergleichen Lokalitäten kann, in Parantheſe gesagt, kein sonderliches Lob ertheilt werden, noch in keiner andern Stadt habe ich so grobe und kurzangebundene Kellner gefunden als in Genua, trotzdem sie sich hier so gut wie in ganz Italien und Frankreich stets der Trinkgelder von Seiten des Gastes erfreuen. Die berühmtesten Kirchen der Stadt liegen an dem großen, in seiner Richtung sehr unregelmäßigen und höchst malerischen Straßenzuge, aber man braucht nur wenige Schritte bergab zu gehen und sich in das Straßengewirr auf's Gerathewohl zu vertiefen, um bald hier bald da kleinere Gotteshäuser oder Kapellen zu finden, die statt der Pforte oft nur mit einem Vorhange aus dunklen Stoffen geschlossen sind. Das Personal der Märkte begiebt sich nach abgeschlossenem Handel mit seinen Waaren in der Hand gewöhnlich in eine dieser stillgelegenen Kapellen, um seine Morgenandacht zu verrichten und dann beruhigt nach Hause zurückzukehren. Inzwischen werden alle Geschäfte geöffnet, die Buchhändler und Modewaarenhandlungen enthüllen ihre Schaufenster, die Verkäufer von erfrischenden Getränken

machen die Runde durch die Straßen und die gelb und roth angestrichenen, nicht selten mit blauen oder weißen Blumen bemalten Omnibus, bespannt mit abgetriebenen wundgepeitschten Schimmeln, fahren zu den östlichen und westlichen Stadtthoren hinein und vermitteln den Verkehr zwischen den benachbarten Ortschaften und den Stadtbewohnern trotz des Bestehens der Eisenbahn, welche nach ihrer Vollendung Genua mit Nizza verbinden wird.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich verabredet, Mittags um 12 Uhr im Café Concordia zusammenzutreffen. Nachdem ich vorher noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt, wie den Palast der Familie Pallavicini und die in demselben befindliche Gallerie besichtigt hatte, begab ich mich nach dem Palaste des Stadthauses, neben dessen rechtem Flügel der beliebte Café Restaurant liegt, und fand dort schon alle meine Reisegefährten versammelt. Die drei Herren nebst ihrer Rechnungsräthin, Frau von Gorwitz, waren eben mit dem zweiten Frühstück beschäftigt, und die gute Dame außerdem mit der Aufzeichnung der von ihr und dem Gemahl verzehrten Portionen, sowie mit der lauten Bewunderung der Größe und Trefflichkeit der einzelnen Schüsseln. Mr. Jerome verhielt sich mit gewohntem Anstande reservirt, und nur den knappen Touristen fand ich im Zustande der äußersten Niedergeschlagenheit, ängstlich beflissen, seine Schenkel dicht mit der Serviette zu bedecken, und nach einem Menschen ausschauend, dem er sein unbedingtes Vertrauen schenken konnte. Kaum war ich erschienen, als der bedrängte Mann mir einen heimlichen Wink gab, rasch aufstand, die Serviette auf den Stuhl legte und in die inneren Gemächer des Kaffe-

hauſes voranſchritt; neugierig folgte ich ihm. Als wir uns beide allein befanden, kehrte ſich der knappe Touriſt raſch um, richtete ſich gerade auf, deutete mit dem Zeigefinger auf ſeine Schenkel und ſagte: „Sehen Sie, wie ich mich zugerichtet habe!“ Obgleich ihm die hellen Thränen in die Augen traten, konnte ich doch nicht umhin laut aufzulachen. Der ungeſchickte Mann hatte einen Schoppen des dunkeln piemonteſiſchen Rothweins in dem Eifer der Mahlzeit über ſeine helle engliſche Nationaltracht gegoſſen und dadurch auf den Beinkleidern eine dem italieniſchen Stiefel nicht ganz unähnliche Landkarte in faſt violetter Farbe zu Stande gebracht.

„Was ſoll ich anfangen?“ ſeufzte Herr Spinnecke; „in dieſem Zuſtande kann ich doch nicht durch die Straßen Genuas gehen, und mich überhaupt gar nicht mehr vor Menſchen blicken laſſen? es bleibt mir nichts anderes übrig, als morgen hieſigen Orts ein neues Kleidungsſtück zu kaufen und vorläufig Sie zu bitten, geehrter Herr, mir bis dahin mit ihrer Garderobe auszuhelfen. Sie ſind zwar fünf bis ſechs Zoll größer als ich, allein im äußerſten Falle kann ich mir dadurch helfen, daß ich die Tragebänder etwas verkürze und recht gerade gehe.“

„Sehr gern bin ich bereit, Ihnen zu helfen, mein Beſter“, tröſtete ich mit mildem Wort den Unglücklichen, „nur bedaure ich ſehr, nicht im Beſitz eines ſo hellen Stoffes zu ſein, wie er zu Ihrer Weſte und ihrem Wamſe paßt. Sie müſſen alſo mit einem Paar dunkler Inexpreſſibles vorlieb nehmen, im Verlauf des Tages läßt ſich ja vielleicht noch anderweitige Hülfe ſchaffen, und es wird auch wohl einen Fleckenreiniger, oder irgend ein ſcharfes

Waſchwaſſer zur Vertilgung der Rothweinflecke in Genua geben. Verzehren Sie ruhig Ihr Frühſtück, dann wollen wir uns in aller Stille durch die einſamſten Gaſſen in unſer Hotel ſchleichen; dort können Sie getroſt Ihr Coſtüm verändern und den Lohnbedienten des Hauſes nach neuer Garderobe und einer Wäſcherin ausſenden.“ Der knappe Touriſt fand meine Vorſchläge ſo einleuchtend, daß er ſeine Faſſung wiedergewann und ziemlich getröſtet zu unſeren Freunden zurückkehrte, die gemüthlich unter Oliven-, Orangen- und Granatenbäumchen ſitzend, bei dem Geplätſcher der kleinen Fontainen mitten im Garten ſich des Lebens freuten, und die im Laufe des Vormittags geſchenen Merkwürdigkeiten kritiſch beſprachen. Mr. Jerome hatte noch immer nicht gefunden, was er nach ſeinen bisherigen Bekenntniſſen in Genua eigentlich ſuchte. Er war enttäuſcht und hatte bereits das Ehepaar von Gerwitz gefährlich angeſteckt. Das Quartett war in mehreren der berühmteſten Paläſte geweſen, aber merkwürdigerweiſe weder durch die Größe noch durch die künſtleriſche Ausſtattung derſelben befriedigt worden. Selbſt Mr. Jerome, dem ich mehr Einbildungskraft und Empfindung zugetraut hatte, wußte an der berühmten Gemäldegalerie des Hauſes Pallavicini allerlei auszuſetzen; die Gemächer des Palaſtes waren ihm nun gar kleinlich erſchienen. Nach Allem, was ich hörte, ward mir klar, daß ſämmtliche vier Touriſten, total beſtochen durch die Lektüre der Schillerſchen Tragödie, in den Straßen Genuas lauter Fiescos und Dorias, in jeder dritten Dame eine Leonore, und außerdem im zehnten Menſchen einen gelungenen Abklatſch des nichtsnutzigen Mohren zu

finden erwartet hatten. Statt in der romantischen Coulissenstadt, befanden sie sich in einem großen Mittelpunkte des Handels, unter einer rührigen, natürlich etwas prosaischen Bevölkerung, und hörten statt poetischer Klagen über ideale Freiheit und historische Größe, nur den unaufhörlichen Lärm einer rastlosen Industrie- und Handelsthätigkeit.

„Dies ist der erste Ort in Genua, an dem ich mich wohl fühle," sagte Mr. Jerome, und führte mit seiner etwas fetten und mit einem Brillant gezierten Rechten zierlich die Serviette über den Mund. „Hier im Schatten dieser zierlichen Bäume, durch den Duft der Blumen und das Plätschern der Wasser wird man doch noch an die Dichtung unseres Schiller erinnert, hier ist es vergönnt, sich schwärmerisch in die Vergangenheit zu versenken!" Gleichzeitig ergriff er mit Grazie eine reife Feige, und genoß mit einem Theelöffel ihren süßen Inhalt, um anzudeuten, daß er auch für die Reize der prosaischen Gegenwart nicht ganz unempfänglich sei.

„Was werden wir denn heute beginnen?" fragte Frau von Gorwitz, „so drückend auch die Hitze ist, können wir doch unmöglich zu Hause bleiben, denn der Straßenlärm vor dem Hotel macht mich noch wahnsinnig. Arrangiren Sie irgend ein beliebiges Vergnügen, meine Herren. Richten Sie es nur so ein, daß wir — wenn möglich — die Stadt verlassen, und uns im Freien erfrischen können."

„In diesem Fall möchte ich vorschlagen," erwiderte ich, „wir unternehmen den von allen Reisehandbüchern vorgeschlagenen Ausflug in die benachbarte Villa Pallavicini. Wenn Sie Ihr Frühstück beendet haben, können

wir gleich in der Nachbarschaft im Hause des Besitzers, die nöthige Erlaubnißkarte für unsere Gesellschaft abholen und uns dann sofort mittelst der Eisenbahn nach Pegli auf den Weg machen."

Die Reisegefährten waren damit einverstanden, und nach einer Viertelstunde standen Mr. Jerome und ich in den Büreaux des Marchese, wo eine Anzahl nahezu ministeriell aussehender Hausbeamten die Angelegenheiten und Acten der alten Familie führte und uns mit großer Höflichkeit die erbetene Licenz aushändigte. Sie war höchst elegant auf Glacépapier lithographirt und hinsichtlich des Tages und der Personenzahl mit gewandter Fracturschrift von einem der jungen Beamten ausgefüllt. Wollte der Himmel, unsere vaterländische Polizei wäre bei ihren Paßertheilungen für das schwere Geld nur halb so höflich, wie diese italienischen Officianten, die jedem anständigen Reisenden unentgeltlich den Passe-partout zur Besichtigung der Villa ihres Herrn, einer der gefeiertsten Sehenswürdigkeiten Gennas, aushändigen.

Nach der erhaltenen Anweisung mußten wir bis spätestens 4 Uhr in Pegli eintreffen. Wir hatten, da der nächste Zug erst um halb 4 Uhr von Genua abging und die Fahrt nur 24 Minuten dauert, fast noch drei Stunden Zeit, während deren wir uns in unser „Croce di Malta" begaben, und ich, wie der Schneider im Faust, meinem knappen Touristen die angebotenen Beinkleider aus meiner Garderobe anmaaß. Der unglückliche Mensch sah traurig genug in denselben aus; sie hingen sackartig um seine Lenden, wollten ihm nirgends passen, es war in der That sogar unmöglich, daß er sich mit dieser Be-

kleidung öffentlich zeigen konnte. „Das kommt von Ihrer Knauserei und Schönthuerei her," sagte ich, „selbst ein Soldat, der in das Feld rückt, muß zwei Garnituren Kleidungsstücke bei sich tragen; wie kann sich nur ein vernünftiger Mensch auf einer Reise von zweihundert Meilen mit einer so spärlichen Garderobe versehen, wie sie kaum für einen unbekümmerten Landstreicher ausreicht! Was wollen Sie denn machen, wenn Ihnen noch ein größeres Unglück begegnet und Ihnen das einzige Kleidungsstück, welches Sie für den Gebrauch in der Nacht mitgenommen haben, gleichfalls den Dienst versagt?" Bei diesen Unglück weissagenden Worten verfärbte sich mein armer Tourist; ich schwieg also aus Mitleiden, nahm ihn beim Arme, bat den Wirth, uns den Lohnbedienten mitzugeben, und brachte unter Anleitung desselben mein Mündel in eine benachbarte Handlung fertiger Kleidungsstücke. Die Auswahl war nicht groß, doch gelang es endlich, das gewünschte Objekt von richtigen Verhältnissen, nur schlechterdings nicht von der zu den übrigen Kleidungsstücken passenden Farbe zu finden; die neuen Hosen waren ungleich dunkler, und der knappe Tourist glich darin einem Alpenhasen, der während des Winters am vorderen Theile des Körpers ganz weiß geworden, bei dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit von den hinteren Läufen aus stark nachzudunkeln anfängt. Der arme Mann nahm jedoch keinen Anstoß an dieser komischen Schattirung, sondern pries sich nur glücklich, wieder ein gutsitzendes Kleidungsstück zu haben, und händigte dem Händler seine rothweingetränkten Inexpressibles mit der demüthigen Bitte ein, durch die Anwendung chemischer

Tinkturen ihre urſprüngliche Farbe ſo bald als möglich wiederherſtellen zu wollen. Vor 3 Uhr machten wir Alle uns auf den Weg und begaben uns bei der ſtarken Sonnenhitze abſichtlich durch den oberen ſchattigen Straßenzug nach der Eiſenbahn. In einiger Entfernung davor kommt man bei dem Denkmale des Columbus vorbei. Es iſt mir nicht bekannt, ob die Genueſen mit derſelben Leidenſchaftlichkeit, wie wir Deutſche, an der monumentalen Verherrlichung ihrer berühmten Männer der neueren Zeit arbeiten, was die Heroen der Vergangenheit anbelangt, ſcheinen ſie ſich jedoch eben ſo faul und gleichgiltig zu verhalten, wie unſere Landsleute. Das Denkmal des Columbus erinnert ſofort an das Kunſtwerk, welches unſere Germanen ſchon vor Jahren zum Andenken der Schlacht im Teutoburger Walde und des deutſchen Arminius beabſichtigten; der Entdecker Amerikas iſt ſo wenig wie der Befreier der Deutſchen über ſein Piedeſtal hinausgekommen. Die Fundamente zu den Heldenſtatuen ſind gelegt, aber der Ausbau ihrer Leiber läßt noch auf ſich warten, ſo gut wie der mancher zwölfjährigen Verfaſſung. Das Modell des ganzen Kunſtwerks iſt indeſſen fertig vorhanden und wird bis auf Weiteres in einer Galerie der Stadt jedem Fremden gezeigt. Ganz in der Nähe der Eiſenbahn liegt noch der Palaſt und Garten des alten Geſchlechts der Doria, den wir bei dieſer Gelegenheit gleichfalls in Augenſchein nahmen. Das Grundſtück des berühmten Dogen iſt das einzige vornehme Beſitzthum in Genua, welches ſich unmittelbar bis an das von den Molen eingeſchloſſene Meer erſtreckt und dem alten Herrn in den Abendſtunden geſtattete, ſich

von der Last der Staatsgeschäfte im Genuß der kühleren Seeluft zu erholen. Vor der Colonnade, die den Palast der Doria nach der Südseite abschließt, liegt ein kleiner anmuthiger Vorgarten, der sich besonders durch eine ziemlich üppige Citronenpflanzung auszeichnet, welche zwar nicht sonderlichen Schatten gewährt, aber doch durch ihr frisches saftiges Grün dem durch das ewige Hellblau und grelle Gelb der Stadt und Landschaft ermüdeten Auge einige Erholung bietet. Wenn nicht gerade günstige Winde von Westen und Südwesten wehen, möchte ich jedoch von der gesunden Lage des Gartens und Palastes nicht allzuvortheilhaft denken, trotzdem der würdige Doge, wie wir Alle wissen, ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, und sich bis zu seinem letzten Lebenstage einer kräftigen Constitution erfreute. Zur Linken des Palazzo bildet nämlich der Hafen eine, von steinernen Quai's eingefaßte tiefe Bucht, in welche alle schmutzigen Rinnsale der Handelsstadt ausmünden und das Bassin von Jahr zu Jahr mehr mit Schlammmassen füllen. Diese Nachbarschaft wird dadurch noch unangenehmer, daß speculative Genuesen der unteren Stände sich dort ihrer Kleidungsstücke entledigen, in die See hinabsteigen, sich in die dicke Breimasse hinabbiegen und nach metallenen, in den Küchen ausgegossenen Gegenständen mit den Händen unter dem Wasser umhersuchen. Erfreute sich der alte Doge einer humoristischen Anlage, so muß ihn seinerzeit der Anblick dieser abscheulichen Kerle, wenn sie über und über mit Schmutz bedeckt, wie Höllengestalten aus dem reinen Blau der italienischen See wieder auftauchten und ein Hufeisen, einen Kleiderhaken, ein Casserollen-

fragment mit einem wilden Triumphgeschrei in die Höhe hielten, eben so sehr ergötzt haben wie mich. Das Bild, das der Hauswart des Palastes rechts an der Ecke der Colonnade den Fremden zeigt, verräth freilich nur geringe Spuren von Humor, und erinnert höchstens an gewisse sauertöpfische Portraits von Moses, wenn die Maler ihn in der verdrießlichen Situation nach der Zerbrechung der Gesetzestafeln darstellten. Im Innern des Palastes ist nur wenig zu sehen, obgleich die Stadt die ruinirten Wände hat wieder herstellen und neu anmalen lassen. Kunstwerke sind nicht vorhanden, und die Wohngemächer und Empfangssäle gleichen in ihren Dimensionen, nicht aber hinsichtlich der architektonischen und malerischen Verzierungen den Zimmern im venetianischen Degenpalast. Man bemerkt alsbald, daß in Genua der Zahn der Zeit ungehinderter an den Denkmälern der Vergangenheit zu nagen vermochte, als in dem, Jahrhunderte lang vor historischen Umwälzungen geschützten Venedig, denn es läßt sich nicht voraussetzen, daß die Wohnstatt eines so mächtigen und einflußreichen Geschlechts sich immer in diesem mehr als einfachen und ganz kunstlosen Zustande befunden habe. Fünfzehn Minuten später befanden wir uns auf dem Eisenbahnhofe und schlossen uns allen jenen Krauthasen an, welche mit ihren Einkäufen Genua verließen und in ihre kleinen Heimathsorte zurückzukehren gedachten.

Die sich in den Wagen zweiter Klasse ansammelnde Reise-Gesellschaft war nicht von sonderlicher Eleganz. Einmal treibt die anhaltende drückende Hitze Jeden dazu, seine Kleidung so leicht und bequem als möglich einzu-

richten; dann aber hält der Italiener auch bei seinem angeborenen Geschmack wenig von einer sogenannten correcten Toilette, und gefällt sich sogar im öffentlichen Leben in einem beinahe häuslich behäbigen Kostüm. Die Touristen, welche den ersten Nachmittagszug zu ihrer Heimkehr benutzen, bestanden überdies einfach aus anspruchslosen Kleinstädtern, welche nur zur Besorgung ihrer Geschäfte nach Genua gegangen waren, und es nicht für nöthig gehalten hatten, dazu ihre Feierkleider anzulegen. Wir befanden uns in einer Modellsammlung von Figuren, welche mit den Effecten einer alten Kleiderhandlung ausstaffirt schienen. Ein Studiosus von älteren Trachten fand hier die Garderobe der letzten Jahrzehnte des vorigen und der ersten unseres Jahrhunderts fast vollständig vertreten. Nur der Dreimaster, die gelben Stulpstiefeln und der Zopf fehlten. Da war der schwalbengeschwänzte Frack, der kühn geschwungene Hut mit der breiten ausgehöhlten Krämpe, der Oberrock mit Aermeln in der Form von Schöpsenkeulen, man konnte Westen sehen, so kurz, daß sie kaum die Herzgrube bedeckten, und andere, die weit über den Nabel hinunterreichten; Beinkleider, die kaum das Knie bedeckten, und wieder andere, so weit wie Mehlsäcke bemerken, darin steckte nun eine überaus vergnügte, und ohne Aufhören unter einander plaudernde Mannschaft. Die Damen hatten der heutigen Modetracht dagegen schon größere Concessionen gemacht; sie standen etwa in den vierziger Jahren unseres ländlichen Geschmacks und zeichneten sich bis auf ein Exemplar, das nur durch einen Irrthum in die zweite Klasse gekommen war, und schon auf der nächsten Station degradirt wurde,

durch eine angenehme weibliche Haltung aus. Diese erwähnte Schöne erfüllte durch ihre Gesticulationen und mehrfache gymnastische Bewegungen, welche auf das Vorhandensein von mehrfüßigen Einwanderern hindeuteten, namentlich Frau von Gorwitz mit Entsetzen. Zu ihrer Beruhigung wurden wir sie schon in Cornigliano für immer los.

Die Eisenbahn zieht sich fortwährend zwischen den Appenninen und den Küsten hin, bald in geringer Höhe über der Meeresfläche, bald auf steinernen Dämmen oder durch künstlich in den Fels gesprengte Hohlwege. An den Bergabhängen zur Rechten wird eine reiche Gartencultur getrieben, die Küstenbewohner zur Linken der Eisenbahn beschäftigten sich natürlich überwiegend mit dem Seewesen, und Sestri, die letzte Station vor Pegli, scheint sogar für Genua eine Centralstelle des Schiffbaues kleinerer Fahrzeuge zu sein. Hart am Strande standen zwischen zwanzig bis dreißig Zweimaster, die Mehrzahl schon ihrer Vollendung ziemlich nahe, und sahen dem Moment entgegen, wo sie vom Stapel gelassen werden sollten.

„Schon seit unserer Abfahrt von Genua," sagte Mr. Jerome, untersuche ich aufs genaueste das ganze Meeresufer, um die geringste Vorkehrung zum Baden zu treffen; Alles vergebens, selbst hier, wo der Strand ganz flach ist, und sich ungeachtet des etwas steinigen Grundes ein leidliches Seebad herstellen ließe, denkt kein Mensch an eine Badeanstalt. Es ist mir unbegreiflich, daß die anscheinend ziemlich wohlhabenden Einwohner dieses Städtchens so dicht am Meere nicht das Bedürfniß empfinden

ſollten, ſich an jedem Morgen im Seewaſſer zu erfriſchen."

„Entſchuldigen Sie," antwortete ich, „dort neben dem letzten Dreimaſter, etwa fünfhundert Schritte hinter dem umgeſtürzten Boote, ſcheint ſo etwas wie eine kleine Badehütte vorhanden zu ſein." Mr. Jerome bediente ſich ſeiner Lorgnette, und bewies mir durch den leuchtenden Ausdruck ſeiner Geſichtszüge, daß ich recht geſehen hatte. Dicht vor den erſten Häuſern von Vegli ſtand ein ärmliches Strohhüttchen, wie es die Steinklopfer neben unſeren Chauſſeen zu errichten pflegen, und wurde augenblicklich von einigen Knaben des Ortes als Garderobe benutzt. Es ſchien in der That die Badeanſtalt der Nobleſſe von Vegli zu ſein, gewährte aber wenig mehr Bequemlichkeiten als der ärmſte Bauer ſeinem Hofhunde zu geſtatten pflegt. Die badende Jugend benutzte das Häuschen jedoch in dieſer ungewöhnlichen Stunde, des vorhandenen Comforts wegen aus! — eine genügſame, unverdorbene Jugend. Mr. Jerome war durch die überraſchende Einrichtung ſichtlich ganz in Anſpruch genommen worden. „Was meinen Sie," ſagte er, „wenn wir hier den Verſuch machten, in der See zu baden? Da wir ſchon um zwölf Uhr gefrühſtückt haben, iſt es uns gewiſſermaßen noch Vormittagszeit, und ohne Gefahr für unſere Geſundheit." Zugleich lüftete der arme Mann ſeine Cravatte, als könne er den Moment kaum erwarten, wo er in die klaren Wogen des ſchönen Meeres ſteigen würde.

„Vergeſſen Sie nicht," ſagte ich, „daß unſere Eintrittskarten für die Villa nach vier Uhr ungültig werden,

und daß wir nur noch eine Viertelstunde Zeit haben, uns bei dem Garten-Inspektor zu melden. Wenn Sie daher baden wollen, müssen Sie auf den Besuch der Villa verzichten. Sollten wir aber nicht gar zu lange aufgehalten werden, so können Sie ja später ihre Lust büßen. Der letzte Zug kehrt, wie Sie wissen, erst um halb acht Uhr nach Genua zurück."

Meine Bemerkung leuchtete Mr. Jerome ein, und da der Zug in der nächsten Minute an dem kleinen zierlichen Perron von Pegli hielt, war von dem Seebade nicht weiter die Rede. Wir stiegen die eleganten steinernen Stufen aus der tiefen Felsschlucht, durch welche die Metallstraße sich gerade hinzog, in die Höhe, durchschritten das freundliche Stationsgebäude, und befanden uns vor der Thür eines sehr wohl eingerichteten Restaurants, der sich sichtlich nicht der Einwohner von Pegli wegen, sondern nur zu Gunsten der einkehrenden zahlreichen Fremden hier so nobel etablirt hatte. Wir wurden von Kellnern in weißen Cravatten und feiner schwarzer Gala-Toilette empfangen, und bestellten, da wir erfuhren, daß die Besichtigung der Villa reichlich zwei Stunden in Anspruch nähme, für sechs Uhr unser Diner, nicht ohne einigen Widerspruch der Frau von Gerwitz, welche den Satz von vier Franks für die Person in Betracht der Fortsetzung ihrer Reise nach Florenz viel zu hoch fand, jedoch von dem Männerquartett sofort überstimmt wurde. Zur Rechten des Restaurants führte eine zierliche Brücke unmittelbar zu der Pforte der Villa Pallavicini.

Schon bei einer allgemeinen Uebersicht entdeckt man, daß die gesammte Anlage der Villa sich wesentlich von

den meisten ähnlichen Grundstücken in der Umgebung Genuas unterscheidet. Das Terrain steigt von einer geneigten Fläche in einer Höhe von zweihundert Fuß über der Meeresfläche allmählig bis zu einem Hügel von etwa tausend bis zwölfhundert Fuß am Abhange der Appenninen auf. Das sonst so kahle und für das an Wiesengrün, Wasser und schattigen Wald gewöhnte Auge des Nordländers meistens unerquickliche Kalkgebirge des Südens scheint schon vor Jahren hier mit großer Mühe neu aufgeforstet zu sein, denn nicht weit hinter dem modernen Palaste und den nächsten breiten Blumenbeeten und Gebüschen beginnt eine junge Waldung, in der sich sogar Stämme von Laubholz zeigen, welche beinahe die Stärke eines Schenkels erreichen. Eine derartige Waldung erstreckt sich von der Villa aus beinahe bis zu den höchsten Gipfeln der Appenninen, und der Anblick wäre nach unserer langen Entbehrung gewiß höchst erfreulich gewesen, hätte sich nicht seit einer halben Stunde der Himmel bedeckt und die Höhen in einen gelbgrauen Nebel gehüllt, der bis zum Spätabende mit einem Gewitter drohte und unsere Freude einigermaßen im Schach hielt. Wir wurden in dem Portierhäuschen der Villa mit vieler Höflichkeit empfangen und sogleich einem der Führer übergeben, welche den Tag über sich mit Gartenarbeiten beschäftigen, von vier Uhr Nachmittags an aber mit den Neugierigen die Anlagen durchwandern. Der Cicerone war wohl nur dazu angestellt, die fremden Gäste durch den Garten zu führen, allein der gute Mensch machte uns auch mit sichtlicher künstlerischer Ehrerbietung auf ein im Flur der Villa hängendes verräuchertes Gemälde aufmerk-

ſam. Es ſtellte den bekannten Vorgang zwiſchen Simſon und Delila vor; Rubens in der Pinakothek zu München ſcheint mir jedoch die Scene glücklicher componirt und techniſch vollendeter ausgeführt zu haben. Das Bild ſah aus wie der erſte Verſuch eines jungen Eingeborenen des benachbarten Pegli. Demnächſt betraten wir die vielgerühmten Anlagen und mußten uns länger als eine Stunde hindurch bequemen, bei der ſchwülen Südluft bergan zu ſteigen. »Die Natur hat bei der Jugend der Vegetation noch nicht viel für den Garten thun können, allein die italieniſche Gartenkunſt hat nichtsdeſtoweniger darin ihre Meiſterſchaft bewieſen und namentlich vom Standpunkt der Landſchaftsgärtnerei ganz Außerordentliches geleiſtet. Die von mehreren Punkten aus mögliche Ueberſicht des öſtlichen, reich bebauten Thalkeſſels, des blauen mittelländiſchen Meeres und der ausnahmsweiſe grünen Abdachung der Appenninen muß in den frühen Morgenſtunden eines ſchönen Frühlingstages in höchſtem Grade entzückend ſein. Alles, was ſonſt von Sehenswürdigkeiten und Kunſtwerken in dem weiten Grundſtück vorhanden iſt, entſpricht nur wenig einem ernſteren deutſchen Geſchmack und ſchließt ſich mehr der äſthetiſchen Anſchauungsweiſe der heutigen Italiener an. Man bemerkt ſehr bald, wie ein heiterer Principe von umfaſſenden Mitteln zu ſeiner eigenen Zerſtreuung und zur Unterhaltung ſeiner zahlreichen Gäſte allerhand architektoniſche Spielereien und Merkwürdigkeiten angebracht, und durch mancherlei klaſſiſche Zuthaten im antiken Sinne gewürzt hat. Das Meiſte läuft auf einen Witz der Baumeiſter und Gärtner hinaus. So tritt man u. a. in einen von

üppigen, aber ſorgfältig geſcherenen, Hecken umzäumten freien Platz, den eine Fülle von Blumen und kleinen Fontainen ſchmückt, die nördliche Seite des Raumes wird durch einen Miniatur-Marmortempel im römiſchen Style abgeſchloſſen, in deſſen reicher und ſauberer Ausführung doch der Gedanke: er ſei nur „Alabaſterſchnitzwerk" entſchieden ſtört. An dem Frontiſpice des kleinen Tempels befindet ſich die Inſchrift:

„Valete urbani labores, valete procul animi impedimenta, me supera convexa et silvae et fontes et quidquid est altiora loquentis naturae evehant ad deum."

Der Eindruck der ländlichen Situation iſt in hohem Grade angenehm, und man kann wirklich an einen vornehmen Römer des Alterthums denken, der, den Mühen des großſtädtiſchen Lebens entwiſcht, hier einem Cultus der Gartengötter nachhängt, aber man höre! Wir durchſchreiten den Tempel und gelangen abermals in einen ähnlichen Vorraum. Der Cicerone erſucht uns rückwärts zu blicken, und wir entdecken nun ſtatt der entſprechenden Kehrſeite einer römiſchen Façade eine ärmliche mit Stroh gedeckte Hütte, die uns wahrſcheinlich die ernſte Moral nahelegen ſoll, daß, wie in ſlaviſchen Landen, ſo auch hier hart neben Reichthum und Vornehmheit die bitterſte Armuth ſich anzuſiedeln gewohnt ſei. Weiterhin findet ſich eine künſtliche und in ihrem oberen Mauerwerk in anſcheinendem Verfall befindliche Ritterburg mit mehreren, den mittelalterlichen Einrichtungen nachgebildeten kleinen Zimmerchen, eine überaus lächerliche und ſelbſt den knappen Touriſten befremdende Spielerei. Das Beſte an dieſem

Nürnberger Tand iſt noch der im Erdgeſchoß befindliche Brunnen, der unſere trockenen Gaumen wenigſtens durch einen Trunk lauwarmen Waſſers erfriſchte, und die herrliche Ausſicht von den Zinnen, auf denen wir einige ſicilianiſche Weltprieſter vorfanden, welche die jetzt in ihrem Vaterlande herrſchende größere Reiſefreiheit zu einem Ausfluge nach dem Norden des Vaterlandes benutzt hatten. In der Nähe befindet ſich eine Menge heimtückiſcher Waſſerkünſte. Zuerſt wurden wir in ein Buſchwerk geführt, aus dem uns in Folge eines verrätheriſchen Druckes unſeres Führers an einer verborgenen Waſſerröhre von allen Seiten ein Sprühregen überſchüttete. Dann gelangten wir auf einen freien Platz, wo der knappe Touriſt eingeladen wurde, in einer zierlichen, reichlich vergoldeten Schaukel Platz zu nehmen und ſich nach Kinder Art zu vergnügen. Kaum hatte ſich der arme Menſch in den trügeriſchen Seſſel niedergelaſſen und machte ſo lebhafte Schwenkungen durch die Luft, daß die Schaukel nicht wohl angehalten werden konnte, als ſich aus dem oberen Querbalken abermals ein dichter Regen ergoß und die einfache Tracht unſeres Freundes bis aufs Hemde durchnäßte. In der Nachbarſchaft dieſer Schaukel wird man auch in jene künſtlichen, zum Theil mit Stalaktiten ausgeſchmückten Höhlen geführt, ohne die es keine vollſtändig decorirte Gartenanlage in Italien giebt. Die Geſellſchaft wird von dem Cicerone in einen platten Kahn genöthigt und von einem eigenen Charon auf der kaum einige hundert Quadratfuß ausgedehnten Waſſerfläche umhergefahren. Wahrſcheinlich ſoll das Ganze an die Reize des Comer-Sees erinnern, denn die Umgebung

iſt nicht nur mit allerlei etwas nippesartigen Marmorkunſtwerken verziert, ſondern nach der Idee des geiſtreichen Gartenkünſtlers erinnert auch der im Hintergrund befindliche ausgehöhlte, oder vielleicht gar aufgemauerte Fels an die Maſſen des Hochgebirges. Eine lebhafte Phantaſie kann ſich hier der Illuſion überlaſſen, auf dem Spiegel des mittelländiſchen Meeres zu ſchwimmen, denn das kleine Baſſin liegt ſo hoch, das man die weit ausgedehnten Theile des unteren Abhanges der Villa gar nicht mehr ſieht, vielmehr in ſüdlicher Richtung nur ein ſchmaler Erdſtreif, oder eine Landzunge das unermeßliche mittelländiſche Meer von dem kleinen Baſſin zu trennen ſcheint. Das wenige Waſſer ſelber iſt mit großen Mühen und Koſten weit her aus den Appenninen geleitet und bildet ſogar an einer gewiſſen Stelle einen ſogenannten Waſſerfall, der ungemein an einen fortwährend fließenden, aber nicht allzureichlichen Stadtbrunnen erinnert. Der Garten der Villa iſt, wie alle ſeinesgleichen, außerdem mit mannigfaltigen tropiſchen Gewächſen ausgeſtattet, und für den kundigen Botaniker gewiß merkwürdiger und belehrender, als die ſonſtigen Anlagen für den Naturfreund. Nachdem wir Laien geduldig die Parade einer Menge oſtindiſcher, chineſiſcher und amerikaniſcher Gewächſe abgenommen hatten, durften wir uns ein wenig nach ſechs Uhr endlich entfernen, ſobald wir dem Cicerone das reichliche Trinkgeld ausgehändigt hatten, welches in Betracht des in dem Fremdenbuch verzeichneten anſehnlichen Fremdenbeſuchs dem dienenden Perſonal eine glänzende Einnahme abwerfen muß. Das Diner im Bahnhofe konnte in Betracht des mäßigen Preiſes, in welchen nach der Lan-

desſitte der Wein mitinbegriffen war, vortrefflich heißen, nur mußten in der letzten Woche des „Juli“ fünf zarte und junge Rebhühner, welche den vorletzten Gang der Mahlzeit bildeten, das Herz jedes gefühlvollen Menſchen betrüben, der noch an Schonung und Jagdgeſetze glaubt. Meine Reiſegefährten enthielten ſich jedoch aller weiterreichenden Speculationen, erfreuten ſich der überreichlich gebotenen guten Dinge und kehrten mit mir um halb acht Uhr nach Genua zurück, nachdem Mr. Jerome noch die auf dem Bahnhofe verſammelte Jugend durch ausgeworfene Kupfermünzen zu einem Wettlaufe veranlaßt hatte, dem Frau von Gorwitz in Betracht der Prämie nur ſehr ungern ihre Betheiligung zu verſagen ſchien. Sie begnügte ſich jedoch, das Mitglied der franzöſiſchen Colonie ſeiner Verſchwendung wegen auf der Rückfahrt mit ſcherzhafter Bitterkeit zu tadeln.

Die Anſtrengungen des Tages wurden nicht belohnt, wir brachten die auf unſeren Ausflug folgende Nacht beinahe ſchlaflos zu. Das über den Gipfeln der Appeninen drohende Gewitter war nicht zu Stande gekommen, in den Straßen der Stadt herrſchte eine vollkommene Windſtille, und die aus den Garküchen, Gemüſehandlungen, Schenken und Kaffeeſtuben unter dem dunkeln Bogengange unſerer Straße aufſteigenden Wohlgerüche drangen auffallend lebhaft durch die offenen Fenſter in das Zimmer; die Temperatur genügte, um hier pflaumenweich zu kochen.

Mr. Jerome lag gleich mir wie eine zur Parade ausgeſtellte Leiche auf ſeinem breiten Bette und — ſeufzte. Er war kein junger, aber ein ſchöner Herr; das Auge jedes

Bildhauers hätte mit Vergnügen auf ihm geruht, denn man konnte ihn ſelbſt nicht mehr einfach bekleidet nennen. Aus unſeren Cigarren ſtiegen zarte Rauchwölkchen zur Zimmerdecke empor, und von Zeit zu Zeit blitzte die dunkle Gluth des brennenden Tabackröllchens auf, wenn einer der gequälten Schlafburſchen die Aſche abſtreifte. Die Hitze hatte uns beide höchſt kleinlaut geſtimmt; wir überließen uns einem traurigen Schweigen. Endlich unterbrach der Abkömmling der verfolgten franzöſiſchen Proteſtanten die unheimliche Stille.

„Denken Sie nicht gering von mir, wenn ich Ihnen ein Geſtändniß ablege: ich ſehne mich über die Alpen nach der Schweiz, nach Deutſchland zurück. Wir ſind zur unpaſſenden Zeit nach Italien gegangen.“

„Sie haben Recht, da Ihre freie Lebensſtellung Ihnen die beliebige Wahl der Jahreszeit geſtattet; zudem klagt man ſelbſt hier über die ungewöhnliche Glut des Sommers.“

„Was meinen Sie, wenn wir morgen frühe Kehrt machten und in die Schweiz zurückreiſten? Dort käme uns dieſes anhaltend trockene Wetter trefflich zu ſtatten!“

„Wollen Sie denn aber nicht wenigſtens einige der hieſigen Gemäldeſammlungen in Augenſchein nehmen?“ mahnte ich den Verzagenden in einer Regung meines künſtleriſchen Gewiſſens.

„Ich habe ſchon ſo viele Galerien geſehen, daß mich alte Bilder kaum noch anlocken. Außerdem bin ich ſelbſt ſo vollſtändig „nachgedunkelt“ — noch acht Tage und ich kann als „Rembrandt“ verauctionirt werden. Mein Sinn ſteht nur noch früh und ſpät nach einem Seebade.“

„Wenn Sie nach wie vor darauf beſtehen, lieber Landsmann, ſo wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, als morgen früh um ſechs Uhr den Dampfer zu beſteigen, und nach Spezzia zu fahren. Dort giebt es ein ordentlich eingerichtetes Seebad, das von Patienten aller Nationen beſucht wird.“ —

„Nicht tauſend Schritte weiter nach Süden! — Ach! ſchlafen — baden —“ ſeufzte Mr. Jerome faſt ſo tragiſch, wie der Prinz von Dänemark, wenn er ſeinen oft citirten Monolog beginnt.

„Geben Sie Friſt bis übermorgen!“ ſagte ich begütigend, „es wird Sie nicht gereuen, wenigſtens die Galerie im Palazzo roſſo, das Eigenthum der Familie Sala Brignole, kennen gelernt zu haben, dann ſteigen wir noch auf den Thurm der Kirche St. Maria di Carignano, um die Rundſchau Genua's und ſeiner Umgebung zu genießen, Abends ſetzen wir uns in den Garten von Aquaſola und dann ſtehe ich Ihnen unbedingt zu Dienſten, auch ich ſehne mich nach friſcher Luft, fließendem Waſſer und Waldſchatten.“

„Und das Seebad? ich ſollte am Strande des mittelländiſchen Meeres geweſen ſein, und mich nicht in ſeine Wellen getaucht haben?“

„Baden Sie reſignirt — im Hotel!“

„Schändlich — das können Sie mir zumuthen?“

„Nur weil ich Ihnen mit gutem Beiſpiele voranzugehen gedenke. Es bleibt ja das letzte Mittel der Abkühlung. Wäre eine natürliche Badegelegenheit vorhanden, hier im Hotel hinge nicht an jeder Wand ein Zettel, daß zu jeder Zeit Bäder zu haben ſeien.“

Mr. Jerome gab einen ſchwermüthigen Laut von ſich, der jedoch nicht zur gehörigen Geltung kam, denn die tiefe Stille der Nacht wurde zugleich durch einen Eſelsſchrei unter dem Bogengange unterbrochen. Der ausübende Concertiſt ſchien die Nacht an der Seite ſeines Herrn im Freien zuzubringen. Man wurde zwar an die Abenteuer Don Quixotes und Sancho Panſas erinnert, aber die Situation beſaß ſonſt nur wenig Romantik.

„Wenn wir uns doch in unſerm Elende eine Caraffe mit Limonade und ein Stück Eis verſchaffen könnten! unſer Waſſer kann nicht unter 25 Grad Reaumur warm ſein!“ ſagte Mr. Jerome.

„Die ganze Hausgenoſſenſchaft wird nur ſchlafen!“

„Die Glücklichen! aber horch! hören Sie nichts?“

Auf dem ſteinernen Pflaſter des Corridors ließen ſich allerdings ſchleppende Tritte vernehmen, die ſich unſerer Thür näherten und ganz der Manier entſprachen, in welcher die Geſpenſter in alten Schlöſſern verwegenen Eindringlingen ihre Aufwartung zu machen pflegen. Mr. Jerome ließ ſeine Uhr repetiren; es war längſt zwölf Uhr vorüber. Wir lauſchten — der Nachtwandler hielt vor unſerer Thür und taſtete nach dem Griff. Da er ihn nicht gleich fand, kratzte er ſo verzweifelt, wie Daniel in E. T. H. Hoffmanns Novelle „das Majorat von Roſitten,“ an der Holzplatte. Ich ergriff meinen Stock aus feſtem Olivenholz und ſprang auf. Das klägliche Taſten und Kratzen dauerte fort; das verdächtige Geſpenſt mußte angeredet werden. Ich ergriff das Wort mit Hamlet:

Sag'! Warum dein fromm Gebein, verwahrt im Tode,
Die Leinen hat geſprengt? warum die Gruft

Geöffnet ihre ſchweren Marmorkiefern,
Dich wieder auszuwerfen?

Noch ſchwieg das vielleicht über ſich ſelbſt nicht klare Geſpenſt; erſt als ich die Thür öffnete, vernahm ich eine bekannte Stimme: „Ich bin es ja, Spinnecke, bitte, laſſen Sie mich hinein, ich kann in meinem heißen Loche kein Auge ſchließen, erlauben Sie mir aus Mitleid, daß ich die Nacht in einem Ihrer Lehnſtühle zubringen kann.“ Mr. Jerome, ſo verdrießlich er war, lachte laut auf, richtete ſich in die Höhe, während ich das Feuerzeug ergriff und Licht anzündete. Durch die jetzt weit geöffnete Thür trat der Touriſt ein, er war nur in das unveräußerlichſte Kleidungsſtück des Menſchen gehüllt, und ſchleppte vorſorglich ſeinen Plaid hinter ſich, ſein Ausſehen war verſtört, und er glich einem Menſchen, der, wenn auch nicht von den Eumeniden, ſo doch von den Flöhen verfolgt war.

„Wir wollen Ihnen gern Gaſtfreiheit gewähren,“ ſagte ich, „und ich bin gern bereit, mit Ihnen mein Lager zu theilen, da es wohl für uns Beide ausreichen wird.“ — „Nein, nein,“ ſagte der knappe Touriſt, „wenn Sie mir erlauben, nehme ich in einem Ihrer Lehnſtühle Platz, ich mag von einem Bette gar nichts mehr hören. Damit ließ er ſich dicht an dem offenen Fenſter nieder, bedeckte ſich mit dem Plaid und machte alle Anſtalten, ſeine bis dahin mißlungene Nachtruhe wieder zu beginnen. Die Thür wurde verſchloſſen, wir legten uns abermals nieder, und nach einer, etwa bis 2½ Uhr Morgens dauernden Converſation verfielen wir alle drei endlich in jenen kümmerlichen Halbſchlummer, der die Lebensgeiſter des Menſchen mehr aufregt, als beſänftigt und erfriſcht.

Um 7 Uhr Morgens war unſer erſtes Geſchäft uns den Genuß des erſehnten Badens zu verſchaffen. So verſchwiegen die Dienerſchaft des Hauſes geweſen war, wenn ſie uns Auskunft über ein Seebad im Freien ertheilen ſollte, ſo bereitwillig zeigte ſie ſich jetzt, als wir unſern Entſchluß kund thaten, im Hauſe zu baden. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo waren die verlangten Bäder in einem reinlichen Raum mit allem nöthigen Zubehör bereitet, und das Mitglied der franzöſiſchen Colonie ſah ſich endlich in den Stand geſetzt, das längſt erſehnte Bedürfniß zu befriedigen.

Im Kaffee-Salon traf die Geſellſchaft wieder zuſammen. Das Ehepaar von Gorwitz war die Nacht nicht weniger als wir gepeinigt worden; doch hatte die begabte Dame vor den Schrecken der Hitze und üblen Luft eine moraliſche Zuflucht in ihren Reiſe-Aufzeichnungen geſucht und gefunden. Mit überlegener Miene verſicherte ſie, einen beträchtlichen Theil der Nacht mit Prüfung der Rechnungen und Niederſchreibung der am vorhergehenden Tage gemachten Ausgaben zugebracht zu haben. Mir fiel auf, daß der knappe Touriſt, während wir den Kaffee einnahmen, ſich an der rechten Seite der Frau von Gorwitz niederließ, und ein heimliches Geſpräch anknüpfte. Während der Unterhaltung des Pärchens beſprachen wir drei übrigen Herren uns über die ferneren Reiſepläne, und Herr von Gorwitz war ganz unſerer Meinung, ſchon am folgenden Tage Genua zu verlaſſen, und ſeine Reiſe weiter nach Süden fortzuſetzen. Bei der bevorſtehenden Trennung beſchloſſen wir daher den heutigen Tag in möglichſter Eintracht zuzubringen, und es

gelang mir wirklich, die Gesellschaft für mein in der Nacht entworfenes Progamm zu gewinnen. Selbst Frau von Gorwitz schloß sich demselben ohne sonderlichen Widerspruch an. In meinem Plane lag nämlich nichts, was auf besondere Ausgaben deutete, um so mehr als ich versicherte, daß wir die von mir bezeichneten Punkte ohne Aufgebot von Droschken mit der größten Bequemlichkeit zu Fuße erreichen könnten. Das Ehepaar entfernte sich, um höhere Morgentoilette zu machen. Mr. Jerome trat vor den Spiegel und glättete seine Haare, der knappe Tourist aber nahm mich bei Seite und schüttete folgendermaßen sein Herz aus.

„Seien Sie mir nicht böse, mein bester Herr, wenn ich mit Ihnen nicht umkehre, aber Sie werden wohl schon errathen haben, daß meine Vermögensverhältnisse mir nicht gestatten, alljährlich dergleichen größere Reisen zu unternehmen, ich muß daher meine Zeit und Gelegenheit so klug als möglich ausbeuten, da ich den nächsten Sommer wahrscheinlich nur in Potsdam zubringen werde. Ich habe daher Frau von Gorwitz um die Erlaubniß gebeten, mich ihnen anzuschließen und unter ihrer Anleitung Florenz zu besuchen. Frau von Gorwitz ist eine sehr geschickte und sparsame Dame, so daß ich wohl hoffen kann, mit meinem Reisegelde auszukommen, wenn sie die Oberaufsicht über die ganze Wirthschaft führt und mich an jeder unnöthigen Ausgabe verhindert. Ich habe es daher für das Klügste gehalten, ihr mein Reisegeld zu übergeben, und mich bei ihr, so zu sagen „in Pension" zu thun. Man lernt dergleichen in meiner Vaterstadt Potsdam, der Mensch ist am glücklichsten, wenn er sich

im Zuſtande der Penſion befindet, und von einem verſtändigen Auge überwacht wird, die unbedingte Selbſtſtändigkeit hat noch nie etwas Geſcheutes zu Wege gebracht. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?“ — Indem ich das Lachen verbiß, ſtimmte ich dem knappen Touriſten vollſtändig bei und lobte ſeine gehorſame Denkungsart, ſich für die Reiſe-Zukunft allen Vorſchriften der gewiegten Dame zu unterwerfen; doch verhehlte ich ihm auch nicht, daß ich für meinen Theil noch nicht dieſe hohe Stufe der philoſophiſchen Selbſtüberwindung erſtiegen habe und vorläufig meinen eigenen Entſchlüſſen zu folgen gedenke. Da das Ehepaar von Gorwitz allen Exceſſen von Natur abgeneigt ſei, werde er mit ſeinem Geldvorrathe ohne allen Zweifel ausreichen. Der knappe Touriſt war übrigens noch reichlich genug mit Napoleond'ors verſehen, um ſeine Reiſe ſelbſt bis Rom fortſetzen zu können. Nur beanſtandete ich nicht, auf den bedenklich ſpärlichen Zuſtand ſeiner Garderobe hinzuweiſen und ihm den Rath zu ertheilen, dieſelbe für den Aufenthalt in Florenz, einer eleganten und lebensluſtigen Stadt, noch hier in Genua zu erneuern, wo er wahrſcheinlich eine größere Auswahl und billigere Preiſe finden werde. Herr Spinnecke gab mir Recht, bemerkte aber als gehorſamer Schüler der Finanzkünſtlerin, er werde vorher das Nöthige mit Frau von Gorwitz beſprechen und unter ihrer perſönlichen Anleitung die nöthigen Ankäufe machen, die Inexpreſſibles des vorigen Tages ſeien aller Vermuthung noch etwas zu theuer bezahlt worden.

Kaum hatten wir unſer Geſpräch geendigt, als das Ehepaar in voller Vormittags-Gala erſchien und mich

aufforderte, ſie nach der Kirche Sta. Maria di Carignano zu führen. Ich entſchuldigte mich damit, den nächſten Weg ſelber nicht zu kennen, und ſchlug vor, uns der Führung des Lohnbedienten im Hotel anzuvertrauen, allein ich Unbeſonnener hatte die Denkungsart der Frau von Gorwitz nicht erwogen, ſie trat meiner verſchwenderiſchen Lebensmanier auf das heftigſte entgegen, und meinte, es komme auf einen kleinen Umweg nicht an, und der Reiſende lerne auf gelegentlichen Irrfahrten die Details einer Stadt beſſer kennen als unter Anleitung der kundigſten Cicerones, welche gewöhnlich nur ihren Geldbeutel und ihre Bequemlichkeit im Auge behielten. So ſtiegen wir denn ſämmtlich in unſere geräuſchvolle Straße hinab, und machten uns in öſtlicher Richtung auf den Weg. Unglücklicher Weiſe hielten wir uns, in der Meinung, daß die Kirche in der Nähe des Meeres liegen müſſe, ſo lange als möglich hart am Hafen; die Folge davon war, daß wir nach einer Viertelſtunde wieder in ein Labyrinth von engen und dunkeln Gäßchen geriethen, aus dem wir, da Niemand von uns ſich den Eingebornen im genueſiſchen Dialecte verſtändlich machen konnte, erſt nach einer halben Stunde durch einen Zufall ins Freie und auf die gewaltige Ballnſtrade gelangten, welche dieſen älteſten und ſchmutzigſten Stadttheil Genuas gegen die Wogen des mittelländiſchen Meeres ſchützt. Wir ſtiegen die ſteinerne Treppe in die Höhe und blickten über das Geländer in eine Tiefe von etwa 200 Fuß hinab, wo die vom Sirocco von Neuem bewegte Meeresflut ſich an den Klippen der Küſte mit dumpfen Toſen brach. Es war ein großartiges und wenigſten das Auge des Menſchen

erfreuendes Schauſpiel, denn die übrigen Sinne, namentlich das Organ des Geruches, wurden nicht in ſonderliches Entzücken verſetzt. Aus der Tiefe drang der Geruch der von der Sonne zerſetzten Auswürfe des Meeres, und aus den Fenſtern der ſechs bis acht Stockwerke hohen Häuſer hing eine ſolche Menge von übel zugerichteter Wäſche, daß Frau von Gorwitz, die einzige Dame unſerer Herren-Geſellſchaft, ſich in höchſter Verlegenheit abwandte. Der italieniſche Waſchprozeß zeigte ſich hier in ſeiner gänzlichen Blöße. Die armen Leute unſeres verſchämten norddeutſchen Volksſtammes pflegen ihre zu Grunde gerichtete Wäſche dem Auge anderer Sterblichen ſo viel als möglich zu verbergen und ſie erſt dann zur Schau zu ſtellen, wenn ſie ihr die nöthige Ausbeſſerung haben angedeihen laſſen. Das naive Italien hatte Alles auf die Leine gehängt, was irgend noch darauf hangen wollte. In ſämmtlichen Stockwerken waren von einem Fenſter zum andern dünne Stricke und Schnüre gezogen, auf welcher zerriſſene Hemden, grobe zerlumpte Taſchentücher Strümpfe ohne Zehen und Hacken, alte Tücher und Ueberzüge voller Löcher, und eine Menge anderer Lumpen hingen, deren Beziehungen zur menſchlichen Bekleidung und dem Haushalte ſich ſchlechterdings nicht mehr errathen ließen. Selbſt über enge Gaſſen waren dergleichen Stricke ausgeſpannt, und zwiſchen der Höhe des Daches und dem Straßenpflaſter blieb gewöhnlich nur ſo viel Platz übrig, um die Köpfe der unten durchgehenden Perſonen nicht durch die herabhangenden Wäſchezipfel zu behelligen. Man wußte nicht, ob man über dieſe Armuth weinen oder über eine ſolche freche Liederlich-

keit lachen ſollte. Unſerer verlegenen Dame wegen entfernten wir uns in Eile, und mit Hülfe eines barmherzigen Bruders, der in dem Stadtviertel geſammelt hatte, gelangten wir bald darauf in die freundliche Gegend, wo die Kirche St. Maria di Carignano ausnahmsweiſe auf einem hohen freien Platze liegt.

Die Kirche von St. Maria di Carignano liegt an der öſtlichen Seite der Stadt auf einem erhöhten Punkte, um den ſich die wenig umfangreichen öffentlichen Gärten Genuas gruppiren. Man hat, um dorthin zu gelangen, nicht nöthig, ſich durch die engen und ſchmutzigen Gäßchen der unteren Hafenſtadt zu winden, ſondern kann von der Poſt aus mit größter Bequemlichkeit in einer Droſchke dorthin gelangen, wie ich mich in den Abendſtunden, als ich entzückt über die ſchöne Ausſicht, mich noch einmal an dieſen intereſſanteſten Punkt der Stadt begab, ſelber überzeugen ſollte. Der gute Padre, der uns bis dahin das Geleit gegeben hatte, verabſchiedete ſich vor der Kirchenthüre, wo nebenbei eine kleine Abtheilung von Bettlern, in ſicherer Erwartung der neugierigen Fremden, Poſten gefaßt hatte, und wir betraten das ziemlich kahle und nüchtern ausgeſtattete Gotteshaus, um von einem Laienbruder empfangen und nach dem Eingang zum Thurm geführt zu werden. Die Treppen deſſelben ſind ungemein bequem, das flache Dach iſt ſehr geräumig und die oberen Altane ſo bequem eingerichtet und durch hohe Brüſtungen gegen den Schwindel geſchützt, daß ſich wohl annehmen läßt, der freundliche Baumeiſter habe ſchon bei der Projectirung des Thurms an alle jene Tauſende gedacht, welche einſt dieſen merkwürdigen Punkt erſteigen und die

Aussicht genießen werden. Der Prospect der Stadt ist nach unserem Geschmack von hier aus ungleich schöner als von der Meeresseite. Alle Einzelheiten Genuas vereinigten sich zu einem großen Gesammtbilde und die gedrängte Architectur der Stadt legt sich, von der Höhe aus gesehen, ungleich klarer auseinander, als von der Meeresfläche aus, wo sich immer eine Straße, ein mächtiges Gebäude vor das andere schiebt und die Ansicht verkümmert. Der Hafen mit seinen großartigen Molen und dem kecken Leuchtthurme an der westlichen Seite, erscheint in einer Poesie, deren Beide in der Wirklichkeit und Nähe leider nur zu sehr entbehren. Das Amphitheater Genuas selbst ist vollkommen zu übersehen; bei dem klaren Wetter ließen sich selbst die entferntesten Ortschaften der beiden Rivieren am Abhange der Appenninen leicht entdecken. Nach Süden hin schließt das blaue mittelländische Meer mit seinem schweigenden Wogenschwalle das schöne Bild auf die glücklichste Weise. Unsere Reisegesellschaft war vor Entzücken fast sprachlos; selbst Mr. Jerome, der bisher wieder allerhand an Genua auszusetzen hatte, fand, daß sämmtliche bisherigen Anstrengungen durch den Anblick dieses Panoramas überreich belohnt worden seien. Wir hielten uns länger als eine halbe Stunde in der Galerie der Kuppel auf und bemerkten erst jetzt, daß unser militärischer Gefährte, Herr von Gorwitz uns nicht gefolgt war. Ueber dem Zauber der Aussicht hatte sogar seine aufmerksame Gemahlin den sonst so streng überwachten Ehegatten vollkommen vergessen; jetzt gerieth sie in sichtliche Bestürzung und forderte uns auf, eilig mit ihr den Thurm zu verlassen, um

den Gemahl aufzusuchen, dem möglicher Weise ein Unglück zugestoßen sein könnte. Wir fanden ihn weder auf den Treppen, noch in der Kirche; der Laienbruder sagte uns aber, daß ein Herr mit ausgespantem Regenschirm draußen auf den Stufen der Kirche sitze, der kein Anderer sein könnte, als der Vermißte. Wirklich fanden wir Herrn von Gorwitz in der erwähnten Situation. Er hatte es sich bequem gemacht, um einem kleinen Trupp piemontesischer Rekruten zuzusehen, die gerade in dem Augenblicke, als wir in die Kirche traten, anmarschirt waren und von einigen Unteroffizieren jetzt gedrillt wurden. Das militärische Gefühl des alten norddeutschen Kriegers hatte ohne Weiteres Kunst und Natur geopfert, um sich an dem Anblicke der jungen Scholaren des Kriegsgottes zu laben. Das gewöhnlich ernsthafte Gesicht des Herrn von Gorwitz strahlte in wahrer Verklärung, mit martialischen Geberden strich er seinen Schnurrbart und um seine Lippen spielte das Lächeln hoher militärischer Ueberlegenheit.

„Bei uns zu Lande wird denn doch anders exercirt, unsere Kerle haben eine andere Haltung! Diese italienischen Unteroffiziere können mir, bei Gott! gestohlen werden" — sagte der correcte Paradesoldat, als er uns wieder erblickte, schloß seinen Regenschirm und kehrte der kleinen Truppenabtheilung verächtlich den Rücken. Als Laie erlaubte ich mir nicht die geringste Bemerkung über die Erziehung der jungen Soldaten Sr. italienischen Majestät, nur insofern mußte ich dem strengen Urtheil des Herrn v. Gorwitz beipflichten, als weder die Unteroffiziere noch die Rekruten eine sonderliche Freude an ihrem martialisch-

gymnaſtiſchen Geſchäfte zu empfinden ſchienen und ſich den Dienſt überaus bequem machten. Nur ein Umſtand war in hohem Grade erfreulich: eine „beſſer genährte“ Truppe würde ſich ſelbſt in England ſchwerlich auffinden laſſen. Das vereinigte Italien verpflegt ſeine jungen Truppen ſichtlich mit großer Sorgfalt, wie die runden braunen Geſichter und rothen Backen der Unterofficiere und Rekruten uns bewieſen. Um den angehenden Vaterlandsvertheidigern den Anblick der Fremden nicht zu verkümmern, war von dem Befehlshaber bei unſerem Erſcheinen: „Rührt Euch,“ commandirt worden, und nach einem lauten Lebehoch, das uns die vor der Kirchthüre aufgeſtellte Bettlermannſchaft im Jubel über die Freigiebigkeit des Mr. Jerome ausgebracht hatte, verabſchiedeten wir uns und wanderten in die öffentlichen Gärten von Genua, zwiſchen denen und der Stadt am Abhange der Garten des beliebten Kaffeehauſes von Aquaſola liegt. Die Wärme des Vormittags war ſchon beträchtlich, allein der Seewind erfriſchte die Luft in den hoch gelegenen Gängen des öffentlichen Gartens. In einem anderen Lande würde es um dieſe Stunde nicht an Spaziergängern gefehlt haben, hier fanden wir uns auf der einzigen Promenade der Stadt ganz allein. Der Genueſe macht nur in den Abendſtunden von ſeinen öffentlichen Anlagen Gebrauch. Nicht weniger verödet war der liebliche ſchattige Garten von Aquaſola, in dem überdies kleine ſaubere Waſſerkünſte eine angenehme Kühlung verbreiteten und zum dauernden Aufenthalte anlockten. Nach Sonnenuntergang verſammelt ſich dagegen die ganze Bourgeoiſie von Genua, alle Gänge werden mit farbigen Glaskugeln

erleuchtet, in dem mitten inne gelegenen kleinen Pavillon wird mit Blechinstrumenten schlechte Musik gemacht; die sparsamen Genuesen erlauben sich ein Schälchen Eis oder Kaffee, wobei sie ihre übelriechenden Regie-Cigarren rauchen, und das Lokal wie die angrenzenden Wege sind so überfüllt, daß man sich nur mit Mühe durch das Gedränge zu winden vermag. Dem, durch seine zahlreichen und weiten Gartenanlagen verwöhnten Deutschen ist es leider unmöglich, sich in einem solchen Getümmel und Wirrwar wohl zu fühlen, aber er wird sich nicht genug über die Anspruchlosigkeit und genügsame Denkungsart der Eingeborenen in allen ihren Genüssen verwundern.

Wir verlebten den letzten Tag in Genua auf die angenehmste Weise. Es gelang mir, Mr. Jerome zum Besuch mehrerer Galerieen zu bewegen, und ihn wenigstens mit den ersten Meisterwerken van Dyks bekannt zu machen, an denen Genua bekanntlich eine reiche Auswahl besitzt. Wir besuchten noch einige der prächtigen, aber durchschnittlich geschmacklos überladenen Kirchen, steckten nach der mir ertheilten eindringlichen Empfehlung mehrerer Berliner Architekten, die Nase in alle offen stehenden Paläste, um die interessante Architektur ihrer Vorhallen und Höfe kennen zu lernen und brachten alsdann den Rest des Tages in dem freundlichen Garten der Concordia zu. Leider war unser Freund, der knappe Tourist, durch sein Engagement bei Frau von Gorwitz, beinahe ganz zur Disposition gestellt; als activer Reisegesellschafter war er wenigstens in keiner Hinsicht mehr zu betrachten; nachdem er den größeren Theil seines Geldes und seine ganze Unabhängigkeit dem Belieben

der Frau von Gorwitz anheimgestellt, und sich in ihre Dienste begeben hatte, war der brave Potsdamer von der umsichtigen Frau in ihren „Pagen" verwandelt worden, ein chevalereskes Amt, mit dem der Ehegemahl am zufriedensten zu sein schien, da die mühseligen Obliegenheiten desselben ihm durch den neuen Stellvertreter gänzlich abgenommen waren. Herr Spinnecke trug den Sonnenschirm der Dame, ihre Mantille war über seinen linken Arm gehängt, in der rechten hielt er eine Düte mit überzuckerten Früchten, er wurde dergestalt zuweilen sogar genöthigt, wenn seine Oberin ihm den Bleistift reichte, in Ermangelung weiterer Fangwerkzeuge, die Zähne zu Hülfe zu nehmen. Nichtsdestoweniger war der spartanische Mann im höchsten Grade mit seiner attisch eleganten Situation zufrieden, und folgte wie ein Hündchen seiner Gebieterin, die ihn von Haus zu Haus fast in jeden Laden führte, überall selbst die theuersten Gegenstände „behandelte" und regelmäßig damit schloß, für einige Centesimi Knöpfchen, Bändchen oder höchstens eine kleine Photographie zur Erinnerung an Genua einzukaufen. Mr. Jerome und ich hatten uns inzwischen das Leben unter den Orangen- und Granatbäumen der Concordia bequem gemacht, treffliche, wahrscheinlich eingeschmuggelte Cigarren, die bei den Kellnern im Hotel zu haben waren, geraucht, und uns an der wechselnden Gesellschaft erfreut, die jedoch größtentheils nur aus Fremden bestand. Ungemein belustigend war es, wenn diese sich unter einander in italienischer Sprache zu verständigen suchten, mehrere Minuten lang auf die greulichste Weise radebrechten, und durch Dazwischenkunft eines Dritten endlich mit einer

Erkennungs-Scene ſchloſſen, nach welcher die ſtammelnden Sprecher nichts weiter waren, als ehrliche Deutſche aus Wien, Dresden oder Hamburg. Mit Einbruch der Dunkelheit geſellte ſich das Ehepaar von Gorwitz nebſt ihrem Pagen wieder zu uns, die beſſere Geſellſchaft von Genua ſtellte ihr Contingent zu den Gäſten des Gartens, die unvermeidliche Muſik ſtellte ſich ein, und es entſpann ſich ein Gartenconcert in beſter Form, deſſen einheimiſche Theilnehmer jedoch ſelten länger als fünfzehn Minuten verweilten. Zum erſten Male zeigten ſich hier auch einige von den gerühmten Schönheiten Genua's. In der Nähe unſeres Tiſches nahmen nämlich zwei Herren und zwei Damen Platz, die durch ihr gewähltes Betragen und ihr vornehmes Ausſehen allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Da ſie ein vortreffliches Italieniſch ſprachen, war wohl kein Zweifel, daß ſie zu den beſten Kreiſen des Orts gehörten. Die beiden Frauen mochten Schweſtern ſein und ſchwerlich das zwanzigſte Lebensjahr überſchritten haben. Ihre Geſichtsbildung wetteiferte mit den herrlichen Portraits, welche uns die großen Maler des Mittelalters hinterlaſſen haben. Die Aeltere namentlich war des Pinſels eines Tizian würdig, und außerdem von einer Genialität und Grazie des Benehmens, wie es von den Schriftſtellern jener ſchönſten Zeit Italiens ihren Landsmänninnen nachgerühmt wird. Die erwähnte Dame machte auf unſeren äſthetiſch empfindſamen Reiſegefährten Mr. Jerome einen ſo tiefen Eindruck, daß das Zartgefühl von Frau von Gorwitz auf die empfindlichſte Weiſe berührt wurde; der Sohn der franzöſiſchen Colonie richtete ſo feurige Blicke auf die ſchöne Genueſerin, und

ergoß ſich in ſo lebhaften, wenn auch nur halblauten Lobſprüchen über ihre Reize, das Frau v. Gorwitz, deren Außenſeite freilich bereits einen etwas pergamentenen Character angenommen hatte, mit der Leidenſchaftlichkeit eines Truthahnes ein Rad nach dem andern mit ihrem Fächer ſchlug, ihr altes Geſicht dahinter verbarg, und einige bittere Bemerkungen über die große Tactloſigkeit gewiſſer „älterer" Herren ausſprach. Es ſtand in den Sternen geſchrieben, daß die Leidenſchaft, welche ſeit dem Schöpfungstage ſo viel Unheil in der Welt angerichtet hat, auch unſer bisher leidlich fröhliches Beiſammenſein für immer ſtören ſollte. Als Mr. Jerome, taub für alle Anzüglichkeiten der Frau v. Gorwitz, ſeine Augen ſchlechterdings nicht von der ſchönen Genueſerin abwenden konnte, erhob ſich die ſtrenge Finanzkünſtlerin plötzlich mit Emphaſe, affectirte einen Huſtenanfall und ſprach den Wunſch aus, da ſie morgen mit ihrer Begleitung zeitig den Dampfer nach Livorno beſteigen müßte, ins Hotel und zu Bette geführt zu werden. Kaum blieb uns ſo viel Zeit, die vorſchriftsmäßigen Formeln des Abſchieds auszuſprechen, dann verneigte ſich die beleidigte Dame ungemein kalt, Herr v. Gorwitz drückte uns beiden, da auch ich als Mitſchuldiger betrachtet wurde, ungemein verlegen die Hand, der knappe Touriſt zog ſich ängſtlich hinter die Crinoline ſeiner Gebieterin zurück, und nach wenigen Augenblicken war die gekränkte Trias ſpurlos im Schatten der Treppe verſchwunden. Wir haben ſie nicht wieder geſehen.

Am Lago maggiore.

Am nächsten Morgen fuhren wir zur Eisenbahn, als unsere abtrünnigen Reisegefährten wahrscheinlich die Küsten des Golfes von Genua bereits aus den Augen verloren und sich dem Aufenthalte Garibaldi's genähert hatten. Nach der Aussage des Wirthes, der außerordentlich erheitert schien, war noch um 5 Uhr Morgens eine scherzhafte Scene durch unsern knappen Touristen verursacht worden. Obgleich der sparsame Mann am Tage vorher auf meinen Rath und unter Obhut der Frau von Gorwitz seinen Garderobebestand etwas vermehrt hatte, war es ihm doch nicht nothwendig erschienen, sich im Wäschepunkt besondere Kosten zu machen, und er hatte es vorgezogen, sein einziges Nachthemd der Wäscherin des Hauses zu übergeben und die Nacht im Zustande des Paradieses vor dem Sündenfalle zuzubringen. Um 4 Uhr Morgens, als die reisefertigen Gäste von den Kellnern geweckt wurden und hastig ihre Effekten packten, fehlte die Wäscherin, die man unglücklicherweise von der Schnelligkeit der Abreise ihres Kunden nicht unterrichtet hatte. Der knappe Tourist schwebte in Gefahr, ohne ein so unentbehrliches Bekleidungsstück die Reise fortsetzen zu müssen. Da der Abgang des Dampfers nach Livorno bevorstand, so blieb nichts anderes übrig, als einen Expressen zur Wäscherin zu schicken, um das noch nasse Nachthemde abzuholen, mit welchem der knappe Tourist seinen linken Arm nothgedrungen malerisch drappirte und in diesem Aufzuge den Dampfer bestieg. Wir wünschten der Trias

in Gedanken glückliche Reise und bestiegen die Waggons, um mit dem nach Arona gehenden Eilzuge uns so schnell als möglich aus der Gluth der Meeresstadt zu entfernen. Eine Menge von Reisenden aller Nationen, die wir auf dem Bahnhofe vorfanden, schien mit uns gleicher Meinung zu sein, und bald hatten sich den Sprachen nach kleinere zusammengehörige Gruppen gebildet. In unser, meist von jüngeren deutschen Touristen besetztes Coupé hatte sich jedoch auch eines jener unvermeidlichen Frauenzimmer gedrängt, an denen es auf keinem italienischen Eisenbahnzuge zu fehlen pflegt. Wie sich bald aus ihrem Geschnatter ergab, war sie in Novi, jenseits der Appenninen zu Hause und hatte die Reise nach Genua ohne männliche Begleitung und — ohne Hut unternommen. Daß es ihr indessen nicht ganz an Reisebegleitung fehlte, bewiesen uns nach zehn Minuten sehr empfindliche Stiche, über welche sich die Mehrzahl unserer Gesellschaft fast gleichzeitig zu beklagen anhub. Da das anmuthige Geschöpf nicht deutsch sprach, also unsere Elegien nicht verstehen konnte, ergriff sie ihrerseits die Initiative, und beschuldigte die neben ihr sitzenden Herren, die Eisenbahnverträge schnöde verletzt, und ihre Cigarren in einem Coupé angezündet zu haben, welches von Hause aus nicht zum Rauchen befähigt sei. Das war uns zu viel! Ueber dem Dache des Waggons war ausdrücklich eine kleine Tafel angebracht, nach deren Inhalt den Reisenden die Erlaubniß zum Rauchen ertheilt wurde. Einer unserer jungen Reisenden, welcher des Dialektes der Gegend nicht ganz unmächtig schien, bemühte sich, der Person die Ungereimtheit ihrer Forderung auseinanderzusetzen, allein sie

beſtand auf ihrem Rauchverbot und widerſprach ſelbſt dem Conducteur, den wir zuletzt in unſerer Noth herbei gerufen hatten. Erſt als ein kleiner bisher unbemerkter Herr an ihrer Rechten mit ſanfter Stimme und in feinem Italieniſch die Dame milder zu ſtimmen verſuchte beruhigte ſie ſich, und ertrug zuletzt mit leidlicher Faſſung den von ſechs bis ſieben Cigarren verbreiteten Dampf. Endlich lehnte ſie ſich ſogar, wahrſcheinlich um den gutmüthigen Friedensſtifter zu belohnen, auf ſeine linke Schulter, benutzte ſie als Kopfkiſſen und verſank in den Schlaf des Gerechten, um erſt bei ihrer heimiſchen Station Novi wieder aufzuwachen. In Aleſſandria theilte ſich unſere Geſellſchaft, und wir geriethen in ein Coupé, in welchem zwei Damen in Begleitung eines kleinen Mädchens und zwei ältere Geiſtlichen die Reiſe bis Arona gemeinſchaftlich mit uns fortſetzten. Die neue kleine Geſellſchaft gewährte ein anmuthiges Bild des Zuſammenlebens der italieniſchen Bevölkerung mit ihrer Geiſtlichkeit. Der jüngere der beiden Herren — er konnte indeſſen immer ſchon einige ſechszig Jahre zählen — war von ungemein ernſtem Ausſehen, der kleine Greis dagegen, welcher zwiſchen den beiden Damen Platz genommen hatte, glich in jeder Hinſicht einem Patriarchen des alten Teſtamentes. Während ſein etwas galliger Gefährte den üblichen ſchmalen und ſchwarzen Hut während der ganzen Fahrt nicht abnahm, und, mit einer Brille bewaffnet, in ſeinem Breviere las, trieb der kleine ältere Herr die angenehmſten Scherze mit ſeinen Geſellſchafterinnen, die ſich ihrerſeits wieder alle mögliche Mühe gaben, ihrem guten Padre das Leben leicht und ſüß zu machen. Un-

ſchwer konnte man in ihnen Großmutter, Tochter und Enkelin erkennen. Während die Kleine, ein ſchönes lebendiges Kind in dem geräumigen Coupé um die Knie des alten Herrn ſpielte, ſuchte die Tochter ihn von Zeit zu Zeit mit Apfelſinen und rohem Eis, das ſie in einer porzellanen Schaale mitgenommen hatten, zu erfriſchen, indeſſen die zahn- aber keineswegs ſprachloſe Großmutter beſtrebt war, ihm mit ihrem rieſigen, an den Flügel einer Windmühle erinnernden Fächer, Kühlung zuzuwehen. Für die Converſation wurde von den drei Damen unermüdlich und gleichzeitig geſorgt. Drei Stunden hindurch kam der fromme Mann nur ein Mal zum Sprechen, und auch dieſer nothdürftig eingeſchaltete Satz beſtand aus wenig mehr, als zwanzig bis dreißig Worten. Endlich war der Alte durch das freundliche Geſchwätz vollſtändig mürbe gemacht, er neigte ſein weißes Haupt, die Tochter hielt ihm von Zeit zu Zeit einen Flacon mit wohlriechendem Waſſer unter die Naſe, die Kleine wehrte aufmerkſam den Fliegen, und die Großmutter ſetzte ihre Bemühungen mit dem Fächer beharrlich fort, während ſie Mr. Jerome und mich, hinſichtlich des durch ihre frommen Anſtrengungen verurſachten Eindrucks mit Spannung betrachtete. Da wir aber vom erſten Augenblick an die beiden Geiſtlichen artig und hochachtungsvoll behandelt hatten, gewannen wir nach und nach in ihrer Achtung, und endlich geſellte ſich die reizende Kleine auch zu uns, und ſetzte das bei dem Patriarchen begonnene Spiel mit größerem Wohlgefallen auf den Knieen des Mr. Jerome fort.

So näherten wir uns allmälich den Küſten des Lago

maggiore. Die bis dahin flache Gegend nahm einen hügeligen Charakter an, die lombardisch einförmige Vegetation gewann eine größere Mannigfaltigkeit des Baumwuchses, ein frischer Luftzug wehte aus Norden heran, weiße Landhäuschen zeigten sich auf Höhen und an buschigen Abhängen, und endlich leuchtete uns zur Rechten der schöne blaue Wasserspiegel des berühmtesten der italienischen Seen entgegen. Es war 3 Uhr Nachmittags, aber die durch eine, von den Alpenhöhen wehende Luftströmung abgekühlte Temperatur war in hohem Grade angenehm und labte unsere, durch die genuesische Gluth erschöpften Nerven auf eine erquickliche Weise. Der Zug hielt, die zahlreiche Reisegenossenschaft stürzte in die Gepäckkammer, die Facchini vermehrten den Lärm und das Gedränge nach gewohnter Weise, aber ungeachtet der babylonischen Sprachverwirrungen war nach zehn Minuten der anscheinend unauflösliche Knäuel von Menschen, Koffern, Karren und Eseln wieder entwirrt, die italienischen Touristen zogen ihres Weges und bald darauf saßen wir auf dem ersten Platze des zur Abfahrt bereiten Dampfers „Gottardo" und musterten das kleine Häuflein von Reisenden, welche gleich uns die kühleren Thäler der Schweiz wieder aufsuchten. In überwiegender Anzahl war Alt-England vertreten, doch zeigten sich auch einzelne Reisende aus Neapel und Sicilien, die aus nationaler Oekonomie auf dem billigeren Vorderdeck Platz genommen hatten und nur die Inseln Isola madre und Isola bella besuchen wollten. Den guten Leuten, die man sofort an ihrer Redseligkeit als Süditaliener erkannte, schien die Frische des Laubwuchses und die kühl wohlige Temperatur

in der Höhe der Sommerzeit ein außerordentliches Vergnügen zu machen, wie ich mich später aus der Unterhaltung mit einem neapolitaniſchen Kaufmann überzeugte, der leidlich franzöſiſch ſprach und ſich nicht dankbar genug gegen die Vorſehung bezeugen konnte, die den armen Neapolitanern mit der Einheit Italiens zugleich eine freiere Verfaſſung des politiſchen und bürgerlichen Lebens, incluſive der Erlaubniß, nach Belieben überall hinzureiſen, geſchenkt hatte. Unſer leichtes und elegantes Dampfboot fuhr an dem weſtlichen Ufer des verhältnißmäßig nicht breiten Sees mit großer Schnelligkeit entlang und das herrliche Wetter geſtattete uns, alle Einzelheiten der herrlichen Gegend auf das Genaueſte zu betrachten. Noch ſtanden alle Bilder der Landſchaften des Comerſees deutlich vor meinen inneren Augen, nichtsdeſtoweniger drangen mir die herrlichen Seeufer des Lago maggiore die höchſte Bewunderung ab. An Großartigkeit der Landſchaft, der Architekturen und der Waſſerfläche iſt der Comerſee dem Lago maggiore unſtreitig überlegen, auch übertrifft er ihn an Mannigfaltigkeit der Hügelformation und Bergumriſſe, allein der Lago maggiore entwickelt einen einheitlicheren poetiſchen Charakter klaſſiſcher Schönheit, den kein anderer See der Schweiz und Oberitaliens in demſelben Grade beſitzt. Die Hochalpen des Monterosa-Gebietes und der Simplonſtraße, nebſt dem in nördlicher Richtung angrenzenden Schweizer-Gebirge bilden den großen und ernſten Hintergrund. Um den leuchtend ſilbernen Waſſerſtreifen drängt ſich dagegen im erfreulichſten Contraſt eine zierliche Staffage von grünen und blühenden Gartenanlagen, wohlhabenden Ortſchaften und

reichen Besitzungen vornehmer Ansiedler zusammen. Bei der Nähe der Ufer lassen sich alle diese Gegenstände besser übersehen und zerfallen in kleinere Bebuten, als in der massenhaften und kaum zu überwältigenden Gesammtheit des Commersees. Ueber diesen Seespiegel weht der Geist der antiken Idylle und des sinnigen Anakreon, mit Neid und Melancholie blickt man aber auf alle diese zierlichen Landhäuser, in denen es ihren glücklichen Besitzern vergönnt ist, unter einem lachenden Himmel, im Schooße üppiger Fruchtbarkeit der Natur und dem Genusse eines lachenden landschaftlichen Panoramas ihr Leben zuzubringen. Die Umgebungen des Lago maggiore sind anfänglich ungleich flacher, als die des Comersees, besitzen also auch weniger aufregende Eigenschaften für das Gemüth und rufen demgemäß sehr bald einen eigenthümlichen Frieden der Stimmung hervor. Diese holde Eigenthümlichkeit der Landschaft verliert sich selbst nicht in der Nähe der vielgerühmten Inseln, deren eine, Isola bella, Jean Paul in seinem Titan mit so vieler Emphase verherrlicht hat. Der See gewinnt in dieser Gegend beträchtlich an Breite, die Spitzen der Alpen scheinen machtvoller heranzudrängen, und die Inseln, die sich mit ihrem Mauerwerk scharf aus der Tiefe erheben, schwimmen dem Dampfboote anscheinend wie die hängenden Gärten der Semiramis entgegen. Nichtsdestoweniger liegt in der Scenerie nicht die mindeste Fremdartigkeit; trotz des eigenthümlichen Anblickes fühlt man sich zu Hause und auf das Lebhafteste angezogen.

Hart neben Isola bella hielt unser Dampfboot an. Mr. Jerome, der neapolitanische Kaufmann und sein Sohn

wurden ausgesetzt, und wir befanden uns an einem schmalen Ufer, das bei näherer Betrachtung freilich einen beträchtlichen Theil seiner Reize verlor, und sich bald darauf weniger als eine Insel der Seligen, denn als einen Aufenthalt von allerlei gewandten Seeräubern, Gaunern, speculativen Kellnern und peinlichen Schloßbeamten, erwies. So zauberisch die Insel von Weitem aussieht, so prosaisch und schmutzig zeigt sie sich in der Nähe. Hart am Ufer lag eine Reihe von Barken, in denen eine Bande von Seeleuten auf die unglücklichen Reisenden lauerte, die, von dem Dampfboote ausgesetzt, ihnen unvermeidlich in die Hände fallen und ihre unverschämten Forderungen befriedigen mußten. Kaum waren wir ans Ufer gestiegen, so wurden wir auch schon von diesen Gesellen mit Beschlag belegt, unsere Koffer in eines ihrer Boote getragen, und wir in Kenntniß gesetzt, daß Mr. Jerome und ich für die Besichtigung der nahe gelegenen Isola madre und die Fahrt nach dem nahen Baveno die Summe von zehn Franken zu erlegen hätten. Während wir, entrüstet über diese ausverschämte Forderung, uns in längere Unterhandlungen mit dem spitzbübischen Seefahrer einließen, hatte sich der, festlich mit weißer Cravatte geschmückte Oberkellner des hart am Ufer gelegenen Hotels Delfino, eingefunden, um, im Fall wir den Preis für die Ueberfahrt nicht bewilligen wollten, uns einzuladen, die Nacht in seinem Hotel zuzubringen, um wahrscheinlich unsere Geldbeutel auf eine ähnliche, aber minder deutliche Weise zu schröpfen. Da wir jedoch unsere Unterhandlungen mit voller Kaltblütigkeit weiter führten, und dem habgierigen Seemann entschlossen nur die Hälfte

ſeiner Forderung boten, gelang es uns endlich, mit ihm einig zu werden, und der diplomatiſch blickende Kellner zog ſich, ſichtlich unzufrieden, in das Innere des Hotels zurück, während unſere Effecten am Bord der Barken geordnet wurden, und wir ſelber in die Nebengebäude des Schloſſes hinaufſtiegen, um die Erlaubniß zur Beſichtigung der Gärten und des inneren Schloſſes von dem Beamten zu erhalten.

Iſola bella.

Im Schloßhofe war ein ordentliches Büreau zum Empfange der Fremden eingerichtet. Man meldete ſich bei einem die Tagesordnung überwachenden Beamten, erhielt dann mit überlegener Miene zwar die Erlaubniß, die Herrlichkeiten der Inſel ſehen zu dürfen, aber zugleich die Anweiſung, ſich bis zur Rückkehr der eben umher geführten Gäſte zu gedulden, und ward nächſtdem in ein kleines, mäßig reinliches Wartezimmer gewieſen, wo das Fremdenbuch zur literariſchen Unterhaltung ausgelegt war. Die Schloßbeamten des Herrn Grafen Borromeo mochten ſich längſt an die Schönheiten der Gegend gewöhnt haben, und ſeitdem ihren Inſelaufenthalt etwas langweilig finden, denn ſie betrachteten uns mit dem neugierigen, aber vornehmen Antheile, welchen Roſſekenner von Rang den ihnen zur kritiſchen Begutachtung vorgeführten Gäulen zu ſchenken pflegen. Wir waren

bis jetzt unterwegs noch nicht in gleich strenger Weise von oben herunter behandelt worden, wie von diesen insularischen Büreaukraten. Anfangs hielten wir geduldig in der angewiesenen Zelle aus, und studirten das Fremdenbuch, da die Ablösung aber gar nicht erscheinen wollte, drangen wir endlich unwillig in das Schloß und fanden unsere Gestrengen, langsam lustwandelnd, in einem hohen und schattigen Saale. In lakonischer Kürze erklärten wir ihnen, sofort wieder in See stechen zu wollen, wenn sie nicht alsbald Anstalten machten, unseren Wunsch zu erfüllen; sie hätten sich die Einbuße des Trinkgeldes dann selber zuzuschreiben. Obgleich man bei solchen Gelegenheiten den klingenden Lohn nur den untergeordneten Führern auszuhändigen pflegt, so besteht bei der Menge der zahlenden Fremden doch unzweifelhaft unter dem gesammten Personal ein solidarischer Verband, denn selbst diese höheren Büreaukraten der Insel wurden bei dem lieblichen Klange „Trinkgeld“ biegsamer, ihre diplomatische Strenge verlor sich, und plötzlich erschien ein verdrossen aussehender brünetter Jüngling, der uns als Cicerone und Führer durch den Garten dienen sollte. Zugleich trat der älteste der Schloßbeamten in ein kleines Nebengemach und brachte einen hochgewachsenen ältlichen Herrn nebst zwei Damen zum Vorschein, die daselbst gleichfalls bis zum Augenblicke der Hauptfütterung der Fremden mit Naturschönheiten aufbewahrt sein mochten, denn es ergab sich, als wir in den Garten traten, daß wir sechs die einzigen Fremden waren, und man uns nur muthwillig und um sich kostbar zu machen, so lange hingehalten hatte.

Der erwähnte Herr befand ſich in großer Aufregung und wurde nur mit vieler Mühe von den Damen gebändigt, doch mäßigte unſere Erſcheinung einigermaßen ſeine ſittliche Entrüſtung. Er war, wenn mich nicht meine geringe Menſchenkenntniß im Stiche ließ, ein deutſcher Gymnaſialdirector. Man ſah ſehr bald die Unmöglichkeit ein, ſich gegen das Urtheil dieſes Mannes aufzulehnen; jedes ſeiner Worte glich der königlichen Unterſchrift einer richterlichen Entſcheidung. Ohne ein Wunder des Allmächtigen gab es keine Aenderung mehr. Zum großen Verdruß des Mr. Jerome, der überall gern ein ariſtokratiſches Centrum der Geſellſchaft bildete, ſetzte ſich der muthmaßliche Gymnaſialdirector ſofort mit dem Cicerone in Verbindung und übernahm die geiſtige Leitung unſeres Trupps, nachdem er vorher alle Anweſenden, ganz als führe er ſie an einem Sonnabendnachmittage ſpazieren, einer raſchen Zählung unterworfen hatte.

„Dieſer Menſch iſt entweder ein Schulmeiſter, oder ein Paſtor aus einer kleinen Stadt," ſagte Mr. Jerome, gleich mir von dem ſcholarchiſchen Imperialismus des hohen Herrn peinlich berührt, „hören Sie, wie er das Franzöſiſche ſpricht, ſo kann nur ein Menſch reden, der die Sprache aus Chreſtomathien, und daneben ein Buch mit Dialogen auswendig gelernt hat.

Wir traten in den ſchattigen Garten und ſtiegen die Terraſſen hinauf. Alle Anlagen von Iſola bella ſind, auf äußerſt beſchränktem Raume, nur durch die Kunſt eines, von den Grundſätzen der heutigen Landſchaftsgärtnerei weit entfernten Zeitalters geſchaffen, und die damit verbundene Architektur ſo ſehr dem guten Geſchmack

zuwiderlaufend, daß viele Einzelheiten einen komischen Eindruck machen würden, wenn nicht die unbeschreibliche Schönheit der Aussicht, die sich mit jeder höheren Stufe der Terrassen steigert, die Aufmerksamkeit von allen Kleinigkeiten abzöge, und den Reisenden bleibend fesselte. Die Vegetation von Isola bella besteht aus herrlichen alten Bäumen, einer Fülle südlicher Gewächse und allen jenen ausländischen Seltenheiten, welche die Gärtner dieses schönen Landstrichs den Fremden mit dem Stolze von befriedigten Fachmännern zeigen. Der Pflanzencodex sämmtlicher Villen an den italienischen Seen stimmt im Ganzen überein, nur das Auge des Botanikers wäre fähig, einige feinere Unterschiede wahrzunehmen. Die ästhetische Bedeutung dieses beneidenswerthen Besitzthumes beruht nur in seiner unvergleichlichen Lage!

Der Lago maggiore entfaltet sich in der Gegend der Inseln zu seiner größten Breite, ohne daß doch die östlichen und westlichen Ufer weit genug zurückträten, um Farben und Umrisse der Landschaft und ihrer Staffage zu verwischen. Alle Verhältnisse stehen in der lieblichsten Harmonie. Das Blau des Seewassers, des reinen Himmels lichte Farbe, die weißen Landhäuser und Kirchthürme inmitten und neben den Ortschaften, die ruhige Pracht der Pflanzenwelt, hervortretend auf einem Hintergrunde von Hochgebirgsformation, vereinigen sich zu einem Panorama, das man Tage, Wochen lang betrachten, und der Phantasie für immer einprägen möchte. Wer von Natur einigen Farbensinn besitzt, wird an diesem Wechsel von Erscheinungen sich kaum sättigen können.

Napoleon muß auch in dieser Richtung nicht ohne

bemerkenswerthe Anlagen geweſen ſein. Bekanntlich war der große Mann nach den Berichten aller Memoirenſchreiber mit dem Drange behaftet, in müßigen Augenblicken das Meſſer aus der Taſche zu ziehen, und an dem nächſten Stück Holz ſein Schnitztalent zu üben, das er auf dem politiſchen Gebiete durch die Bildung ſo vieler neuer Staaten in größerem Maßſtabe bethätigt hat. Auf einer der Terraſſen ſteht hart an dem, jäh in die Tiefe ſchießenden Fels ein alter Lorbeerbaum, in den er nach der Schlacht bei Marengo den erſten Buchſtaben einſchnitt, der im Laufe der Jahre und durch das Abſpalten von Splitterreliquien zu einer unförmlichen Narbe verwachſen war.

„Das iſt mir vollkommen neu!“ bemerkte unſer Scholarch, ſchob die Brille etwas in die Höhe, und machte mit ſeinem gelehrten Haupt eine ſo heftige Bewegung, daß eine lange Strähne ſeines, mühſelig über den Mondſchein des Schädels gekämmten Haares, hinten über flog, und gleich einem grauen Wimpel auf den Rockkragen herabhing.

„Emilie, liebe Emilie, haſt du gehört?“ wandte er ſich zu der Aelteren der beiden, immer ſehr zärtlich um ihn bemühten Damen, „Napoleon ſcheint alſo auch den Fehler unſeres Neffen Thuiskon getheilt zu haben — eine Unterlaſſungsſünde der erſten Erziehung! ich habe es von jeher behauptet, Bäume, Tiſche, Stühle und Bänke, nichts wird geſchont! Erinnerſt du dich Emilie — ich habe es dir kurz vor unſerer Reiſe erzählt — wie Thuiskon in der Religionsſtunde mit ſeinem Taſchenmeſſer in dem Fichtenholz der Tiſchplatte vor der Schul-

hatt geſchickt genug ein Labyrinth ausarbeitete, in welches er Fliegen einſperrte? es wurde ihm zur Strafe dafür das Mittagseſſen vorenthalten!“ Frau Emilie bejahte kopfnickend, und der Pädagoge betrachtete die Baumnarbe, ſichtlich weniger aus Intereſſe an Napoleons Manipulationen, als an dem ſtillen Vergleich mit den bildſchnitzeriſchen Talenten ſeines Neffen Thuiskon, mir aber wollte ſcheinen, der große Held habe den berühmten Baumfrevel nur aus Wohlgefallen an der köſtlich ſchattigen Stelle, an dem Blick in die ſaphirblaue Tiefe und in den Duft der Bergferne unternommen. Auf der ganzen Inſel giebt es keinen Ort, der weittragende heimliche Gedanken gleich begünſtigte und den einſamen Grübler hinter dem Lorbeerſtamm ſo ſicher von jeder ſtörenden Geſellſchaft abſchiede. Der Sieger von Marengo war kein Naturfreund im deutſchen Sinne, aber er ſuchte mit Vorliebe, ſelbſt in reiferen Jahren, die Stille der Haine und Parkanlagen, um ſich den dadurch angeregten Gedanken zu überlaſſen. Bourienne und Las Caſes theilen darüber manches Wiſſenswerthe mit.

Von der höchſten Terraſſe aus, auf der freilich der Sonnenbrand am ärgſten wüthete, ließ ſich der See in ſeiner ganzen Ausdehnung überſehen. Wir fanden keine Worte, unſere Bewunderung der Gegend auszudrücken; nur unſer Schulmann war nicht verlegen, ſeinen Gefühlen lauten Ausdruck zu verleihen.

„Haben Sie keine Stühle hier?“ fragte er gebieteriſch unſeren Cicerone, der ihm erwiederte, dieſelben müßten erſt aus den Treibhäuſern herbeigeholt werden, und es ſei nur üblich, bei der Menge der Fremden und dem

Mangel an Zeit, den berühmten Prospect stehend und luſtwandelnd zu genießen.

„Unerhört," rief der Scholarch, „glauben Sie, ich ſei zweihundert deutſche Mailen weit gereiſt und nahe an hundert Stufen emporgeſtiegen, nur über die Terraſſe zu gehen? Ich will hier niederſitzen, einige Stunden bleiben und die Ausſicht genießen. Schaffen Sie einige Stühle; ich will mich erkenntlich beweiſen!"

„Es iſt nicht erlaubt, mein Herr, ich habe nur den Auftrag, die Fremden durch den Garten zu führen; ich würde ſonſt meine Inſtructionen verletzen und mir große Unannehmlichkeiten zuziehen!" antwortete der bedrängte Menſch, dem wahrſcheinlich nicht oft dergleichen Zumuthungen gemacht worden waren.

„Dann will ich mich an den Beſitzer von Iſola bella, an den Grafen ſelber wenden! wo iſt der Graf, mein Lieber, mir wird er die Erlaubniß ganz gewiß ertheilen!"

Der Gärtner wurde ſichtlich verlegen, er glaubte einen vornehmen und einflußreichen Mann vor ſich zu haben, und ſagte mit furchtſamer Stimme: „Entſchuldigen Sie, Signor, aber der Graf befindet ſich zu Turin, in der Abgeordneten-Kammer! Sie können ihn nicht ſprechen!"

Jetzt verſtummte der gebieteriſche Gelehrte, Frau Emilie wußte ihn inzwiſchen zu bewegen, ſein bis dahin unbedecktes Haupt durch das Filzgehäuſe in ſeiner Rechten gegen den drohenden Sonnenſtich zu wahren, unſer Begleiter, der Kaufmann aus Neapel, bot ihm eine Beſänftigungsprife, und wir ſtiegen ſämmtlich reſignirt von

der Plattform herab, um unſeren Rundgang um die Inſel fortzuſetzen. Wir wurden nach üblicher Gärtnerweiſe mit lateiniſchen Pflanzennamen überhäuft und ſahen zum ſechſten oder ſiebenten Male auf unſerer Reiſe Bambusrohr, Kaffee und Theegebüſch, oder irgend etwas anderes Tropiſches oder Chineſiſches, wurden von dem Gymnaſial-Director ironiſch belächelt, weil er uns nicht glauben wollte, ein Baum, vor dem zufällig die Geſellſchaft ſtand, ſei eine Korkeiche, aus der die Pfropfen geſchnitzt werden, und begaben uns abermals in den Schloßſaal hinab, wo wir von den, jetzt ungleich höflicheren Bureaukraten empfangen wurden. Man lud uns ein, das Schloß in Augenſchein zu nehmen, aber Mr. Jerome, mein Reiſegefährte, lehnte ſich mit Entſchiedenheit dagegen auf.

„Lieber Landsmann," ſagte er und legte ſeinen Arm in den meinigen, „denken Sie nicht klein von mir, aber ich ſehe mich außer Stande, heute noch meine Zeit mit alten baulichen Merkwürdigkeiten, räucherigen Bildern und wurmſtichigen Möbeln zu vergeuden. Ich bin der umgekehrte Don Quixote. Erblickte er in jedem Wirthshaus ein Schloß, ſo iſt es mit mir ſo weit gekommen, daß ich in jedem Schloſſe nur noch eine Kneipe ſehe. Das mag eine grobe Sinnentäuſchung ſein, aber Sie wiſſen, wir haben ſeit beinahe vierundzwanzig Stunden von Sonnenſchein, friſcher Luft und ſchwarzem Kaffee gelebt! Der Menſch gebietet nur über ein beſcheidenes Maß von Kräften. Wenn Sie nichts dawider haben, ſo begnügen wir uns mit den heutigen Genüſſen, laſſen das Schloß und die Iſola madre auf ſich beruhen, und rudern ſogleich nach Baveno. Es iſt nach meiner Uhr gerade

fünf, und in einer Stunde muß in allen Gasthäusern des Ufers das Pranzo fertig sein.“

Mr. Jerome hatte Recht, nach dem Reisehandbuche bot das Schloß sonst keine Merkwürdigkeiten dar, der Schulmeister bestieg mit seinen Damen gleichfalls ein Boot, um nach Stresa zurückzukehren; es war rathsam, einen gastlichen Heerd aufzusuchen, um nach Tisch sorgenfrei den herrlichen Abend am See zu genießen. Wir schifften uns ein, nachdem eine Schaar von unbeschäftigten Seeleuten, die an unsern Wohlthätigkeitssinn appellirte, energisch abgewiesen worden war, und bewunderten, am Seeufer entlang zu der Barke gehend, die Klarheit des Wassers, die uns gestattete, das Getümmel der Fische in einer Tiefe von zehn bis fünfzehn Fuß ganz deutlich zu beobachten.

Nach einer halben Stunde landeten wir in Baveno, zahlten unseren Fünffrankenthaler für die Fahrt, wurden jedoch von den Piraten nicht eher freigegeben, als bis wir noch einen Franc — für die Aufbewahrung resp. Ueberwachung (Lagergeld) unserer Effecten in der Barke erlegt hatten, und zogen alsdann, geführt von zwei Kellnern und begleitet von müßigen Ortsangehörigen nebst ihren Minorennen, die sich in derselben beneidenswerthen Lage befanden und sich ungemeines Vergnügen von unserer Anwesenheit versprechen mochten, durch die gewölbte Pforte in den inneren Hof des nahe am See gelegenen Hotels.

Abend und Nacht in Baveno.

Ein Wirth kam in dem Hotel, das dicht am Seeufer gelegen, nur durch die von Arona ins Gebirge führende Landstraße vom Waſſer getrennt wurde, gar nicht zum Vorſchein; wie Supplicanten im Vorzimmer eines vielbeſchäftigten Miniſters wurden wir nur von Secretairen oder Kanzleibeamten des Hotels empfangen und abgefertigt. Auch Gäſte waren, ſo viel wir zu ergründen vermochten, eben nicht anweſend; dafür ſteckten die Stallungen und unteren Gelaſſe des Hauſes und Hofes voll von Vetturinen, ihren Wagen und Pferden. Man glaubte ſich in einem Speditionsgeſchäft für Reiſende zu befinden, doch war gleichzeitig für die irdiſchen Bedürfniſſe des Menſchen geſorgt; Mr. Jerome hatte Recht gehabt: das Pranzo war wirklich fertig und konnte unmittelbar nach unſerer Ankunft aufgetiſcht werden. Ein Kellner mit weißer Cravatte wartete bei Tiſch auf und verdunkelte durch die relative Reinlichkeit dieſes Toilettengegeſtandes die Servietten.

„Wann kommt die Poſt von Arona durch Baveno?“ fragte Mr. Jerome. „Wir wollen über den Simplon.“

„Nachts halb zwei, Signor;“ antwortete das diplomatiſche Küchlein.

„Die heilloſeſte Zeit für einen Reiſenden!“ ſetzte ich brummend hinzu. Der Kellner hatte eben das Zimmer verlaſſen und brachte einen Teller mit gebratenen Fiſchen, deren Kleinheit ſie als eine entartete Seitenlinie jenes Rieſengeſchlechts von Forellen erſcheinen ließ, die wir

auf dem Felsgrunde von Isola bella hatten umherschwimmen sehen. Schade, daß keiner von uns Beiden über eine Hechtangel verfügte, mit diesen Katzenfischlein als Köder wäre ein reicher Fang im See zu machen gewesen. Hinter dem Kellner mit diesem Leckerbissen zeigte sich auf dem Flur eine Gestalt, die mit philosophischem Ernste durch die Thür ins Zimmer blickte, aber nicht eintrat.

„Wenn es den Herren zu frühe sein sollte, mit der Post zu fahren, so haben wir Vetturine im Hause," sagte der Kellner, eine grüne, im Orte gewachsene Citrone den Fischen hinzufügend, draußen wartet schon einer von ihnen."

„Was will der Mann für die Fahrt haben?" fragte Mr. Jerome.

„Neun Napoleonsd'or," antwortete der Knabe der kleinen Fische, mit einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen den Begriff dieser Summe, welche doch schon an die Gasthofstaxen zu San Francisko in Californien erinnerte. Für zehn Thaler weniger fährt ein Reisender in erster Klasse von Baveno nach Brigg oder Visp ach im Rhonethale, eine Bergfahrt von anderthalb Tagen.

„Glaubt der Vetturin, wir hätten unser Schäfchen, wie gewisse Leute in Neapel, ins Trockne gebracht, und wüßten nicht, wohin mit dem Gelde?" sagte ich zum Kellner, „bei solchen Forderungen fahren wir lieber mit der Post. So viel ich weiß, ist sie verpflichtet, in Baveno Reisende mitzunehmen, und nöthigen Falles auch Beiwagen zu stellen."

Nach diesen Worten trat ein längeres Schweigen ein,

das der von kleinen Knaben im Hofe interpellirte Hund durch seine laute Beantwortung erheiterte. Wir erhoben uns von Tische und traten auf den Flur, wo wir von dem dienstfertigen Kellner und jener schweigsam harrenden Gestalt empfangen wurden, die vorher durch die Thür geblickt hatte. Sie trug nur eine blaue Blouse, entwickelte aber einen edlen, nahezu plastisch erhabenen Anstand, und war der Vetturin, welcher uns für 180 Francs über den Simplon zu fahren gedachte. Er stand nicht mehr in den ersten Jahren der Blüthe, weißes kurzgeschorenes Haar bedeckte sein Haupt, aber ein noch schwarzer kurzer Schnurrbart und schöne schwarze Augen gaben ihm ein anziehendes Aussehen; in Uniform hätte er füglich einen Marschall von Frankreich vorstellen können. Als wir an ihm vorbeigehen wollten, wußte er diesen martialischen Augen einen fast demüthigen Ausdruck zu verleihen. Er fragte mit rührender Bescheidenheit, ob wir wirklich seine Hülfe verschmähten, die Simplonstraße sei so schön, der Postwagen so unbequem, und wahrscheinlich in der Nacht kein guter Platz mehr zu erhalten; wir thäten besser, mit einem Vetturin zu fahren, alle Reisenden von gutem Geschmack bedienten sich eines Vetturins.

„Lieber Mann," hub ich wohlwollend an, „das wissen wir sehr wohl, aber die von Ihnen geforderte Summe übersteigt unsere Kräfte; wir sind als arme Reisende nicht in der Lage, als Fuhrlohn für anderthalb bis zwei Tage neun Napoleonsd'or geben zu können."

„Sechs Napoleonsd'or!" rief der Vetturin, indem er den neben ihm stehenden Kellner zornig anblickte, als ob dieser uns die erste Nachricht auf einem Zettel geschrieben,

verkehrt überbracht, und ſo die traurige Verwechſelung von ſechs und neun veranlaßt hätte; Die neue Forderung war ſchon erträglicher, ſtand aber noch immer im Mißverhältniß mit unſerm Etat. Mr. Jerome ſetzte das dem guten Manne auseinander und theilte ihm unſern Entſchluß mit, lieber zu Fuß und mit unſern Koffern auf dem Rücken den Simplon zu paſſiren, ehe wir uns einer ſo erheblichen Anzahl von Geldſtücken entäußerten. Dieſe Feſtigkeit imponirte dem Vetturin, aber da es in dieſer Gegend nie an reichen und unbekümmerten Reiſenden fehlt, wollte er ſich durch keine geringere Forderung erniedrigen und entfernte ſich mit der ſtolzen Haltung eines Patrioten, der für Aufrechthaltung der Preiſe ſeiner Heimath auf Tod und Leben gefochten hat. Ihm folgte der Kellner, einen Zug von Entrüſtung oder Verachtung der menſchlichen Natur in den Touriſten jüngſten Schlages auf den Lippen. Der verwöhnte Knabe mochte glauben, bei einer Vermehrung ſolcher elenden und knauſerigen Reiſenden müſſe die Saiſon am Lago maggiore zu Grunde gehen.

Ohne Gewiſſensbiſſe begaben wir uns an das Seeufer, zündeten unſere Cigarren an und ſchwelgten nach dem heißen und lärmenden Aufenthalte in Genua in der wonnigen Luft und der friedlichen Stille des Ortes. Zwei durch göttliche Amneſtie aus dem Fegefeuer entlaſſene arme Seelen konnten ſich im ſtrahlenden Vorhofe des Paradieſes nicht glücklicher fühlen, als wir Beide auf den ſchlichten Brettern und Balken, die einen kleinen Molo für die in Baveno landenden Barken bildeten. Um das fromme Gleichniß zu vervollſtändigen, ſahen wir uns auch

von einer Gruppe Engelein umgeben, die zwar nicht bei unſerer Ankunft muſizirten, dafür aber auf etliche ſchnöde Kupferſtücke Luſt zu haben ſchienen. Schon vor der Thür des Hotels hatten uns die kleinen Knaben des Ortes erwartet und begleiteten uns jetzt als eine Ehrenwache, entſchloſſen, heute nicht mehr von unſerer Seite zu weichen. Ihre Uniform war nicht glänzend, noch weniger ihre Fußbekleidung, die eigentlich nur in einer natürlichen Erdkruſte beſtand; noch mehr ließ die Reinlichkeit zu wünſchen übrig. Aber die Kinder waren anhänglich, ſie lagerten ſich dicht hinter uns auf den Balken und labten ihre Gemüther an dem Anblick der nordiſchen Barbaren, von deren Mark ihre Väter lebten. Sie plagten uns wenigſtens nicht durch eine laute bettelhafte Zudringlichkeit, ſondern begnügten ſich mit einer ſtummflehenden Mimik. So ſaß unſer Häuflein ſtill beiſammen, die Sonne ſank hinter die Gipfel der Simplen-Gruppe, das Licht ſchwand von dem gegenüberliegenden Ufer, die bunten Farben wichen von den berühmten Inſeln, und an der Stelle der goldenen Glorie des Tages trat ein verklärtes Blau, wie der letzte Schimmer eines gebrochenen Auges, das Auferſtehung und Wiederſehen hofft. Ringsum von allen Seiten des Himmels fiel raſch tiefes Dunkel herein; die Luft und die Schatten blieben durchſichtig; alle Gegenſtände ſchienen in geringem Grade ſelbſtleuchtend zu werden. Von den violett dunkelnden Bergcontouren des öſtlichen Ufers tönte ſich der lichtblaue, mit Sternen beſäete Himmel ab, und beide ſchauten deutlich aus dem mattblinkenden ſilbernen Spiegel des Sees. Gleich Bildern eines optiſchen Zauberapparates ſchwam-

men plötzlich in einiger Entfernung vom Ufer zierliche Barken, gerudert von fein gekleideten Matroſen, vorüber, darin ſaßen reiche engliſche Gentlemen, die hier ihre Villeggiatur abzuhalten pflegen. Die Boote entſchwanden raſch rechts oder links, aber noch lange hörte man jeden Ruderſchlag, jedes laute Wort, daß an Bord geſprochen wurde.

Plötzlich ſprang die Jungenſchaar hinter uns in die Höhe und ſtürzte zwiſchen die, halb auf das flache Ufer gezogenen Barken der Schiffer. Ein unglücklicher kleiner Vogel war aus dem Neſte aufgeflogen und ins Waſſer gefallen. Der Größte der Buben fiſchte ihn heraus und näherte ſich uns mit ernſter Miene, indem ſeine Gefährten ihn mit den erwartungsvollen Geſichtern des Gefolges eines Geſandten in den wichtigſten Staatsangelegenheiten begleiteten. Jetzt war eine paſſende Veranlaſſung gefunden, ernſtliche Unterhaltungen mit uns anzuknüpfen. Von jeher verband ja der Handel die Angehörigen fremder Nationen; der gefangene Vogel wurde uns zum Verkauf angeboten. Was war zu thun? nicht der Jungen, ſondern des Vogels wegen mußte jeder humane Touriſt auf das Geſchäft eingehen. Schon an ſich war das Thier eine Merkwürdigkeit. Durch welche glücklichen Zufälle waren die Eltern des gefiederten Kleinen in dieſer ſchonungsloſen, ſtets Vögel fangenden und bratenden Zone am Leben geblieben, wie hatten ſich ihre Herzen gefunden, ohne in Sprenkeln und Dohnen gefangen zu werden, welche Vögel liebende Gottheit hatte bis heute ihren Zuſtand vor der Pfanne und Polenta bewahrt und ſie dieſen holden Gelbſchnabel erziehen laſſen? Mr. Je-

rome, dem ich meine ornithologiſchen Betrachtungen mittheilte, hielt den vorliegenden Vogelfang gleichfalls für ein merkwürdiges, im antiken Sinne offenbar Glück bedeutendes Ereigniß und ſtimmte mir bei, den armen Vogel aus der Sklaverei loszukaufen, um ſo mehr, als der hoffnungsvolle Sohn Bavenos von Zeit zu Zeit eine bösartige Andeutung mit dem Daumen machte, als gedenke er, dem zarten Weſen den Schädel einzudrücken; eine ärtige Reclame für das Geſchäft. Zehn Centeſimi reichten hin, mich in den Beſitz des Vogels zu ſetzen, und ich beeilte mich, das Thier auf den nächſten Baum zu tragen und in das dichte Laub zu verſtecken. Leider konnte dieſe gute That nicht ohne einige Maulſchellen vollbracht werden, die an die Vogelfänger vertheilt werden mußten, denn kaum hatte ich mich einige Schritte von dem Baume entfernt, als ſie ſich anſchickten, durch ein Bombardement deſſelben mit Kieſeln wieder in den Beſitz der unglücklichen Creatur zu gelangen. Eine ſo entſchloſſene Intervention überzeugte ſie jedoch, daß ich meine Rechte als Beſitzer und Beſchützer des Kleinen auch für die Folge aufrecht zu halten entſchloſſen ſei, und etwas mißmuthig traten ſie den Rückzug an.

Nun war endlich vollkommene Ruhe hergeſtellt; ſie wurde höchſtens durch das leiſe Geplätſcher eines aus dem Waſſer emporſchnellenden Fiſches geſtört. Die ſelige Müdigkeit des Naturbildes unterjochte auch die Geiſter der Menſchen; wir unterbrachen unſer bisheriges Geſpräch, wie aus Furcht, das erhabene Schweigen der Scenerie zu ſtören. Da fuhr ich zuſammen; eine Hand hatte geſpenſterhaft leiſe auf meine Achſeln geklopft, und doch

war kein menſchlicher Fußtritt zu hören geweſen. Ein Blouſenmann ſtand hinter mir, die Mütze demüthig in der Hand haltend.

„Die Herren wollen morgen frühe über den Simplon?“ fragte der Vetturin, denn er war es, doch ein anderes Exemplar, als der ſchnurrbärtige und ſtolze Marſchall.

„Ja, mein Lieber, wünſchen Sie uns etwa zu fahren?“

„Sehr gern, Signori, haben Sie ſchweres Gepäck?“

„Erſt ſagen Sie uns, was Sie haben wollen!“ rief Mr. Jerome.

„Siebenzig Francs, Signorie; das iſt das mindeſte; ganz Baveno wird Ihnen daſſelbe ſagen.“

Wir überlegten, ob wir uns die Nacht verderben und die Ankunft der Poſt heranwachen oder in die Forderung bewilligen ſollten. Es ſtellte ſich ſehr bald heraus, daß der neue Vetturin nur ein Pferd habe, aber er wußte nicht genug die „bella carozza“ zu rühmen und nöthigte uns in den Stall, um „cavallo“ und „carozza“ zu beſichtigen. Unter ſiebenzig Francs ſei die Fahrt unmöglich, denn da er an zehn Francs eigene Koſten habe, blieben ihm nur drei Napoleonsd'or übrig.

Das Pferd erwies ſich als ein geſundes, ſtarkes Thier; der kleine Halbwagen zeigte, ſo weit der kärgliche Laternenſchein zu prüfen geſtattete, dauerhafte Achſen und Räder, die Sitze waren leidlich bequem und der Vetturin ſelber ſchien ein ruhiger, zuverläſſiger Mann zu ſein. Der Sicherheit vor etwaigen Nachforderungen wegen wurde jedoch im Stalle noch eine Verſchwörungsſcene von ungemeiner Feierlichkeit aufgeführt. Der Vetturin mußte betheuern, ſich mit den geforderten ſiebenzig Francs

zu begnügen, keine Entſchädigung für die Rückkehr zu fordern, ſich ſelbſt zu beköſtigen, und ſeinen Paß an der Schweizer Grenze auf eigene Rechnung viſiren zu laſſen, ſowie jede etwaige Extrazahlung für Vorſpann aus ſeiner Taſche zu beſtreiten. Nachdem er dies alles im düſteren Schimmer der Laterne gelobt, wurde die fünfte Morgenſtunde zur Abfahrt beſtimmt, und wir begaben uns in die inneren Gemächer des Hotels, um noch heute die Rechnung zu fordern, die in weiſer Vorausſicht ſchon vorbereitet, uns in aller ihrer Ueberſchwänglichkeit — die „Talglichter" unſerer nächtlichen Zukunft waren darin mit drei Francs angeſetzt — eingehändigt wurde. Nach geleiſteter Zahlung verſchwanden die beiden diplomatiſch blickenden Kellner ſpurlos und überhörten mit eiſerner Conſequenz das verzweiflungsvolle Geläut, welches wir beide ſpäter abwechſelnd erſchallen ließen, theils um einen Stiefelknecht, theils um friſches Waſſer zu erhalten. Die flehende Stimme der lechzenden Gäſte blieb aber unbeachtet, und wir mußten die Nacht ohne einen kühlen Trunk zubringen, da Mr. Jerome bei einem vergeblichen Verſuche, den Verſteck der Kellner aufzufinden, einen bedenklichen Fall über eine, mitten im Corridor italieniſch verrätheriſch angebrachte Stufe gethan hatte, und ich nicht leiden wollte, daß er ſich ferneren unbekannten, vielleicht noch größeren Gefahren, einer Caraffe Waſſer wegen, ausſetzte.

Ueber den Simplon.

Durch das Geräuſch der, aus dem Schuppen gezogenen „Carrozza“ und den Huftritt des Braunen auf dem Pflaſter des Hofes geweckt, beeilten wir uns, die letzte ordnende Hand an das Gepäck zu legen. Da wir bei unſerer zeitigen Abfahrt das Frühſtück ſchon geſtern abgelehnt hatten, nahm das vornehme Perſonal des Hotels weiter keine Notiz von uns; nur ein, mit den Angelegenheiten des Stalles vertrauter Facchino leiſtete uns die erforderlichen Dienſte. Die ſorgfältig gepflegten, faſt koketten Koffer des Mr. Jerome wurden mit meinem Proletarier von vielgereiſtem Felleiſen engliſcher Arbeit rückſichtslos zuſammengeſchnallt, und gegen jedes mögliche Unwetter durch eine Baſtdecke geſchützt, der Vetturin brachte ſeine geringen Reiſeeffecten neben dem Vorderſitz unter, das Geſchirr des Braunen wurde zum Schutze gegen die Bremſen ſogleich mit reichbelaubten dünnen Zweigen beſteckt, der Facchino gebührend belohnt, und zehn Minuten ſpäter befanden wir uns in tiefſter Einſamkeit auf der Landſtraße. Der Himmel war bedeckt, die Berggipfel hüllten ſich in graue Wolkenkappen, der klare Spiegel der weſtlichen Bucht des Lago maggiore glich einer dunkelblau angelaufenen Stahlplatte, die geſammte Vegetation nahm ein dunkleres Colorit an; aber ein feuchtkühler, von den Gebirgsabhängen ſtrömender Hauch verlieh den gedämpften Tönen des landſchaftlichen Bildes in der menſchlichen Empfindung eine herrliche Friſche. Die ſchön gehaltene Chauſſee zwiſchen See und Ge-

birge war von jeder menſchlichen Creatur verlaſſen; erſt nach anderthalb Stunden begegneten wir einigen Männern und Frauen, die an ihre Feldarbeit gingen. Vor einer Kneipe, links am Wege, hielt der Vetturin; wir ſollten hier den Kaffee einnehmen. Bei dem Anblick dieſer echt national gehaltenen Localität fuhr Mr. Jerome entrüſtet zurück.

„Der Menſch wird uns doch nicht zumuthen wollen, hier einzukehren?“ rief der elegante Mann, „ich ſetze keinen Fuß über die Schwelle!“ Er ſprach es, knöpfte zum Zeichen activen Widerſtandes mit feſter Hand den oberſten Rockknopf zu, und hakte das Schutzleder des Wagens zu. Inzwiſchen betrat ich die Kneipe und fand allerdings zwiſchen ihr und der Hexenküche im Fauſt einige Verwandſchaft, allein doch nicht eine ſo arge Schmutzerei, um vom Genuß des Frühſtücks ganz abzuſchrecken. Das heiße Waſſer kochte zwar auf gut indianiſch in einem verräucherten Keſſel, der an einer eiſernen Kette über einem Kohlenfeuer hing, mitten in dem dunklen Mauerloche wälzte ſich ein ſchwarzer Hund auf dem Eſtrich, das Rohrgeflecht der Stühle war durchlöchert und mit Strohwiſchen ausgebeſſert, aber es war außerdem ein Schenktiſch moderneren Anſtrichs vorhanden, und die Locandiera, eine Dame am Anfange des Matronenalters trug wenigſtens eine Nachtmütze, die augenſcheinlich den von ihr zubereiteten Mokka vor grauen Haaren ſchützte. Die Scenerie war im beſten Styl italieniſch, aber immer noch nicht eigentlich abſchreckend. Nach einiger Ueberredung gelang es mir denn auch, Mr. Jerome zur Theilnahme an dem Genuß des heißen Getränkes zu bewegen, und zuletzt erklärte er ſich ſogar mit dem Geſchmack des

Kaffees einverſtanden. Wir fuhren hierauf, wie es ſich beim Beginn einer anſtrengenden Bergpartie ziemt, im ruhigen Tempo weiter und bewunderten die bald anmuthige, bald großartige Landſchaft, in welcher mehr und mehr der Gebirgscharakter vorzuwalten begann. Auf einer altfränkiſchen Fähre ſetzten wir über die raſch hinſchießende Toſa, kamen an dem Einſchnitte des Anzascathales vorüber, das nach der Südſeite des Monte roſa und Macugnaga führt, und gelangten etwa um zehn Uhr Nachmittags nach Domo d'Oſſola, einem freundlichen und auffallend ſauberen Städtchen, deſſen ſtattliche Häuſer, reinlich gekleidete Kinder und heitere Frauen, Wohlſtand und Behagen der Einwohner verrathen. Nach einem kurzen Aufenthalte, während deſſen dem Braunen eine reichliche Erfriſchung zur Vorbereitung auf die ihm bevorſtehenden Mühſale verabreicht wurde, ſetzten wir unſere Fahrt weiter fort, und gelangten bald, durch das weite, üppig grünende Thal der Toſa zu einer himmelhoch emporſteigenden Felswand, die den Weg zu verſperren ſchien, ihm eigentlich jedoch die ſicherſte Grundlage verlieh. Das Wetter hatte ſich in den Vormittagsſtunden ſo weit gebeſſert, daß wir getroſt hoffen durften, nicht durch Nebel und Regen an der Beſichtigung der Straße gehindert zu werden, denn hier ſchieden wir von Allem, was ſüdliche Gegenden anmuthig macht, und vertieften uns mit jedem Schritte mehr in das Gebirge. Der Braune, wohl vertraut mit den Anſtrengungen der Partie, verlangſamte ſeine Gangart, wir ſtiegen alle Drei von Zeit zu Zeit ab, um dem Gaule ſeine Laſt zu erleichtern, und gelangten an dem Rande der Daveria, die ſich bald tief unten,

bald dicht oben an der Kunſtſtraße über Felsblöcke ſtürzt, nach Iſella, dem letzten italieniſchen Orte. Das Felsneſt beſteht, eingekeilt zwiſchen zwei ungeheure, gegeneinander geneigte Wände nur aus wenigen Gebäuden, in welchen außer den piemonteſiſchen Zöllnern und Grenzſoldaten, nur die Mitglieder einer gewöhnlichen Herbergswirthſchaft hauſen. Unſere Ankunft erregte gerechtes Aufſehen. Da wir auf einer Bergſtraße ohne alle Seitenwege die Perſönlichkeiten und Ereigniſſe des Tages genau controliren konnten, erſchien uns die thratraliſche Erwartung und Spannung der armen Leute ſehr begreiflich. Sie verſammelten ſich neugierig an den Fenſtern und auf den hohen ſteinernen Treppen, die Mauth- und Paßſoldaten nahmen in unſerer Nähe Platz, aber Niemand fragte nach unſerer Legitimation, Niemand forderte Geld, wir hatten unſere Ausgaben für einen Miniſterialpaß mit piemonteſiſchem Viſa ganz umſonſt gemacht. Man ließ uns auf der Steinbank an der toſenden Daveria ruhig in dem ſchwärzlich rothen Krätzer ſchwelgen, und rief uns bei der Abfahrt noch dankbar für den gehabten Genuß befriedigter Schauluſt, ein freundliches Addio hinterdrein.

Oberhalb Iſella wird die Straße von Schritt zu Schritt großartiger, die immer enger zuſammenrückenden ſchwarzen Felſen beſtehen aus koloſſalen Schiefertafeln, über welche ſich hie und da Gebirgsbäche ſtürzen, dann ausbreiten, und lautlos in zarten Waſſerſchleiern ergießen. Nur wo eine zerbrochene Platte etwas hervortritt, bildet ſich eine Cascade; ein unbeſchreiblich ſchöner Anblick. In dieſer Region, die im Winter und Frühjahr viel von

Lavinen zu leiden haben mag, beginnen die Schutzhäuser (Cantoniera), schwere massive Gebäude, jetzt von unfreundlichem Ansehen, die aber der geängstigte Wanderer zu andern Zeiten mit Entzücken begrüßen mag. In der Nähe des ersten Schweizerdorfes Gondo wurden wir ganz unerwartet angehalten. Zwei Soldaten, Diener der Republik, traten an unser Wäglein und baten um die Pässe. Zum ersten Mal auf der ganzen Reise sahen wir uns in der traurigen Nothwendigkeit, diese leidigen Documente hervorzuziehen und obenein pro Person mit einem Franc zu honoriren.

„Hier scheint zwischen Italienern und Schweizern kein freundschaftlich-nachbarliches Verhältniß zu bestehen," meinte Mr. Jerome nicht ohne Mißmuth, „die Herren Republikaner suchen wohl absichtlich die Ueberscheitung der Grenze so unangenehm als möglich zu machen."

„Das mag sein," fügte ich hinzu, „doch läßt sich, abgesehen von der kleinlichen Taxe, die Visitation der Pässe auch in wohlwollenderem Sinne auffassen. Vielleicht hat die Regierung des Cantons Wallis sie nur mit zarter Rücksicht auf die tragische Vereinsamung ihrer Grenzwächter angeordnet. Fährt der Reisende ungeprüft vorüber, so gleicht er einem rasch verschwindenden Meteor, und muß in den Herzen der verlassenen Männer das Gefühl ungestillter Sehnsucht hinterlassen. Durch die Vorzeigung der Pässe wird doch immer einige Unterhaltung vermittelt, und an der Bildung der Wächter gearbeitet."

Mr. Jerome lächelte und nickte mir Beifall. Die Lectüre und Abstempelung der Pässe war der Silberblick

in dem Daſein dieſer armen Walliſer. Ein ehrgeiziger und wißbegieriger Philologe kann den neu aufgefundenen Codex eines Claſſikers nicht mit größerer Erwartung und Ehrerbietung zur Hand nehmen. Wir wurden in die dunkle niedrige Wachſtube geführt, durch deren Fenſter man in die grauenhaft einförmige, obgleich impoſante Schlucht, und in die ſtürzenden Waſſer der Daveria hinabſah. Mir lief es kalt über den Rücken, bei dem Gedanken: hier Monate, Jahre lang zu ſitzen und ſtets auf dieſe hoffnungsloſen Felsgebirge zu ſtarren. Die Wächter ſetzten ſich ruhig an den Schreibtiſch, ſie bewunderten die wilden Männer in unſerem Landeswappen, den Stempel, die verſchiedenen Schnörkel und Farben auf den Päſſen, wie herrliche Initialen in Pergamenten alter Mönche, ſie befeuchteten dann langſam, mit zärtlicher Sorgfalt ihre Stempel, um die edlen Actenſtücke nicht durch einen mißlungenen Abdruck zu verunzieren, ſie ſeufzten, als das Geſchäft vollbracht war, und wir unſeren Tribut erlegten; abermals war ein kurzer glücklicher Moment ihres Daſeins unwiederbringlich dahin! Die nächſte Poſt brachte erſt Morgen neue Ankömmlinge und der Tag war noch lang! Mr. Jerome zog die Börſe und legte einen Napoleonsd'or auf den Tiſch, da der Vetturin uns ſchon vorher gebeten hatte, einen Franc für ihn auszulegen und wir nicht das letzte kleine Geld ausgeben wollten.

Der älteſte Wächter lächelte wehmüthig und ſagte leiſe: „Sie wollen ſiebzehn Frank heraushaben; wo ſollen wir die herbekommen? was ſollen wir hier mit einem Goldſtück anfangen?“ — Beide zogen jedoch gutwillig ihre Börſen, allein der geſammte Beiſtand derſelben ergab

noch nicht ganz dreizehn Francs. Wir mußten das letzte Silberstück opfern, und den Rest des Betrages in Rappen zusammenzuklauben suchen; es kamen immer noch nicht drei Francs zusammen, denn das schmutzige piemontesische Kleingeld wollten die Leute schlechterdings nicht annehmen! Endlich trieb ich in einem Winkel des Portemonnaie's ein kleines goldenes Fünffrankenstück auf, und so ward endlich eine Ausgleichung möglich. Nach einer starken Viertelstunde mußten wir uns trennen; wir hatten uns gegenseitig schon lieb gewonnen. Der Nachmittag rückte vor, der unermüdliche Braune schleppte geduldig die Carrozza bergan; wir kamen an die berühmte Galerie von Gondo, eine der beliebtesten Veduten für die Landschaftsmaler. Von einer hohen Felswand, deren oberer Rand durch vorspringende Zacken dem Blick entzogen wird, stürzt der Fressinone, in eine Wolke von Wasserstaub gehüllt, rechts von der Straße hinab, und unter einem Brückenbogen durch in die Daveria, deren dumpfes Brausen von seiner wüsten Stimme erstickt wird. Jenseits der Brücke öffnet sich die, in den Fels gesprengte Galerie, wie ein rabenschwarz gähnender Tunnel. Die ewige Nässe des Wasserfalles, der über das Brückengeländer zum Theil in die Galerie stäubt, hat den Boden derselben in eine Reihe kleiner Pfützen und Sümpfe verwandelt; nach dem ersten Eindruck des Erstaunens über die ernste Scene flüchtet man bald in die Galerie, um nur schleunigst wieder auf trockenen Weg und an das Tageslicht hinauszukommen. Wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ueber unserer Bewunderung der schauerlichen Partien der Straße war uns die zunehmende Dunkelheit, so wie die Besorg-

niß unſeres guten Vetturins ganz entgangen, der das Verdeck der Carrozza in die Höhe geſchlagen und ſeinen, einer zerſchoſſenen Fahne gleichenden Paletot angelegt hatte. Aus der Galerie tretend, fuhr uns ein wüthender Windſtoß entgegen, vor einem wahren Kartätſchenſchuß von kalten Regentropfen prallten wir entſetzt zurück, und Mr. Jerome erklärte, die ſchützende Galerie nicht verlaſſen zu wollen. Aber der Vetturin widerſprach ſehr energiſch, das Wetter könne noch ſchlechter werden und die verſäumte Zeit ſei nicht wieder einzuholen; je ſchneller wir in die Nähe des heutigen Nachtquartieres im Dorfe Simplon, eine Stunde unterhalb des Hoſpizes, gelangten, deſto näher ſei im ſchlimmſten Falle die Hülfe. Wir hüllten uns in die vorhandenen Winterröcke, Mr. Jerome noch in einen Regenmantel, der durch die Klebrigkeit ſeines waſſerdichten Stoffes beim Ankleideprozeß hartnäckigen Widerſtand leiſtete, und ſpannten unter dem Verdeck des Wagens hervor, einen Regenſchirm aus. Beklagenswerthes Promenaden-Inſtrument, wahnbefangener Hofparapluiemacher, deſſen leichtfertiges Fabrikat einem Alpenunwetter Trotz bieten wollte! Erſt wurden die Stäbchen, welche den Taffet ausſpannten, krumm zuſammengebogen, und als wir dann mit vereinten Kräften dem Andrang des Sturmes Stand halten wollten, brach uns plötzlich der Stock des Schirmes, ein leidlich dickes Pfefferrohr, unter den Händen, und wir mußten, wenn nicht alle ſanguiniſchen Hoffnungen auf einſtige Reparaturen ſchwinden ſollten, das armſelige Wetterdach einziehen und in den Wagen nehmen. „Was ſoll aus uns werden, wenn das arme Thier nicht weiter will, dann können

wir an der Straße liegen bleiben, und elendiglich umkommen, es war eine unglückliche Idee von Ihnen, nur mit einem „Einſpänner“ ſolch' eine bedenkliche Fahrt machen zu wollen!“ jammerte Mr. Jerome, indem er zu ſeiner moraliſchen Genugthuung die ganze Schuld des Abenteuers wenigſtens auf meine Schultern bürdete.

„Nur keine Feigheit!“ ſchrie ich ihn an, denn ich wurde ein wenig wüthend, „wozu hat Napoleon denn die Schutzhäuſer bauen laſſen!“

„Was helfen uns die Schutzhäuſer, wenn der Gaul alle Viere von ſich ſtreckt!“ antwortete Mr. Jerome, ſeiner gewöhnlich eleganten Ausdrucksweiſe ganz uneingedenk.

Zu meinem großen Troſt war der Gaul jedoch bis jetzt noch weit entfernt, ſich ergeben zu wollen; der Vetturin hatte ihn beim Zügel ergriffen und beide ſchritten entſchloſſen dem Regenſturm entgegen, ohne das Schutzhaus, an dem wir eben vorbeifuhren, zu beachten. Wenige Minuten ſpäter empfing uns plötzlich tiefe Dunkelheit; wir hatten die Galerie Algabi erreicht, das Ende der Schlucht von Gondo. Ein harziger Rauch qualmte uns entgegen, und am anderen Ausgange leuchtete der Schein eines großen Feuers. Eine arme reiſende Familie hatte dort unter dem Felsdache Schutz geſucht. Neben dem elenden Einſpänner kauerte ein bleiches Weib mit einem Säugling an der Bruſt, zerlumpte Kinder hockten ſeitwärts fröſtelnd an dem Feuer, das der Vater und der Aelteſte, ein wildblickender Junge, aus den vermodernden Wurzeln von ausgegangenem Krummholz unterhielten, welche die Anwohner an den Abhängen der Simplon-

ſtraße auszugraben pflegen. Ein Topf Kartoffeln war im Kochen begriffen. Der gequälte Braune durfte einige Minuten unter ſeiner Decke verſchnaufen und mit dem Klepper der Bettler fraterniſiren, auch Mr. Jerome hätte ſich gern an dem gaſtlichen Feuer niedergelaſſen; aber der Vetturin wollte von nichts wiſſen. Vorwärts! hieß es, immer vorwärts! Wir hatten kaum die Galerie Algabi hinter uns, als der Regen ſich nach und nach in Schnee verwandelte, die dichten Nebel auf unbegreifliche Weiſe verſchwanden, einige hundert Fuß höher auch das Geſtöber aufhörte, und nur ein eiskalter, „ſteifer" Wind weiterblies, der durch alle Kleider drang und das Blut in unſeren Adern erſtarren machte. Die Sonne beleuchtete in ihrem Scheiden röthlich golden die ſich jetzt offen an begrünten Felſen bergan ziehende Straße, gewaltige Berghöhen umgrenzten die Ausſicht, das gigantiſche Fletſchhorn glänzte mit ſeinem Firnſchnee und Gletſcher dicht über unſeren Häuptern, der Braune hielt von ſelbſt; wir waren vor dem Gaſthauſe des Dorfes Simplon angelangt.

Eine muntere Wirthin, Wittwe wie die meiſten Hotelbeſitzerinnen in der komiſchen Oper, begrüßte uns an der Thür; als Page ſtand ihr ein bleicher, beinahe käſefarbener Knabe zur Seite, und eine derbe Magd mit ſtarken Knochen beſorgte den nöthigen Gepäckdienſt. Mein Gefährte, Mr. Jerome, der den Tag über bis zum Beginn des Unwetters, verſchiedene muntere Motive aus Johann von Paris geträllert hatte, war jetzt vollſtändig geknickt und durchaus abgeneigt, noch einmal das beliebte Thema: „Welche Luſt gewährt das Reiſen!" anzuſtimmen. Wenn er auch ſchwieg und ſich aller weiteren Vorwürfe

enthielt, sah ich doch an seinem erschöpften und mißvergnügten Angesicht, daß er im Stillen nur mich für die ganze Bergexpedition verantwortlich machte. Obgleich ich ihm für diese ungebührliche und weibische Denkungsart unchristlich genug Rache schwor, und beschloß, mich von ihm bei der nächsten passenden Gelegenheit loszusagen, war er jedoch jetzt nur ein Gegenstand des tiefsten Mitleids, und bedurfte augenscheinlich leiblicher und moralischer Unterstützung. Mr. Jerome befand sich in dem Zustande eines, vom Conditor in die Eisbüchse gestellten Fruchtsaftes, der eben zu gefrieren gedenkt; seine Nasenspitze zeigte bereits die blauröthliche Farbe des Erdbeereises. Der sonst so redselige Mann war einsilbig geworden, und rieb wie Lady Macbeth, in sichtlicher Zerstreuung seine Hände; aber sein trauriges Befinden war durch die klimatischen Bedingungen des Ortes vollkommen gerechtfertigt.

Schon die Nähe eines 11,000 Fuß hohen Berges, der wie das Fletschhorn, mit seinen Schneelagern bis in die Nähe des Dorfes herabreicht, dient nicht zur Verbesserung der Temperatur, außerdem ist die Gebirgsstrecke bis zum Passe hinauf nur wenig gegen rauhe Winde geschützt. Die felsigen Gehänge in der Nähe der Häuser wechseln mit spärlichen Matten, und zwischen kümmerlichen Zwergtannen schäumen die kleineren, von den Schneefeldern und Gletscherfragmenten des Fletschhorns niederrinnenden Schmelzwasser. Der Abend war von seltener Klarheit, die Temperatur jedoch so niedrig, daß mich selbst die Durchsichtigkeit des tiefblauen Himmels, die Deutlichkeit der erhabenen Bergumrisse, und das goldig durch die scharfe Abendluft zuckende Leuchten der hinter

die Bergmaſſen geſunkenen Sonne, nicht im Freien ausdauern ließen.

Im Salon, dicht am Kamin, in dem ein Feuer aus Scheiten von Arvenholz loderte, ſaß Mr. Jerome und betrachtete mit tiefer Trauer eine an der Wand hängende ſchlechte Lithographie, auf welcher die Erſtürmung des Malakoff abgebildet war. Der wohlthätige Einfluß des Feuers hatte ihn einigermaßen ermuntert, ſeine Selbſtſucht verminderte ſich und er zeigte ſchon wieder Mitgefühl für die Leiden ſeiner Nebenmenſchen.

„Haben Sie den Jungen, der uns an der Thür empfing, näher betrachtet?“ fragte er mich, wohl etwas ungewiß, ob ich ihm freundlich antworten würde. „Er ſcheint nicht geſund zu ſein!“ antwortete ich kurz.

„Denken Sie, das arme Kind ſtammt aus dem ſüdlichen Frankreich, und iſt eine Waiſe, die hier bei gütigen Verwandten ein Unterkommen gefunden hat. Unter Pomeranzen- und Feigenbäumen geboren, und zu einem Aufenthalt in dieſer Polarzone verurtheilt worden zu ſein — welches traurige Schickſal! Der arme Junge ſieht aus, als thaue er gar nicht mehr auf!“ Der Menſchenfreund ſchwieg, und da ſeine Lebensgeiſter von Minute zu Minute mehr Kraft gewannen, zog er jetzt einen Schildpattkamm hervor und begann mit vielem Wohlgefallen vor dem trüben Spiegel Haare und Bart zu glätten. Er vertiefte ſich in dieſes, für ſchöne Männer ſo wichtige Geſchäft dergeſtalt, daß er kaum auf das Klappern der Teller hörte, als der ſüdfranzöſiſche Knabe den Tiſch deckte, und in die Mitte deſſelben einige verkümmerte und über ihre Verbannung an die äußerſten Grenzen der Vegetation

ſichtlich erſchrockene Aprikoſen ſetzte. Mr. Jerome's Phantaſie verweilte weit von hier in der eleganten Geſellſchaft, er lächelte ſich ſelber zu, dann beſah er ſeine Zähne, die Spitzen ſeiner Nägel, ſeufzte und ſagte: „Dieſe Gegenden verſetzen mich in einen unbeſchreiblichen Trübſinn. Kälte und zackige Bildung der Erdrinde, ſpärlicher Pflanzenwuchs und winzige Thiere, widerſtreben meinem Weſen; ich brauche Wärme, Flächen, höchſtens ſanft gewölbte Hügel, Blumen, Singvögel, Baumſchlag..."

„Melonen, Artiſchocken, feines Weizenbrod, Margeaux, Pomade, Lachsforellen und Filet!" ſetzte ich nicht ganz ohne Ironie hinzu.

„Nun ja!" meinte Mr. Jerome, „das gehört auch in das Capitel der Exiſtenzfrage. Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß wir hier hinſichtlich unſerer Subſiſtenzmittel ſehr eingeſchränkt ſind!"

Der Knabe trug eben ein ſehr einfaches Mahl auf, wie es hoch oben im Gebirge, bei einem ſpärlichen Fremdenbeſuche der guten Wirthin zu Gebote ſtand. Es war immer noch beſſer, als man es in tauſend kleinen Gaſthöfen deutſcher Provinzialſtädte anzutreffen pflegt, dann verſtärkte der fröſtelnde Kellner das Kaminfeuer durch friſches Arvenholz, und ließ uns allein.

„Und was werden wir nun beginnen, wenn wir morgen im Rhonethale anlangen; die heutige Fahrt hat mir alle Luſt zu ferneren Bergpartien benommen!" ſagte der Mißvergnügte, und ſecirte anatomiſch, vornehm und langſam eine Scheibe Schöpſenfleiſch.

„Ich dachte, die Bergreiſen und Klettereien werden erſt von Morgen an beginnen?" antwortete ich verwundert.

„Ich für meinen Theil habe ein Haar darin gefunden. Wenn ich heute mit einem mäßigen Rheumatismus davon komme, so will ich zufrieden sein, aber noch einmal stürze ich mich nicht muthwillig in Gefahr.“

„Sie werden mich doch bis Vispach begleiten, wohin der Vetturin uns zu bringen verpflichtet ist?“

„Gewiß, aber weiter gehe ich nicht auf Ihre sonstigen Projecte ein.“

„Nun gut, so trennen wir uns in Vispach, Sie nehmen dort Post und fahren bis Sion, der nächsten Eisenbahnstation, von wo aus sie in vier bis fünf Stunden an den Genfer See, in den Schooß der von Ihnen so geliebten Civilisation gelangen; mir wird es hoffentlich gelingen, in Vispach einen Reisegefährten nach Zermatt zu finden, wenn Sie sich nicht in der letzten Stunde noch anders besinnen und mit mir kommen. Ich begreife nicht, wie man am Eingange des Vispthales, nach einer so anstrengenden Reise, den Ausflug in das berühmte Thal aufgeben, und auf den großartigsten Bergprospect in Europa verzichten kann!“

Mr. Jerome schwieg und schien mit sich zu kämpfen. Hätte sich nicht, während wir bei Tische saßen, das Wetter wieder verdunkelt und wäre nicht eine Wolke dicht an den Fenstern vorübergezogen, der zarte Sohn der französischen Colonie hätte vielleicht nachgegeben; das wild stäubende Schneegestöber, die rasch hereinbrechende Dunkelheit, das Aechzen des Windes, der bald die Fensterscheiben klirren ließ, bald heulende Töne im Rauchfange und auf den Gängen des hölzernen Hauses hervorbrachte, beraubten ihn des letzten Restes von Entschlossenheit. Stumm

ſchüttelte er das Haupt, ſtand auf und ließ ſich in unſer gemeinſchaftliches Zimmer führen. Sein Daſein war geſpalten; erſt der gewohnte Comfort konnte es wieder herſtellen. Wohlhabende und verwöhnte Menſchen gleichen jenen mikroſkopiſchen Thiergeſchlechtern, die ſich nur unter beſtimmten organiſchen Bedingungen in den Flüſſigkeiten bilden, aber bei der geringſten qualitativen Abweichung gleich wieder zu Grunde gehen. Ich verweilte noch ein Viertelſtündchen in dem Salon, ließ mir von dem zu Schanden gefrorenen Knaben das armſelige Leben im Winter beſchreiben, ſuchte nach bekannten Namen im Fremdenbuche und fand keine, lauſchte auf das monotone Rauſchen der Waſſer und entzifferte die Schriftzüge, welche gelangweilte Reiſende in die trüben Fenſterſcheiben gekritzelt hatten, dann folgte ich meinem verſtimmten Gefährten.

Er hatte ſich, ungeachtet es noch zeitig am Tage war, ſchon zu Bette gelegt, rauchte eine Cigarre und blickte in das Kaminfeuer; auf einem Stuhle neben dem Bette ſtand eine Taſſe ſchwarzen Kaffees; die Gemüthlichkeit war ſomit gerettet.

„Hoffentlich gelingt es mir, dem drohenden Rheumatismus vorzubeugen. Sie haben doch nichts gegen die Heizung? alle dieſe Extreme von Hitze und Kälte ſind mir gleich zuwider. Nach meiner Theorie muß — und wenn auch künſtlich und mit großen Koſten — überall die Temperatur der gemäßigten Zone hergeſtellt werden. Sie ſehen, wohin dieſer unglückliche Knabe ſchon gekommen iſt, was ſollte alſo ohne Feuer aus uns alten Leuten an dieſem ſibiriſchen Orte werden?“

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung," antwortete ich Mr. Jerome, der ſich in ſeinem Bette wieder ganz ſtillvergnügt zu fühlen ſchien, „hoffe Sie jedoch nicht im Schlafe zu ſtören, wenn ich den Tiſch an den Kamin rücke und ein wenig ſchreibe."

„Noch ſchreiben?" fragte er mit ungemein gedehntem Tone, in dem der ganze Abſcheu des bequemen Mannes vor einer anſtrengenden und zur Geduld zwingenden Beſchäftigung lag, aber er enthielt ſich aller ferneren Bemerkungen, ſpendete mir einen unſäglich mitleidigen Blick und erneuerte die Cigarre. Nach einer Stunde, die ich über emſigen Aufzeichnungen zugebracht, verriethen ſeine ruhigen Athemzüge, daß der treueſte Freund des Menſchen, der einzige Helfer in jeder Noth, der Schlaf ihn bewältigt habe, und das Beiſpiel war nach den Mühſeligkeiten des Tages wirklich zu verführeriſch, um nicht von meiner Seite gleichfalls befolgt zu werden.

Am Morgen wurden wir ſchon vor ſechs Uhr von unſerem Vetturin geweckt. Der liebenswürdige Mann hatte zu Ehren des heutigen leichten Tagewerkes — wir hatten nur noch anderthalb Stunden lang, bis zum Hoſpiz bergan, dann aber bis Brieg fortwährend bergab zu fahren — ein reines Hemd, ſowie ſeine feſtliche Jacke angelegt, und begleitete uns mit abſichtlicher Courtoiſie zu der Carrozza. Hier war der Knecht des Hotels beſchäftig, ſtatt des Braunen, der zur Schonung ſeiner Kräfte an der Seite des Vetturin frei vorausgehen durfte, einen ſtarken Gaul vorzuſpannen. Mr. Jerome reichte dem armen Knaben ein reichliches Gaſtgeſchenk, die freundliche Wirthin gab uns eine Menge Glückwünſche mit auf den

Weg, und bald lag das einsame Dorf hinter und unter uns. Die letzten Spuren des Baumwuchses verschwanden, das helle Grün der Matten veränderte sich in ein mattes Graugrün, auf dem die grelle Farbe der mit Veilchenmoos bedeckten Felsstücke wie ein wunderliches Muster in einem sonst unansehnlichen Gewebe erschien, und nichts mehr verrieth den mächtigen Einfluß des menschlichen Gedankens und seiner unermüdlichen Hand, als die herrliche Straße, die so sorgfältig und reinlich erhalten, als sei sie die tägliche Wandelbahn vornehmer Müßiggänger einer Weltstadt, einem schmalen Bande ähnlich, sich durch die großartige Einsamkeit des Hochgebirges zog.

In der Nähe des alten Hospizes, das sich thurmartig in mehreren Stockwerken aus einem weiten Kessel, von hohen Bergspitzen umgeben, unterhalb der Straße erhebt, trafen wir den jetzigen Einwohner desselben, den Besitzer der Heerden und das Oberhaupt der Sennen, von deren Thätigkeit wir schon Spuren bemerkt hatten. Der Angabe unseres Fuhrknechtes nach wohnte er mit seinen Leuten einsam in dem öden Gebäude und mied absichtlich die Gemeinschaft mit den Bewohnern des Thales. Seine kleine verwachsene Gestalt, der finstere Gesichtsausdruck und ein damit vereinter Ausdruck von Nachdenklichkeit und scharfer Beobachtungsgabe in dem dunklen Auge erinnerte mich an den schwarzen Zwerg in dem gleichnamigen, einst vielgelesenen Romane von Walter Scott. Ich hätte wohl die Schicksale dieses Mannes wissen mögen, der reich begütert nach der Ansicht der Bergbewohner, auf alle sonstigen Reize der Gesellschaft verzichtend, sein Leben in der Gemeinschaft von Hirten

und Wiederkäuern zubrachte und an der Unterhaltung mit den traurigen Stimmen der Gewässer und Winde ein Genüge fand. Der düstere Mensch grüßte leidlich wohlwollend und verschwand nach wenigen Schritten in der Tiefe.

Ungleich mehr wurden die weiterhin hart am Rande des Weges grasenden Kühe und Kälber durch unsere Ankunft ergötzt, und die mit ihnen beschäftigten Hirtenbuben glitten sogar eine ziemlich steile Felswand von dreißig bis vierzig Fuß Höhe herab, nur um unseren Anblick zu genießen. Es war eine Scene für den Pinsel eines geschickten Thiermalers: dieses Jungvieh von Rind und Mensch. Die Opfer der Meduſa starrten den verhängnißvollen Schild gewiß nicht mit so tiefer Erschütterung an, wie diese Gesellschaft uns einfache Reisende und das Wäglein, neben dem wir der Kälte wegen wanderten. Sie konnten schon mit ihren aufgerissenen Augen und Mäulern für versteinert gehalten werden. Nur ein jugendliches Stierkalb hatte den Kopf noch nicht ganz verloren. Besiegt von dem schrecklichen Anblick der Touristen machte es Kehrt, peitschte in äußerster Verzweiflung die Flanken, mit dem Schwänzlein, und galoppirte, schnell wie ein Gemsbock, über Steingeröll und Felszacken bergan in die einsamen Matten. Noch einige hundert Schritte und wir hatten die Höhe und das stattliche Gebäude des von Napoleon errichteten Hospizes erreicht, wo der Vetturin uns erwartete, dem Knechte aus Dorf Simplon für den geleisteten Vorspanndienst einen Fünffrankenthaler auszahlte und den ehrlichen Braunen wieder einspannte.

An und in dem Hospiz ist nicht viel zu sehen. Die

mit einem weißen Crucifixe bezeichnete ſchwarze Thür an der nördlich gelegenen Felswand, welche die Leichenkammer der im Winter verunglückten Wanderer verſchließt, erinnert rechtzeitig daran, daß hier die traurige Nothwendigkeit des Lebens Vergnügungsſucht und äſthetiſche Liebhabereien überwiegt. Wir hatten keine Urſache, die Gaſtfreundſchaft des ſtillen Hauſes in Anſpruch zu nehmen, unſer Weg war noch weit und Mr. Jerome wurde in dieſen Einöden mit jeder Secunde einſilbiger. Ich erachtete es für die höchſte Zeit, ihn wieder unter Menſchen mit Buſennadeln, Augengläſern und Schnupftabacksdoſen, in die Tiefe, wo man nicht mehr Firn und Gletſcher ſieht, hinabzubringen. Er litt ſchrecklich und ſchimpfte auf franzöſiſch, aber im gewählteſten Style. Unterdeſſen lief unſer Brauner mit dem Wäglein raſtlos zu Thal. Gleich hinter dem Hoſpiz wurde uns ein Blick auf die Südſeite des Berner Oberlandes gegönnt; tief unten im Rhonethale, eine Hand voll weißer Kieſel, lag das ſtattliche Brieg, wir fuhren an ungeheuren Wänden entlang, über denen Gletſcher hingen, durch Balken-Galerien, über welche donnernd ihre wilden Bäche ſtürzten, an alten Schuttmauern vorbei, deren Fundamente in der Tiefe das Auge nicht erreichte, immer im raſchen Trabe bergab, in die feine Luft ſchlich ſich ein Hauch Wärme und bitteres Aroma, wir kamen in die Tannenregion, ein weißer Schmetterling zeigte ſich, eine Elſter verſchwand im dichten Gebüſch, ein Holzhauer ging vorüber und ſchlug ein Kreuz vor dem Heiligenbilde am Abgrunde, die Welt wurde wieder wohnlicher und Mr. Jerome thaute allmählig auf. Ein herrenloſes Pferd, das ſich im Thale in Freiheit geſetzt

hatte und in dem Glauben, für immer der Peitſche entkommen zu ſein, die Paßſtraße hinangelaufen war, erheiterte ihn ſogar. Immer größere Wärme drang hinauf — Laubholz! Ahorn! wehendes Kraut des Waldes, eine Erdbeere! dort die Rhone im Thalgrunde; „Gott ſei Dank!“ ſeufzte mein Reiſegefährte, als wir die berühmte Heerſtraße verlaſſend, eine Viertelſtunde vor Brieg links abbogen und einen kürzeren Landweg nach Bispach einſchlugen. „So angenehm mir Ihre Geſellſchaft geweſen iſt; ich bin doch froh, daß die Trennungsſtunde ſchlägt!“

Zermatt.

Der Vetturin hielt vor dem Hotel zur „Poſt“, weil es ſein gewöhnliches Abſteige-Quartier zu ſein ſchien. Da der Chef des Hauſes wahrſcheinlich ſchon ſeit einiger Zeit unſere Annäherung beobachtet hatte und häusliche Geſchäfte ihn nicht ganz in Beſchlag zu nehmen ſchienen, erwartete er uns an der Pforte, und zwar an der Spitze eines Häufleins von Führern und Pferdewärtern oder Reitknechten, wenn es uns geſtattet iſt, in dem Canton einer Republik, dieſen, das menſchliche Selbſtgefühl ein wenig herabſetzenden Ausdruck zu brauchen. Der gaſtfreie Republikaner in Bispach war ein freundlicher Mann und den büreaukratiſch vornehmen Gaſtfängern, deren Geſichter alle Gemüthlichkeit des Ankömmlings zu vernichten pflegen, ganz unähnlich. Wirth und Oberkellner

in einer Perſon, wurde ihm nur von zwei kleinen Knaben, die ſich dem Confirmations-Alter nähern mochten, geſchäftliche Hülfe geleiſtet. Er trug keinen Rock, aber ſein grobes Hemde war ſehr ſauber und ſein ehrliches Geſicht gut und freundlich.

Mr. Jerome betrachtete ihn durch die Augengläſer und äußerte gnädig genug einige Zufriedenheit: „Wenn ich nicht entſchloſſen wäre, meinen Wanderſtab weiter zu ſetzen, ſo könnte das zuverläſſige Mienenſpiel dieſes Mannes mich bewegen, einen Tag in ſeinem Hauſe auszuruhen," ſagte er und prüfte demnächſt das Haus und die übrigen Anweſenden.

„Sie ſind alſo entſchloſſen, Ihren Weg thalabwärts weiter fortzuſetzen?" fragte ich, um wenigſtens die Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, obwohl ich froh war, für die bevorſtehende anſtrengende Bergpartie einen ſo verzärtelten Reiſegefährten loszuwerden.

„Ganz gewiß," ſagte Mr. Jerome, „ich ſehne mich nach freien Rundſichten, nach häuslicher Bequemlichkeit, nach ſtehender Tiſchgeſellſchaft, Zeitungslectüre und etwas politiſcher Unterhaltung, ich werde mich am Genfer See für einige Zeit in Penſion thun, und hoffe, Sie beſuchen mich nach Ihrer Rückkehr aus dieſer Gebirgs-Sackgaſſe. Im Hotel Byron zu Villeneuve ſollen Sie meine Adreſſe finden, wenn ich nicht ſelber gleich dort bleibe!"

Er drückte meine Rechte, rief nach Extrapoſtpferden, wurde belehrt, daß keine zur Verfügung ſtänden, und ſah ſich endlich zu einem Uebereinkommen mit unſerem Vetturin genöthigt, der ſich erbot, ihn für einen mäßigen Preis noch im Laufe des Nachmittags nach dem Flecken

Leuk zu bringen, wo er mit größerer Wahrscheinlichkeit eine weitere Reise-Gelegenheit antreffen werde, da Mr. Jerome schlechterdings nicht die erst am nächsten Morgen von Brieg kommende Post abwarten wollte.

Da ich entschlossen war, meine Zeit und das herrliche Wetter zu benutzen, bat ich den Wirth, sogleich einen zuverlässigen Reitknecht und ein gutes Pferd zu besorgen, ließ meine Bagage in den Salon tragen, bestellte ein Mittagsmahl, packte inzwischen den Reisebedarf für drei bis vier Tage in ein kleines, hinter den Sattel zu schnallendes Felleisen, und ersuchte den Wirth, meine sonstigen Habseligkeiten aufzubewahren.

In dem Salon fand ich zwei Männer, die gleichfalls nur einigen Proviant zu erwarten schienen, um alsdann ihre Reise fortzusetzen. Der Jüngere war außerordentlich rüstig und freundlich, und trug das Costüm eines Reisenden, der sich auf Anstrengungen und Strapazen jeder Art im Gebirge eingerichtet hat. Seine Blouse war ohne Zweifel einst lieblich grün gewesen; jetzt entwickelte sie nur noch so viel von dieser Farbe, wie ein altes, mit Kupfer gedecktes Kirchendach, auf dem sich einiger Grünspan gebildet hat.

Die Füße steckten in gewaltigen, mit starken Nägeln beschlagenen Originalbergschuhen, in der Ecke lehnte sein Alpenstock, auf dem ein, von Wind und Regen hart mitgenommener Calabreser steckte, und die Wangen und Hände des jungen Mannes glänzten so mahagonibraun, wie ein kunstgerecht geräucherter Seefisch. Er gab sich mir als ein, am Rheine in Garnison stehender Lieutenant zu erkennen, bekannte, schon seit vier Wochen das

Berner Oberland in allen Richtungen durchſtreift zu haben, und fragte, ob wir unſeren Weg nach Zermatt gemeinſchaftlich machen wollten.

„Sie ſind ja aber ſchon mit einem Reiſegefährten verſehen," ſagte ich, und deutete auf einen kleinen älteren Herrn, der vor einer Reliefkarte ſaß, die zu einem in der Ecke aufgeſtellten Reiſe-Bazar des Hotels gehörte, eifrig darin ſtudirte, und aus einer kurzen Meerſchaumpfeife guten Varinaskanaſter rauchte.

„Ah, der Major ſtört uns nicht!" rief der muntere Lieutenant, „wir werden uns ſchon unterwegs vertragen. Sie ſollen von uns nicht behelligt werden. Es iſt kurzweiliger, wenn Drei zuſammenmarſchiren; wir Beide haben uns gewiſſermaßen ſchon ausgeſprochen."

„Allerdings," antwortete ich, „tres faciunt collegium, und Ihr Freund ſcheint überhaupt nicht ſehr redſeliger Natur zu ſein."

„Sehr wahr, er ſpricht nur wenig, aber er ſteigt überall mit hinauf, er iſt ein Fußgänger von Rang; Sie werden ihm das gar nicht anſehen."

Der Major ſah wirklich nicht wie ein Bergſteiger aus, ſondern nur wie ein penſionirter Militair, der aus Ordnungsliebe und Jahre hindurch geübter Sparſamkeit, ſeine alten Röcke bis auf den letzten Faden abträgt, und die Bürſte noch handhabt, wenn ihre Borſten längſt nicht mehr die geringſte Reibung auf der Tuchfläche verurſachen.

Der Lieutenant bemerkte meine verwunderte Miene, und beeilte ſich, ſeinen Genoſſen vor mir zu enthüllen. Der Major hatte in jüngeren Jahren alle Stadien der Hypochondrie, denen der unglückliche Friedensſoldat in

einer kleinen Feſtung ſo ſehr ausgeſetzt iſt, durchgemacht, war in der Mache des ſeligen Prießnitz geweſen, dann über den Apfelwein gerathen, und endlich dahin gekommen, alle ärztliche Kunſt zu verachten, und ſein einziges Heil in raſtloſer Bewegung zu ſuchen. „Er hat nicht viel,“ meinte der junge Mann ein wenig mitleidig, „aber er macht alljährlich doch ſeine große Gebirgsreiſe. Der Major gehört zu den mäßigſten Menſchen auf der Welt, ich glaube, wenn ihm alle anderen Subſiſtenzmittel abgeſchnitten werden, ſo lebt er vom Tabackrauchen.“

Jetzt traten die beiden kleinen Knaben ein, und deckten den langen Tiſch an ſeinem oberen Ende, wobei ſie mit Löffeln, Meſſern und Gabeln ein ächt theatraliſches Waffengeräuſch machten. Der Major nahm von dieſen liebevollen Vorkehrungen nicht die geringſte Notiz, rauchte weiter und tippte mit ſeiner Bleifeder wißbegierig unter den, aus der Karte hervorragenden Bergſpitzen umher.

„Deckt nur für zwei Perſonen, Kinder!“ rief der Lieutenant, „Herr Major, Sie eſſen wohl nicht mit?“

„Sie wiſſen, lieber Alfred, es iſt jetzt nicht meine Zeit, laſſen ſich die Herren durchaus nicht ſtören; ich ſtelle unterdeſſen im Stillen meine Berechnungen an.“

Wir nahmen Platz, die Kinder bedienten uns behend genug, der Wirth guckte freundlich durch die Thür, und brachte endlich die Nachricht, daß Mann und Roß vor dem Hauſe ſtänden, und wir ſofort die Reiſe antreten könnten. Sogleich ſprang der Major auf, klopfte ſeine Pfeife aus, ſteckte ſie in eine lederne Taſche, die er gleich darauf über die Schulter hängte, ergriff einen ſtarken Rohrſtock mit

altfränkiſchem Goldknopfe, drückte die Feldmütze auf den Kopf und erklärte ſich zum Abmarſch bereit. Langſamer rüſtete ſich der Lieutenant, der ſich mit einem, anſcheinend nicht leichten Torniſter belaſtet hatte, der Wirth ertheilte mir in der Zwiſchenzeit einige Anweiſungen über Pferde- und Führerpreiſe, Gaſthäuſer und Wegeentfernungen, richtete mein leichtes Gepäck noch handlicher ein, und half mir dann perſönlich auf das Pferd, während die Knaben den derben Schweißfuchs noch zum Abſchiede mit etwas Brot fütterten.

Anfangs blieb ich, bei dem ſtarken Schritt des Thieres auf dem guten Saumpfad an dem rechten Ufer der Viſp, die raſch durch die Thalſohle der Rhone zueilt, an der Spitze, als aber der Weg etwas ſteiniger wurde, und der verſtändige Schweißfuchs ſeine eiſernen Hufe vorſichtiger einſetzte, übernahm der ſchweigſame Major die Führung, und behauptete den ganzen Nachmittag über ſeine Stelle im Vortrabe.

Wir erfreuten uns des herrlichſten Sommernachmittags. Kein Wölkchen trübte den dunkelblauen Himmel, von dem ſich die weißen Gipfel des Balferin ſcharf abſetzten. Von der Berglehne zur Linken hing grüngolden üppiges Weinlaub auf uns herab, und bedeckte eine Fülle heranreifender Trauben; den einzigen Laut des Lebens gab in der Tiefe das haſtige Gletſcherwaſſer von ſich. So gigantiſch waren die Verhältniſſe des Querthales, daß alle menſchlichen Gebäude nur dem Nürnberger Kinderſpielzeug glichen. Wir ritten über eine rohe Brücke aus Baumſtämmen auf das linke Ufer der Viſp und gelangten nach und nach, immer bergan, eine Felstreppe hinauf,

in das freundliche Dörfchen Stalden, das ungemein malerisch an der Vereinigung der Thäler von Saas und Vispach und ihrer beiden Gletscherabflüsse liegt. Der unermüdliche Major hatte einen beträchtlichen Vorsprung gehabt, und saß, uns erwartend, gelassen, auf einem Feldsteine neben dem kleinen Wirthshause. Er blickte nachdenklich die ungeheure Felswand hinter dem Dorfe hinauf, als bedaure er, das kein prakticabler Pfad hinanführe, den er, während wir uns erholten, zu seiner Herzstärkung beschreiten könne. Auf seinem blassen ernsten Gesichte war kein Schweißtropfen zu entdecken, seine Brust verhielt sich ruhig und eine in Ruhe versetzte Dampfmaschine zeigt mehr Spuren von innerer Erregung, als dieser leidenschaftliche Fußgänger. Selbst der starke Pferdeknecht konnte nicht umhin, während er den Schweiß von seiner braunen Stirn trocknete, ihm einige ungehobelte Artigkeiten zu sagen, die dem alten Krieger sichtlich wohlthaten.

Nach einer Viertelstunde setzten wir unsern Weg weiter fort. Das Thal der Visp nimmt hier den Namen des Nikolausthales an, der Saumpfad zieht sich zur Linken hoch an der Bergwand hin, und gewährt jetzt einen herrlichen Prospect auf das beinahe 12,000 Fuß hohe Brunneckhorn, während der Balferin längst hinter den ungeheuren Thalwänden des Vordergrundes versunken ist. Der Tag war heiß und unsere Zungen klebten am Gaumen fest, kein Wassertropfen rann von den öden Steinmassen zur Rechten, nur der Schweißfuchs labte sich, indem er im Vorübergehen ein Maulvoll Alpenkräuter dicht am Abgrunde abriß, auch wohl zuweilen Miene machte,

ſich etwas länger mit Weidebeluſtigungen zu beſchäftigen. Sein Gebieter verſetzte ihm bei einer jeden derartigen Anwandelung von Schwäche einen Rippenſtoß, der ihn denn auch ſogleich zu ſeiner Pflicht zurückbrachte.

Die Sonne ſank glücklicher Weiſe bald hinter die hohen Felsmauern und aus den Tiefen des Waſſerlaufes der Viſp drang Kühlung empor; wir näherten uns dem Dorfe St. Nicolaus. Das Terrain wurde felſiger, dicht am Saumpfade zeigte ſich das erſte Mahnzeichen eines geſchehenen Unglücks, ein Crucifix, auf dem alle Vorübergehenden in ſchlichter Sprache angerufen wurden, für die Seele der durch eine Lawine Verſchütteten zu beten; etwa zehn Schritte hinter demſelben holten wir wieder den hypochondriſchen Major ein. Er ſtand einem hoch zu Roß ſitzenden, das Geſicht halb und halb mit einem grünen Schleier verhüllenden Frauenzimmer gegenüber, die eine Viſitenkarte in der Hand hielt und heftig in den Alten hineinredete. So tapfer der ehemalige Kriegsmann als Bergſteiger war, ſo furchtſam verhielt er ſich der energiſchen Dame gegenüber; er blickte ſehnſüchtig und mit den Augen um Hülfe flehend nach uns hinüber. Der Reitknecht, welcher die Dame begleitete, vermochte ihm eben ſo wenig aus der Noth zu helfen, denn die Reiterin ſprach nur engliſch. Als wir uns näherten, wandte ſie ihr Thier dergeſtalt, daß wir in dem ſchmalen Pfade nicht vorüber konnten, und zeigte mir, als dem Erſten des kleinen Zuges, eine von dem Major aus Unkunde ihres Verlangens abgelehnte Viſitenkarte. Es ſtand darauf mit feiner Schrift in engliſcher Sprache geſchrieben, daß Miſtreß Stoneſield (wenn ich den Namen richtig

buchstabirt habe) allen Fremden das neue Gasthaus in St. Nicolaus angelegentlich empfehle, weil sie selber sich dort sehr wohl gefühlt und — ausgezeichnete Hammelcoteletten erhalten habe.. Sie faßte mich scharf in's Auge, als ich das Schriftstück las, mehr noch den neben mir stehenden hübschen Lieutenant, ihr Reitknecht jedoch mochte während dessen hinter ihr jene leicht verständlichen, aber heillosen Zeichen mit den Fingern vor der Stirn, durch welche alle Nationen vorhandene Störungen in den Geisteskräften mimisch anzudeuten suchen.

Der Lieutenant sowohl, als auch ich selber, versicherten sogleich, daß wir uns die Empfehlung des neuen Etablissements sehr angelegen lassen würden, worauf die seltsame Amazone ihren Klepper wandte, die Straße frei gab, freundlich mit dem Kopfe nickte und das Thal abwärts ritt. Die beiden Reitknechte benutzten inzwischen die flüchtige Begegnung, ihre Ansichten über den Charakter des abenteuerlichen Frauenzimmers auszutauschen. Mein Sancho Pansa behauptete, sie schon vor einem Jahre, ohne Herrenbegleitung in der Gegend umherschweifend, gesehen zu haben.

In lebhafter Unterhaltung über dergleichen Originale und ihre touristischen Tollheiten gelangten wir in das Dorf St. Nicolaus. Da hier nach meiner Meinung das Nachtquartier aufgeschlagen werden sollte, hielt ich meinen Gaul an und stieg herunter; der Major sah mich jedoch im höchsten Grade verwundert an.

„Mein Herr, Sie sind doch etwa nicht Willens, schon hier zu bleiben," sprach der unermüdliche Mann, „es ist ja erst sieben Uhr Abends?"

„Ich bin seit den frühen Morgenstunden unterweges, Herr Obristwachtmeister," gab ich zur Antwort, „und wir haben so eben fünf Wegstunden ohne Unterbrechung zurückgelegt!"

„Nicht genug, bei Weitem nicht genug! Die Luft wird kühl, das Thal ist schattig; ich hätte nicht üble Lust, noch zwei bis drei Stunden zu gehen. Erst jetzt fühle ich mich recht aufgelegt; was meinen Sie, Herr Lieutenant?" Mit diesen Worten zog er seine Pfeife aus der Reisetasche, stopfte sie sorgfältig, schlug Feuer und setzte das Rauchinstrument in Brand, dann wanderte er, ohne die Antwort seines Gefährten abzuwarten, den felsigen Pfad zwischen den braunen Holzhäusern des Dorfes entlang.

Der Lieutenant schien gern bei mir bleiben zu wollen, aber geheime Verbindlichkeiten mochten ihn bestimmen, er murrte nicht, reichte mir die Hand und sagte: „Wir sehen uns in Zermatt wieder; ich darf den Major nicht allein lassen; man hat mich zu Hause für ihn verantwortlich gemacht."

Eine Minute später war ich allein, und gegenüber dem Gasthause zum Kreuz, in der kleinen, von der Engländerin anempfohlenen Wirthschaft einquartiert. Es war eine höchst einfache, aber reinliche Bergherberge, verwaltet von freundlichen, sichtlich sehr armen Frauenzimmern. Sie thaten ihr Möglichstes mich gut aufzunehmen, doch stand ihnen gar zu wenig zu Gebote; die angepriesenen Hammelcoteletten waren ihnen vollständig ausgegangen. Nach Tisch setzte ich mich an das offene Fenster und sah auf das melancholische Plätzchen hinab, welches die klei-

nen, ſonſt eng an einander gebauten Häuſer offen gelaſſen hatten. Mit dem, jedem Oekonomen ſo gemüthlichen Parfüm der Wiederkäuer miſchte ſich der Geruch der Bergpflanzen, den der linde Abendwind auf ſeinen Flügeln von den Höhen herabtrug, von ferne ließen ſich die Glocken der Heerden vernehmen, und an dem murmelnden Röhrbrunnen wurden Milchgefäße geſpült. Leiſe und vertraulich klang das Geſpräch der Frauen und Mädchen; man fühlte ſich von der Enge dieſes Lebens, in welches von allen Seiten drohend die Natur in ihren wilden Kraftäußerungen blickte, märchenhaft befangen. Ich ſchloß das Fenſter und erhob mich, die Frau vom Hauſe ſtand vor mir, hinter ihr der Reitknecht. Mit einiger Befangenheit brachte ſie das Anliegen des guten Menſchen vor, der aus Furcht, mir mit einer Bitte beſchwerlich zu fallen, ſich hinter die Anwaltſchaft der Wirthin geſteckt hatte. Nach meiner Anordnung ſollte am nächſten Morgen um ſechs Uhr aufgebrochen werden, und das ehrliche Geſchöpf fragte nun, ob ich etwas dagegen habe, wenn wir uns erſt eine halbe Stunde ſpäter auf den Weg machten; der Knecht wolle gern die Meſſe hören, da morgen Sonntag ſei. Natürlich willigte ich mit Freuden ein, worauf die Wirthin entzückt, mich noch nicht ganz und gar verketzert zu finden, mir vorſchlug, als Merkwürdigkeit des Ortes und zu meiner abendlichen Zerſtreuung „das Gamo“ zu beſichtigen. Nach ihrer Angabe ſei das junge Geſchöpf einem ihr verwandten Jäger des Dorfes, der die Mutter erlegt, in die Hände gefallen und gegenwärtig der Ziegenheerde der Gemeinde attachirt, wohne aber nicht mit ihr unter einem Dache,

ſondern werde in einem beſonderen Stalle aufbewahrt. Wir ſtiegen hinab und die Frau zeigte mir den, dicht vor der Thür auf einem Felsblock ſtehenden Stall oder Schrank für das beklagenswerthe „Gams.“ Der raſende Springer konnte in dem ſchmalen und platten Käſicht nicht mehr Platz haben, als ein phlegmatiſcher Paletot in ſeinem Kleiderſpinde; aber ich habe ſchon wiederholt in der Schweiz gefunden, daß man gefangene Gemſen überaus kurz hält. Da ſtanden wir nun vor dem Behälter, meine Neugierde konnte jedoch nicht befriedigt werden; „das Gams“ war nicht zu Hauſe, es trieb ſich noch in Geſellſchaft der Ziegenheerde auf den Bergen umher. Man fragte mich, ob ich nicht ein wenig warten wolle; es müſſe gleich eintreffen, man erwarte ſchon längſt den Hirtenjungen; ich zähmte indeſſen meine naturwiſſenſchaftliche Leidenſchaft und zog es vor, mich in das bäuriſch-niedrige Schlafzimmer zu begeben und die Decke über den Kopf zu ziehen, denn der Abend war bitterkalt geworden und von Ofen oder Kamin in den Gaſtzimmern keine Spur zu bemerken.

Die Nacht brachte ich in dem kleinen hölzernen Hauſe etwa ſo angenehm zu, wie eine Maus, die durch Zufall in eine Pauke gerathen iſt, und ein ganzes Militär-Concert mit durchmachen muß. Vermöge ſeiner einfachen Bauart beſaß das ſogenannte Hotel eine unübertreffliche Reſonanz, der leider nur nicht die zum Vortrage gelangenden muſikaliſchen Momente entſprachen. Man konnte es für eine Spelunke der in dieſes entlegene Thal verbannten Klopfgeiſter eines großen Bundes von Tiſchrückern halten. Dazu kam noch, daß ſelbſt draußen, dicht unter

meinem Fenster, sich die Nacht hindurch ein unheimliches Geräusch vernehmen ließ. Es mochte von dem, in seinem Schranke verschlossenen „Gams" herrühren.

Mein Morgenschlummer wurde durch den dünnen Glockenklang von St. Nicolaus unterbrochen, ich erhob mich und schaute aus dem Fenster. Die jungen Damen des Dörfleins hatten ihren Sonntags-Kopfputz aufgesetzt, eine eigenthümliche Nationaltracht, bestehend in einem mit weißem Zeuge überzogenen und mit Goldstickerei verzierten Hütchen ohne jede Krempe, von der Form einer auf den Kopf gestülpten Kasserolle. Das Haar des Scheitels war darunter wellenförmig geordnet worden, und der seltsame Schmuck sah wirklich auf hübschen Köpfen gar nicht übel aus. Da die Hirten sich auf den Weg machten, war es Zeit, aufzubrechen, denn auch die wenigen Reisenden in den beiden anderen Gasthäusern rührten sich zum Abmarsch.

Mein Knappe kam aus der Messe zurück, der Schweißfuchs wurde vorgeführt und nach hundert Schritten hatten wir das Häuflein brauner Häuschen hinter uns, und durchzogen den holprigen, von Felsstücken und elenden Gehegen eingehegten Saumpfad, der bald zu einer kunstlosen Brücke aus Baumstämmen und über dieselbe auf das rechte Ufer der Visp führt. Wir befanden uns in der Gesellschaft der Ziegenheerde des Ortes, die von ihrem Gaisbuben auf die Weide getrieben wurde und die Stille des Morgens durch ihr leises Schellengeklingel unterbrach. Der kleine zerlumpte, schwarzbraun gebratene Junge und die mageren, überaus muthwilligen Ziegen verlangsamten unseren Marsch, waren aber einem

Fußgängerpaar, das mitten unter die hüpfende Heerde gerathen war, noch weit hinderlicher. In einiger Entfernung betrachtet, hatten die beiden Leute, ein Herr und eine Dame, namentlich Letztere, die leichtgeschürzt, einen schottisch gemusterten Rock und elegante Gamaschen trug, auch den hohen Alpenstock mit Gewandtheit handhabte, ein ungemein jugendliches Ansehen, als wir sie aber eingeholt, zeigte sich, daß der Taufschein Beider bis in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zurück datirte. Später erfuhr ich, das Ehepaar sei in Genf ansässig, reich mit Glücksgütern gesegnet, und bringe die Sommermonate gewöhnlich auf Fußwanderungen im Gebirge zu. Bei dem raschen Schritte des Thieres blieben beide Reisende bald zurück. Der von Vispach bis St. Nikolaus ganz leidliche Saumpfad verschlechtert sich auf dem rechten Ufer der Visp. Mehrmals wird er von Ueberbleibseln alter Bergstürze, Geröll, das durch Wolkenbrüche herabgeführt ist, und Gletscherabflüsse unterbrochen, die Strecke bis Randa wird dadurch wild und malerisch, wenn auch peinlich für den Reiter. Wir begegneten jungen Dorfbewohnern beiderlei Geschlechtes, die ihre Bekannten in St. Nikolaus besuchen wollten, und bald zeigte sich zur Linken, jenseits des Bergstromes, in schwindelnder Höhe, die erste Spur jenes Gletschers, welcher dem armen Orte eine traurige Berühmtheit unter den Gletscherkundigen verschafft hat. Das nur aus wenigen Häusern und Heuschuppen bestehende, um die Kirche gruppirte Dörfchen liegt der unteren steilen Felswand des 13,900 Fuß hohen Weißhorns gegenüber. Der Gletscher des Kolosses mündet dicht über dem Absturz des Felsens aus

und überzieht die Wand mit einzelnen, dem grünen Flaschenglase ähnlichen Eisstreifen, aus denen die schmelzenden Gewässer niederrieseln, oder in Nebeln zerstäuben. In gewöhnlichen Jahren pflegt der mäßig anwachsende Gletscher abzubröckeln, seine an der abschüssigen Wand nicht haftenden kleineren Massen stürzen herab und rollen auf dem jenseitigen Ufer in die unten vorüberströmende Visp; aber wehe dem Dorfe in ungewöhnlich kalten Sommern. Dann kommt es wohl vor, daß bei der ungeheuren Schwere der fester zusammenhaftenden Eismasse in den oberen, dem Firnmeere näher gelegenen Regionen ein großer Gletscherbruch stattfindet und nun das ganze Geschiebe bergab sinkt. Wie Tschudi schreibt, stürzte im Jahre 1636 der größte Theil des Randagletschers zusammen und donnerte in die Tiefe, wodurch fast der ganze Ort zertrümmert wurde. Im vergangenen Jahrhundert folgten zweimal ähnliche Gletscherbrüche, und der letzte, abermals höchst verderbliche, mit einer Eismasse von etwa 360 Millionen Kubikfuß am 29. Dezember 1819, wobei der Luftdruck ganze Häuser umkehrte, und das Balkenwerk in den hoch ob dem Dorf gelegenen Wald schleuderte. Es entwickelte sich unmittelbar beim Sturz der unendlichen Last unter dumpfem Donnergetöse ein eigenthümlicher, blendender Lichtglanz im Dunkel der Morgendämmerung, worauf tiefe Finsterniß dem furchtbaren Luftstoß folgte.

Ich zog die Zügel an und betrachtete den schrecklichen Nachbarn des Dorfes. Unten grell grün, entzog sich sein oberer Verlauf den Blicken; die Luft hatte sich während der letzten Stunde getrübt und graue Wolkenstreifen

furchten die Stirn der Felswand. So klar und friedlich der Morgen gewesen war, jetzt ging in der Atmosphäre etwas Unheimliches vor. Die Luft schien zu einer grauen, nur halb durchsichtigen Masse geronnen zu sein, ein eisiger Zugwind strich das Thal herauf und ließ für Augenblicke das helle Geläut des Kirchthurms verhallen, das eben zum Hochamt rief. Der Reitknecht blickte bedenklich gen Himmel und meinte, es sei Zeit, ein Obdach zu suchen. Wir ritten an der Kirchthür vorüber, wo die Thalbewohner in einem Häuflein beisammen standen und sorgenvoll nach ihrem Seelsorger ausblickten, der sich bei seinen anderen Amtspflichten im oberen Dorfe Täsch verspätet haben mochte. Die Glocke läutete rastlos weiter, aber kein Priester zeigte sich. Da erschallte plötzlich, jenseits des im Neubau begriffenen Gasthauses von Randa lauter Hufschlag, und — ein haarsträubender Anblick — über den scharfzackigen Felspfad jagte im Galopp ein starker Rappe, auf dessen Rücken zwei Männer saßen. Der größere und Aeltere derselben hielt vor sich den noch jugendlichen Pfarrer, und trieb mit einer Peitsche das eifrige Thier zu verdoppeltem Laufe an. Nur einem starknochigen, sicheren und besonnenen Bergpferde, das seine Jugend auf der Alp zugebracht hat, kann man allenfalls eine solche Hetzjagd auf einer halsbrecherischen Felsstiege zumuthen. In Erwartung, das Thier im nächsten Augenblicke stürzen und mit ihm die beiden Männer zerschmettert und blutend am Boden sich winden zu sehen, schloß ich die Augen; da erscholl ein Jubelruf. Ungefährdet hatte das gewaltige Roß die Höhe erreicht, die Dörfler hoben den Priester herab und führten ihn zur Anlegung

des Meßgewandes in die Sakristei. Die Glocke verstummte und gleich darauf brach das Unwetter los. Wir hatten — das Genfer Ehepaar war unterdessen auch herangekommen — glücklich das Gasthaus erreicht, und waren wenigstens vor dem ärgsten Ungemach geschützt. Aber ach, was sollte aus uns werden, wenn dieser winterliche Regensturm anhielt, und wir genöthigt waren, die Nacht in dem erst halbvollendeten Gebäude zuzubringen? Der Salon war zwar fertig und erfreute sich, bis auf zwei zerbrochene Scheiben, durch welche lustig der Nordwind schnaubte, aller seiner Fenster; die übrigen Gemächer entbehrten jedoch gerade dieser häuslichen Nothwendigkeit. Die Küche und der mit Sätteln, Zäumen, Schuhen und Milchgeräthschaften angefüllte Führerraum waren noch die beiden am leidlichsten geschützten Stellen des Hauses. Schweigend setzten wir uns um die mit einem groben Tischtuch gedeckte Tafel. Wir waren sieben Personen, das Genfer Ehepaar, ein langer Engländer mit Frau und Schwester, ein deutscher Professor aus Rußland, und meine schon halb erfrorene Persönlichkeit. Genf aß aus Verzweiflung Pfefferminzküchelchen, England schrie nach Kaminfeuer, Berlin griff zur Cognacflasche. Nur das alte Deutschland betrug sich als Philosoph von ächtem Schrot und Korn. Der Professor kam bereits von Zermatt, und hatte Randa zur Frühstückstation ausersehen. Vor ihm standen alle Utensilien des Kaffees; er selbst hatte ihnen gegenüber mit der Würde eines vielgeprüften Reisenden Platz genommen. Seine dicke Reisetasche mußte die zerbrochene Fensterscheibe hinter seinem Sitze verdecken, dann machte er sich an den Kaffee und

einige Aufzeichnungen. Der Professor zeigte einen prächtigen, wenn auch ungekämmten und unrasirten Kopf; mit etwas weniger Sarkasmus in den Mundwinkeln wäre er der Büste Plato's ähnlich gewesen. Ein Anderer hätte ihn vielleicht bei seinen schlechten, von der Bergreise hart mitgenommenen Kleidungsstücken für einen Cyniker gehalten. Genf und England waren der letzteren Ansicht; sie mieden sichtlich den grauen Gelehrten, zumal die drei Damen, während die beiden Cavaliere die zuwartende Haltung von zwei Jagdhunden beobachteten, welche den Schuß und das fallende Wild erwarten. Zwischen dem Honignapf und der Butter, unmittelbar vor dem Professor stand nämlich ein unheimliches Gefäß, welches die genannten Anwesenden wahrhaft magisch zu berücken schien. Der etwas kurzsichtige Prytane aus Genf hatte, wie ich aus einer, an seine Gattin gerichteten französischen Bemerkung entnahm, das besagte Glas anfangs für einen Behälter mit Eingemachtem gehalten und den Wunsch geäußert, eine gleichartige Erquickung zu genießen; der schärferblickenden Genferin war indessen die Besonderheit des Glases weniger entgangen.

Meinem Grundsatze getreu, zu Hause und in der Fremde nie vor Persönlichkeiten und Zuständen zurückzubeben, nahm ich dem Professor gegenüber Platz, und bestellte gleichfalls Kaffee. Der alte Herr trank inzwischen einen Schluck, tauchte einen Bissen Brot in den Honig, aß, schrieb einige Zeilen in sein dickes Notizbuch, und kokettirte dann mit dem Glase, als ob darin ein theures Andenken der fernen Geliebten enthalten wäre. Um seine Zunge zu lösen, liebäugelte ich gleichfalls mit dem Ge-

heimniß, und ſiehe da! der Profeſſor nickte mir ſehr freundlich zu, rückte die Brille zurecht, und ſagte: „Sie ſcheinen ſich auch für naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zu intereſſiren. Da — mein Herr — es iſt nichts Gewöhnliches — wenn Sie ein Kenner von Scorpionen ſind, werden Sie die Größe dieſer Exemplare zu ſchätzen wiſſen!“

Mit dieſen Worten ergriff er das Gefäß, und reichte es mir mit zierlichem Anſtande.

Obgleich mit der Familie der Scorpionen nicht näher vertraut, imponirte mir doch die Länge und Dicke der Scheuſale, die, ſorgfältig in Spiritus aufbewahrt, ſich anſcheinend noch lebendig in der klaren Flüſſigkeit bewegten.

Ein wenig ſchaudernd ſetzte ich das Glas auf den Tiſch zurück, und fragte, wie der Profeſſor in den Beſitz dieſer Monſtra des heißen Südens gekommen ſei.

„Ein engliſcher Gelehrter, mit dem ich auf ſeiner Heimkehr aus Afrika, in Genf zuſammentraf, hat mir damit ein collegialiſches Geſchenk gemacht. Die Exemplare werden in dem zoologiſchen Muſeum unſerer Univerſität Aufſehen erregen,“ ſagte der Philoſoph und rückte das Glas in die richtige Entfernung zwiſchen Butter und Honig.

„Iſt Ihnen der Anblick dieſer Kriechthiere während des Frühſtücks denn aber nicht unangenehm und den Appetit ſtörend?“

„Nicht im Mindeſten. Länger als vier Wochen führe ich das Gläschen nun ſchon unzerbrochen mit mir, und hoffe es glücklich nach Hauſe zu bringen. Es hat mir

nebenbei ſchon viele gute Dienſte geleiſtet. Dank den Scorpionen, ſitze ich bei allen meinen Mahlzeiten bequemer, als auf meinen früheren Reiſen; Niemand will neben mir bleiben, oder rückt wenigſtens ſo weit als möglich zur Seite. Auf den Hauptſtraßen der Schweiz kann ein ſolches Glas für ein wahres Präſervativ gegen die Zudringlichkeiten unverſchämter Touriſten gelten," ſagte der Profeſſor, und blickte nicht wie Platon, ſondern wie Satan, nach Genf und England. Vor Beiden waren wir ſicher; ihre gleichgültigen Mienen verriethen gänzliche Unbekanntſchaft mit der deutſchen Sprache.

Das Unwetter hielt an. Die Dunkelheit nahm zu und der Regen traf, von heftigen Windſtößen gejagt, gleich Salven von Schrotſchüſſen gegen die Fenſter. Den Profeſſor ſtörte das ſchwindende Licht in ſeinen beabſichtigten Beobachtungen, er packte das eben hervorgezogene Mikroskop wieder in das Etui, verbarg mehrere Mooſsſtreifchen zwiſchen Papierblättern, und lehnte ſich ruhig in den Stuhl zurück, die geängſtigten Genoſſen betrachtend. Der abgehärtete geſunde Sechziger ſah nichts Ungewöhnliches in dieſem plötzlichen Witterungswechſel.

„Bleiben Sie um Gottes Willen ruhig hier," ſagte er, mir wohl die Ungeduld und geheime Abſicht anmerkend, auf das Gerathewohl aufzubrechen und weiter zu reiſen, „oberhalb Randa verflacht ſich einige tauſend Fuß weit die Thalſohle, ſteigt die Viſp raſch, ſo können Sie vorübergehend in eine Ueberſchwemmung und große Verlegenheit gerathen."

Ich dankte für ſeinen Rath und blieb. Der geiſtvolle Mann begann von ſeinen Reiſen und wiſſenſchaft-

lichen Beobachtungen mit jugendlichem Feuer und herrlichem Humor zu erzählen, und ließ mich sogleich Zeitverlust und Wettermißgeschick vergessen. Die fünf Reisegefährten hatten sich nahe an den Kamin gedrängt, in welchem ein schlechtbrennendes Feuer von nassem Arvenholz mehr Qualm als Wärme verbreitete. Dazu kam noch, daß der lange Engländer sich mit dem Rücken dicht vor den Kamin stellte und mit einem gewissen, an planetarische Rundung erinnernden, also nicht selbstleuchtenden Körpertheile, alle strahlende Wärme und Lichtemanationen aufzufangen suchte, so daß uns am Tische eigentlich nur der Rauch zu Theil wurde. Selbst die eigene Frau und Schwester mußten sich mit den Winkeln am Kamine behelfen, und rieben fröstelnd die Hände. Wie in solchen peinlichen Momenten gewöhnlich zu geschehen pflegt, war die Gesellschaft in tiefes Schweigen versunken. Der Himmel wollte uns jedoch die harte Prüfung eines Nachtquartiers an diesem ungastlichen Orte ersparen. Der Regen ließ rasch nach, das Brausen des Windes verstummte, die dunkeln Wolken zerstoben, und nach einer ferneren halben Stunde strahlte die Sonne wieder sommerlich warm von dem tiefblauen Firmamente herab. Wir schnürten sämmtlich unsere Bündel, der Professor beinahe statt eines Saumthieres, einen Buben aus Randa mit seiner Reisetasche, ich drückte dankbar seine Hand, wünschte ihm des Himmels Beistand für den ferneren Transport der Scorpione und hatte bald die fünf schwerfälligen Touristen hinter mir. Nur der Herr Pfarrer holte mich nach beendetem Gottesdienste rasch ein. Der junge Geistliche schien kein schlechter Reiter, denn überall,

wo der Felspfad nicht allzu halsbrechend war, setzte er seinen Rappen in Trab, um rechtzeitig zum Mittagsmahle wieder in Zermatt einzutreffen. Einen Falken ausgenommen, der hoch in der Luft kreiste und sich nach Beute umsah, war der Mann der Kirche das einzige lebende Wesen, mit dem wir bis Zermatt in einige Berührung kamen. In dem unsäglichen Frieden der erhabenen Berglandschaft lag ein großer Genuß für das Gemüth. Es war, als ob die stumme Natur in ihren Tiefen sich auch der Sonntagsfeier bewußt sei und sie in stiller ernster Betrachtung begehe.

Hinter dem armseligen Dorfe Täsch, wo die Einwohner aus Furcht vor dem Ungestüm des vorbeiströmenden Gletscherwassers eine eigenthümliche Art hangender Gärten in kleinen Kartoffelbeeten auf größeren Felsblöcken angelegt haben, verengert sich der Weg und mit ihm der Prospekt. Man kommt in den Wald, in tiefer Felsschlucht tobt die Visp, und plötzlich, bei einer Beugung des Pfades, tritt rechts ein Mittelding von Pyramide und Obelisk, das ungeheure Matterhorn (Mont Cervin) hervor. Da der Schnee an den steilen und schmalen Wänden des Kolosses kaum haftet, so ist man Anfangs geneigt, seine Höhe, die das Finsteraarhorn, den ansehnlichsten Berg des Berner Oberlandes hinter sich läßt, zu unterschätzen, allein wenn man später entdeckt, daß der drohende Stein aus einem weiten Firnmeere aufsteigt, wenn man unmittelbar aus der Thalsohle von Zermatt und den Fenstern des Hotels „Mont' Cervin" zu ihm emporblickt, wird man allmälig mit seinen Dimensionen vertraut. Imponirte mir anfangs seine

Höhe nicht so sehr, als ich nach den Angaben der Touristen und Handbücher erwartet hatte, so setzte mich um so mehr die eigenthümliche Gestalt und Farbe des Matterhorns in Erstaunen. Ich sollte am folgenden Tage noch andere, größere Wunder der Gebirgswelt kennen lernen.

Mein geduldiger Schweißfuchs schritt langsam weiter, die verstärkte Stimme der Visp, welche alle, vom Nordabhange des Monterosagebietes nieder strömenden Wasser in sich aufnimmt, ließ sich links aus einer nahen Tiefe vernehmen. Alles, namentlich das Heranrücken der Felswände, deutete auf den Abschluß des Thales, und bald hielten wir wirklich vor dem stattlichen Hotel des Dorfes Zermatt, dem berühmten Absteigequartier des englischen Alpenclubs und aller Touristen, welche sich einen näheren Einblick in die großartigste Gebirgs- und Gletschergruppe des europäischen Continents verschaffen wollen.

Das kleine Bergdorf ist die letzte menschliche Ansiedelung von einigem Umfange am Ende des Matterthales und als gut gelegener Ausgangspunkt für großartige Bergbesteigungen bei allen rüstigen Wanderern sehr beliebt. Es liegt in einer Bucht des Monterosastocks, den Tschudi in seinem vielgelesenem Werke „den erhabensten unter den colossalen Grundsteinen des europäischen Gebirgsbaues" nennt, und ist von einer Menge der höchsten Berggipfel umgeben, die jedoch, ungeachtet der 4200 Fuß hohen Lage von Zermatt, bei der, die Thalsohle überragenden Höhe der Felsmauern seiner nächsten Umgebung dem Auge, mit Ausnahme des einzigen Mat-

terhornes, entzogen bleiben. Der Beſuch wißbegieriger Reiſenden aus allen Gegenden des Continents pflegt im Verlauf der drittehalb Sommermonate, während deren man auf ein Gelingen gewagterer Bergexpeditionen rechnen kann, ſo zahlreich zu ſein, daß zwei große Gaſthäuſer in Zermatt beſtehen und für Wohlergehen und Bequemlichkeit der Touriſten in ſo umfaſſender Weiſe ſorgen, wie irgend ein berühmtes Hotel in den großen Schweizerſtädten. Nicht wenig trägt der Umſtand dazu bei, daß der Londoner Alpenclub eine Art von Standquartier in Zermatt aufgeſchlagen hat, und ſeine kühnſten Mitglieder von hier aus zu eigenthümlichen Entdeckungsreiſen in die Schnee- und Eisregion entſendet.

An der Pforte des Hotel du Mont Cervin, eines gut gebauten Hauſes, dem das Erdbeben des Jahres 1855 nichts angehabt hat, empfing mich der gewöhnliche, diplomatiſch gekleidete Oberkellner. Aber nur ſein Coſtüm ſtach von der Alltäglichkeit der irdiſchen Dinge ab; der Kern war bieder und gemüthlich geblieben, da die Saiſon noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte. Zudem wird ein reitender Herr immer beſſer aufgenommen, als ein Fußgänger. Der Vertreter des gaſtlichen Hauſes wies mir freundlich ein kleines Zimmer mit der Ausſicht auf das Matterhorn an, meldete mir die Tiſchzeit, und fügte die Hoffnung auf gutes Wetter für die folgenden Tage hinzu.

Während ich mich umkleidete, wurde es im Hauſe hörbar lebendiger. Der engliſche Herr mit ſeinen beiden Damen war angelangt und in meiner Nachbarſchaft einquartirt worden; ihm auf dem Fuße folgte das alte Ehe-

paar aus Genf. Die meiſten Zimmer mochten außerdem von Engländern beſetzt ſein, die ſich der Sonntagsfeier wegen zu Hauſe hielten, oder höchſtens kleine Spaziergänge auf der dicht hinter Zermatt gelegenen Matte machten. Auch die neuen Ankömmlinge erwieſen dem Sabbath die genügende Ehre und veränderten ſogleich die Toilette, denn als ich, mit dieſem wichtigen Geſchäfte fertig, mein Zimmer verließ und über den Corridor ging, ſtörte ich die junge engliſche Miß, eine Torniſterblondine reinſten Waſſers, bei der Anlegung einer ungeheuren Crinoline, die man ſchlimmſten Falls auch hätte über das Matterhorn decken können. Das arme, nur halb bekleidete und in das teufliſche Stahlreifenwerk verwickelte Geſchöpft ſchrie ſo angſtvoll bei meinem Anblick auf, als es ſich für eine Miß ziemt; aber weßhalb hatte ſie die Thür offen gelaſſen? Ich war zweifelsohne unſchuldiger, als die beiden Aelteſten, da ſie Suſanna im Bade belauſchten. Bei dem Aufſchrei ſeiner Schweſter ſteckte der Gentlemen aus dem nächſten Zimmer ein noch halb eingeſeiftes Geſicht und ein blankes Raſirmeſſer; ſann er auf blutige Rache? Nein, ſanfte ſabbathliche Gefühle ſchienen ſein Herz milder zu ſtimmen. Er mochte das fahrläſſige Weſen der Miß kennen; genug, ich entging der Niedermetzelung.

Die Familie rüſtete ſich zum Beſuch des Gottesdienſtes, denn die engliſchen Touriſten halten in dieſem, ihnen ſo angenehmen Bergwinkel, einen eigenen Geiſtlichen und begehen die Sonntagsfeier gemeinſchaftlich. Meinen Grundſätzen gemäß nahm ich Anſtand, mich als Zeuge derſelben einzudrängen, allein ich traf ſpäter bei Tiſch dennoch mit der kleinen, augenblicklich anweſenden,

und etwa aus vierzehn bis fünfzehn Perſonen beſtehenden Gemeinde zuſammen. Der Geiſtliche nahm den Ehrenplatz bei Tiſche ein, gab das Zeichen zu einem ſtummen Tiſchgebete, unterhielt dann ſehr liebenswürdig die beiden, zu ſeiner Rechten und Linken ſitzenden Damen, und war eifrig darauf bedacht, daß die ſtets friſch gewechſelten Meſſer und Gabeln ſeines Couverts nie anders, als in Kreuzesform übereinanderlagen. Er konnte für einen ſtattlichen Mann gelten und entwickelte entſchieden vornehme Manieren.

Im Widerſpruch mit den gewöhnlichen Touriſtenbeobachtungen muß ich überhaupt bemerken, daß die Engländer ſich offenbar ſeit der berüchtigten Affaire des Capitains Macdonald eines zuvorkommenderen Weſens befleißigen. Mit alleiniger Ausnahme des erwähnten Gentleman mit zwei Damen, fand ich alle im Matterthale anweſenden Engländer von angenehmem Weſen und vieler Zuvorkommenheit. Die Herren ſehen nachgerade ein, um wie viel behaglicher ihre eigne Exiſtenz in der Fremde wird, wenn ſie die ihrer zufälligen Gefährten nicht durch ungebührliches Betragen verbittern. Ein neben mir ſitzender junger Mann erwies mir während der Mahlzeit ungebeten allerlei kleine Höflichkeitsbezeigungen, ſein älterer Gefährter knüpfte ein wiſſenſchaftliches Geſpräch an, und es lag nur an meiner körperlichen Unfähigkeit zu anſtrengenden Unternehmungen, wenn mich der nächſte Morgen nicht in der Geſellſchaft der beiden freundlichen Alpenclubbiſten zwiſchen den Spalten des Gornergletſchers und auf dem St. Theodulspaſſe fand.

Die ganze Einrichtung des Hotels mit ſeinem hinter

dem Eßſaale gelegenen Thee- und Damenzimmer, die umherliegenden literariſchen Hülfsmittel, der Inhalt des Fremdenbuches: Alles deutete auf die Colonialherrſchaft des ſtolzen England in dieſer tiefen Einſamkeit. Das benachbarte Hotel Mont Roſe war dagegen mehr von deutſchen Touriſten beſucht. Die Namen meiner geſtrigen Gefährten, des mit Siebenmeilenſtiefeln wandernden Majors und des Lieutenants in grüner Blouſe, ſtanden zwar in dem Fremdenbuche unſeres Hôtes mit lapidariſcher Feſtigkeit verzeichnet; die Schnellläufer ſelbſt waren nicht mehr anweſend. Wie der Kellner ſagte, hatten ſie, am frühen Vormittage angelangt, nur ein ſpärliches Frühſtück eingenommen und dann gleich den Weg auf den Riffelberg fortgeſetzt.

Als wir uns von Tiſch erhoben, nahm die Beleuchtung bereits jenen frühabendlichen Charakter an, dem wir, ſelbſt wenn die Sonne ſich noch nicht zum Untergange neigt, in allen, von gigantiſchen Felsgehegen abgeſperrten Hochthälern begegnen. Hoch oben auf die ſchwärzlichen Arvenwaldungen des Riffelberges und ſeine darüber emporragende Felswand, blickte der goldige Sonnenſchein vom wolkenloſen Himmel, das zweiſtöckige Riffelhaus erſchien von unten aus geſehen auf der mehr als 8000 Fuß hohen Bergkante nicht größer, als eines jener winzigen Wetterhäuschen, die unſere Landleute an ihre Fenſter hängen; auf Zermatt fiel der ungeheuere Schatten der Fundamente des Matterhorns. Die ſeitwärts vom Rüffelberge herabblickenden ſeegrünen und bläulichen Monſtrekryſtalle des Gornergletſchers erweckten überdies keine behaglichen Vorſtellungen von Wärme; das mühſelig ſteigende

Terrain ließ indeſſen den Sonntagsſpaziergänger nicht frieren.

Das Häuflein ſchwarzbrauner Holzhäuſer liegt nahe an den beiden Hotels, dicht an der kleinen, mit einem ſpitzen Thürmchen gezierten Kirche, reinlich, ſtill, aber kummervoll, ein Aufenthalt raſtloſer Sorge und Arbeit, mehr vom Tode bedroht, als vom Leben begünſtigt. Gern hätte ich die nähere Bekanntſchaft der Zermatter gemacht, von denen mir mein Roſſebändiger ſchon erzählt: „es ſeien ſehr ſchwarze Lüt, denn es falle viel Schnee!“ allein ſie hielten ſich nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienſtes in ihre warmen Wohnungen verſchloſſen. Der Touriſt ſteigt aus der Verweichlichung ſeines Daſeins in das Hochgebirge hinauf und empfindet es als einen erfriſchenden Contraſt; der Bergbewohner benutzt jede Freiſtunde in dem raſtloſen Kampfe mit jenem Ungemach, das ihm die rauhe Natur ſeiner Heimath auferlegt, um ſich an den häuslichen Heerd zurückzuziehen.

Die Kirche war verſchloſſen; der Kirchhof ſtand offen, eine ärmliche Matte, Gräber mit Alpenpflanzen bewachſen, von verfallenen hölzernen Kreuzen bezeichnet. Neben der nördlichen Thür, rechts in der Ecke, liegt ein großer Steinwürfel mit der Inſchrift: „Auguſt von Groote. Semper idem.“ Er bedeckt die Gebeine jenes unglücklichen Reiſenden aus Liefland, der von der Südſeite des Monteroſa kommend, ſeinen Weg nach Zermatt nicht auf und neben dem Gornergletſcher, dem gewöhnlichen Pfade, ſondern auf dem, ſich nördlich um den Riffelberg klammernden Findelengletſcher fortſetzte. Ungeachtet der Warnungen ſeiner beiden Führer vor dieſem bösartigen, von den An-

wohnern ſehr gefürchteten Gletſcher, wollte Herr von Groote nichts davon wiſſen, nach üblicher Weiſe ein alle drei verbindendes Rettungsſeil anzulegen. Mit einem Spazierſtöckchen in der Hand ſchritt der herkuliſche Mann, fröhlich ein Lied trällernd, auf der tückiſchen Bahn den Führern voran. Plötzlich verſchwand er in einer tiefen Eisſpalte; die Länge der mitgenommenen Seile war unzureichend! Es mußten weit von Zermatt längere Seile herbeigeſchafft werden; in der Zwiſchenzeit war der vermeſſene Touriſt in ſeinem ſchrecklichen Grabe an der trockenen, Lungen und Gehirn verzehrenden Kälte der Gletſcherſpalten zu Grunde gegangen. Man begrub ſeine Ueberreſte auf dem Kirchhofe zu Zermatt, die hinterbliebene Familie ſetzte ihm den einfachen Gedenkſtein, ein ſchauerliches Warnungszeichen für alle Leichtſinnigen. Bis jetzt iſt Herr von Groote das einzige Opfer tollkühner Bergfahrten um Zermatt, und ſein Beiſpiel hat auf alle Nachfolger gewirkt. Sämmtliche Beſteigungen werden nur mit großer Vorſicht, und erſt nach längerer Vorbereitung unternommen.

Die tiefblauen Schatten ſteigen von Minute zu Minute immer höher bergan, die ſteile, unter uralter Arvenwaldung bewachſene ſüdöſtliche Wand, die am nächſten Morgen erſtiegen werden ſollte, glich einem cyklopiſchen mit Trauerflören behangenen Katafalk, nur oben auf den Karrenfeldern verweilte das holde Sonnenlicht. Ein Abendglühen war nicht zu erwarten. Die Felsmauern, ſelbſt das Matterhorn, haben in dieſer Hinſicht keine günſtige Lage.

Der nashornartige Gipfel des genannten Berges,

der aus der Basis seines Firnlagers noch an 4000 Fuß schneefrei in die Lüfte ragt, bietet keine Reflexe. In den höheren Regionen wehte ein starker Wind. Von der Spitze des Berges, auf der gen Westen ein kleines Schneelager haftete, stieg ein rosenfarbener Nebel empor und zerflatterte malerisch auf dem dunkelblauen Hintergrunde des Abendhimmels; es war der vom Winde ergriffene, in die Höhe geführte und von der untergehenden Sonne angeleuchtete Eisstaub. Mit Hülfe des Fernrohrs schwand jede Täuschung einer vermeintlichen Wolkenbildung. Das Colorit der einsamen Landschaft wurde nach dem Verschwinden des Tageslichtes äußerst frostig; die Stimme der Gletscherwasser, bis dahin kaum beachtet, schien rauher und drohender zu werden; die Stunde war da, wo der Mensch, das gesellige Thier, sich nach Feuer, Gespräch und Musik sehnt. Von diesen drei Wünschen glaubte ich den ersten am leichtesten erfüllt zu sehen. Bald brannten im Kamin meines Zimmers einige Scheite Arvenholz, nur zeigte der Rauch nicht die mindeste Lust, durch den Schornstein abzuziehen, wenn ich nicht Thür und Fenster offen hielt. Auf Musik mußte von vornherein verzichtet werden; es blieb also nur ein Versuch mit dem Gespräch übrig.

Unten im Salon herrschte nicht viel Geselligkeit. Im Theezimmer saß eine kleine Gruppe von Herrn und Damen schweigend um den runden Tisch und labte sich an dem warmen Getränk; die im Eßsaale anwesenden Touristen hatten sich vereinzelt, brüteten beim Lampenschimmer über verschiedenen Reisewerken oder Abbildungen, und bereiteten sich zum Theil durch den Genuß von heißem

Grogg auf die Anſtrengungen des nächſten Tages vor. Das Ehepaar aus Genf ſaß in einer Ecke, ſie mit ſorgfältig gekräuſelten eisgrauen Löckchen, aufmerkſam und geſpannt beobachtend; er abgemattet, dem todten Eſel, der ſich nach der Sage in Zermatt als Geſpenſt zeigen ſoll, nicht ganz unähnlich. Nur zwei Touriſten vermochten meinen Antheil lebhafter zu erregen. Unverkennbar war der Aeltere, ein ſtattlicher Mann von vierzig und einigen Jahren, Alpenclubbiſt; der Jüngere, ein ehrgeiziger Novize der Geſellſchaft, und der Aufſicht des weiſen Mentor anvertraut. Telemach blickte mit wahrer Ehrfurcht zu dem Meiſter empor, der ihm, mit einer Bergkarte in der Hand, die nothwendigen Anweiſungen für die nächſte Expedition zu geben ſchien. Der Leib des „Mr. Mentor" war ſichtlich für den Aufenthalt im Hochgebirge geboren und durch die hohe Schule des Fels- und Eiskletterns gegangen. So weit ſich ſein Knochenſyſtem aus dem Bau der Hände und der Kinnladen, der Schulterbreite und Füße verrieth, gehörte es zur Urknochenbildung, analog dem Granit und Gneis; wir anderen Touriſten konnten daneben nur zum elenden metamorphiſchen Geſtein, zu den brüchigen Schiefern gezählt werden. Dem entſprechend kam ſeine Stimme aus einem Urorgan, das von Redekunſt und Geſang noch ganz unberührt, nur einfache treuherzige, monotone Contrabaßlaute hervorbrachte. Seine Gamaſchen und mit groſchengroßen Nägeln beſchlagenen Bergſchuhe — ſie lagen ſammt den darin ſteckenden Beinen auf dem nächſten Rohrſtuhle — boten allen Hauptgruppen des Schweizer Hochgebietes Trotz; Maſter Mentor beſaß gleich den alten Familien Stein-

bock und Gemſe ein angeſtammtes Vorrecht auf die Alpenregion. Die rothbraune Haut auf ſeiner Naſe und den Wangen hatte ſich, wie der Baſt von einem Baumzweige, in Folge anhaltenden Sonnenbrandes abgelöſt; aber Mentor achtete nicht darauf. Man konnte in kein derberes und dabei freundlicheres Geſicht ſehen; der wackere Mann war ein Schooßkind der wilden Bergnatur. Nur die engliſche Race erzeugt ſolche muſtergültige Menſchengebilde; nur bei engliſchen Vermögensverhältniſſen wächſt eine ſolche Natur zu dieſer Vollkraft und Pracht empor. Jeder Zoll an dem Maſter war trotz ſeiner ſtudirt groben, aber durchaus zweckmäßigen Bergtracht ein Gentleman. Pſychiſch und phyſiſch war es ein wohlthuendes Gefühl, in der Nähe dieſes vollendeten Mannes zu ſitzen und in ſeinem offenen Geſichte zu leſen.

Die Theegeſellſchaft war fertig, der Grogg in den Gläſern der Anweſenden verſiegt, man erhob ſich, Lichter wurden angebrannt, feierliche Verbeugungen gemacht, Hände gedrückt; die heiligſte Pflicht der Bergſteiger bleibt immer, zeitig zu Bette zu gehen.

Maſter Mentor und ſein Telemach ſahen ſogar aus, als ob ſie noch an demſelben Tage vor Mitternacht wieder aufſtehen wollten.

Riffelberg und Gornergrat.

Der Morgen blickte mit unvergleichlicher Heiterkeit in das hochgelegene Thal, als ich mich auf den Weg machte, um den Punkt zu erreichen, dem alle Anstrengungen der meisten Touristen zu gelten pflegen. Die Aufgabe war zunächst, den 8000 Fuß hohen, also gerade 4000 Fuß über der Thalsohle von Zermatt aufsteigenden Riffelberg, dann aber den, sich in der Richtung des Monterosa erstreckenden Gornergrat, eine vorgebirgsartige Fortsetzung des Riffelbergs, zu erreichen. Nach den Messungen der Mitglieder des Londoner Alpenclubbs beträgt die Höhe des Gornergrats 10,600 Fuß, was ungefähr 10,290 Fuß rheinischen Maßes gleich kommt. Ohne den glücklichen Umstand, daß das Gasthaus auf dem Riffelberge gerade an der wichtigsten Stelle eine tröstliche Station bildet, würde man diese Bergbesteigung nicht ohne besondere Vorkehrungen unternehmen dürfen. Gegenwärtig kann die Partie nach schweizerischem Maßstabe nur als ein Spaziergang oder Spazierritt betrachtet werden, der jedoch tüchtige Lungen und Beine verlangt.

Mein Schweißfuchs trug mich über holpriges Gestein und glatte Felsplatten auf das rechte Ufer der Visp, durch dunkelgrüne Matten zu dem ärmlichen Kirchlein von Winkelmatten, einer aus mehreren Heuscheuern und Hütten bestehenden Ortschaft, von deren Einwohnern auch nicht einer zum Vorschein kam, dann geriethen wir in die Waldung, der Weg verschlechterte sich noch mehr, ein weiser Reiter schlang die Zügel um den Sattelknopf und

überließ dem bergkundigen Gaule die Wahl jedes Trittes. Das einfache Naturtrottoir beſtand aus eckigen oder auch runden Felsblöcken verſchiedener Größe, zwiſchen welchen ſich aus den von der Riffelwand niederrieſelnden Gewäſſern und der zwiſchen dem Geſtein aus Pflanzenverweſung entſtandenen Dammerde Tauſende von kleinen Sümpfen gebildet hatten. Das vorſichtige Pferd ging mit größter Beſonnenheit zu Werke. Ruhig ſchritt es von Stein zu Stein, kam es auf einen weiten und kühneren Tritt an, ſo beſann es ſich einige Secunden und ſchätzte die Entfernung ab; das wackere Geſchöpf ſchien zu wiſſen, daß ein Sturz auf dieſem Terrain ihm ſelber zuerſt Verderben bringe. Nach einer peinlichen Viertelſtunde hatten wir dieſe häßliche Strecke zurückgelegt und ſtiegen den Fuß des Berges ſelber hinan. Er iſt, ſo weit der Baumwuchs reicht, mit der großartigſten Arvenwaldung bedeckt, die man nur im Engadin und den Querthälern des Kanton Wallis von gleicher Schönheit findet. Der Morgen war ungemein kalt und der Eintritt in dieſe dunklen Hallen von ſibiriſchen Cedern anfangs unbehaglich genug. Kein Laut des Lebens ließ ſich vernehmen, es ſei denn das ſchwache Rieſeln eines Waſſerfädchens, das zwiſchen Wurzeln und Felsſplittern ſeinen Weg ſuchte. Von den langen bartartigen Schmarotzergewächſen, die ſich ſo gern auf den Zweigen der einſiedleriſchen Arve einniſten, hingen Millionen der feinſten Eiszapfen, dem zierlichſten Glasgeſpinnſt vergleichbar, herab, ein feuchter dumpfer Geruch von Allerlei, ſeit Jahrhunderten modernder Animalien und Vegetabilien drang durch das kräftige Aroma der Arvenſtämme, und nur das, durch die

nächtlichen Gipfel blickende Himmelblau ſprach dem Herzen Troſt ein.

Bald hat man den Waldweg zurückgelegt, mit verkümmerten Stämmchen miſchen ſich Alpenroſen, wie aus einem rauhen Moor taucht man an die reine Bergluft empor und in einer kleinen Schlucht, durch welche ſchäumend ein Bach ſtürzt, hängt eine Sennhütte, umgeben von neugierigen Thieren. Von hier an beginnt der ſauerſte Theil des Weges für den Fußwanderrr, die Erſteigung der Wand des eigentlichen Riffelberges, die ſich bei mäßiger Schnelligkeit noch auf zwei Stunden veranſchlagen läßt. Der Pfad zieht ſich im Zickzack die Lehne hinan und iſt überall wohl unterhalten, wenn man aber erwägt, daß jeder Balken zu dem hart an der Bergkante ſtehenden Gaſthauſe hier hinauf geſchleppt werden mußte, wird man von wahrer Hochachtung gegen die Ausdauer der Schweizer erfüllt und begreift kaum die mäßigen Preiſe, welche der Gaſtwirth für alle Gegenſtände von den Touriſten fordert.

Schon hier nimmt die Ausſicht einen freien offenen Charakter an. Das dem Riffelberge gegenüberliegende Matterhorn tritt jetzt in ſeiner ganzen drohenden Geſtalt hervor und feſſelt unausgeſetzt das Auge des erſtaunten Bergſteigers, zu ſeiner Rechten und Linken zeigen ſich breite Firnmeere und deutlich markirt ſich in dem weiten Schneerücken die Einſattelung des St. Theodulpaſſes. Die Vegetation hört beinahe ganz auf, nur ein kurzes graugrünes Gras überzieht die Abhänge. Endlich hat man die Höhe erreicht, das ſchweißtriefende Thier tritt an die Bank vor der Thür des Riffelhauſes und ladet den Reiter zum Abſteigen ein; man flüchtet vor der ſcharfen Morgen-

luft gern in den einfachen Salon des warmen Holzhauſes.

Das gedachte Gemach war überaus ländlich, in der Mitte ſtand ein langer Tiſch, an dem Alles verrichtet wurde, was der Menſch noch 8000 Fuß über der Meeresfläche zu unternehmen pflegt. Er war bald Eß-, bald Schreibtiſch; heute Gebetpult für Touriſten, die eine gefährliche Wanderung unternahmen, war er morgen vielleicht eine Bettſtelle für den letzten Reiſenden, der nicht mehr in Küche und Stall untergebracht werden konnte. Jetzt ſpielte er die Rolle einer Frühſtückskrippe für die, vor mir angelangten Touriſten. Sämmtliche Herren waren mit harten Eiern und Rothwein ſo beſchäftigt, daß es vergeblich geweſen wäre, mit einem aus ihrer Mitte ein Geſpräch anzuknüpfen. Ich ſtudirte daher in Erwartung der auch mir beſchiedenen Erfriſchungen die Lokalität. Die Ausſicht der auf die weſtliche Abdachung gerichteten Fenſter beſchränkte ſich auf eine Felswüſte, in der zwei Bergdohlen luſtwandelten und ihre flügelmänniſchen Scherze trieben; das Mobiliar des Innern war ſehr dürftig, und doch hatte der Wirth in der Ecke rechts neben der Thür einen Bazar etablirt. Der Waarenvorrath beſtand in einem fabelhaft bunten Shawl, zwei hellgrünen Schleierchen für zwei Franken das Stück, einigen Päckchen Schwefelhölzer und mehreren Alpſtöcken. An der Wand hing ein Zettel, auf dem ein Oberſt oder Major Stephenſon den nächſten Touriſten, der nach ihm den Gipfel des Monteroſa erreichen ſollte, erſucht, den niedrigſten Grad auf dem dort befindlichen Minimalthermometer zu notiren, dann aber das unter einer genau

angegebenen Felskante verborgene Instrument wieder in Ordnung zu bringen und später die briefliche Meldung der gemachten Beobachtung an den Londoner Alpenclubb zu richten. Das Fremdenbuch wimmelte von englischen Namen; Deutschland war verhältnißmäßig spärlich vertreten. Meine Reisegefährten, der Major und Lieutenant, hatten ihre Namen gleichfalls darin verzeichnet und noch hinzugefügt, daß sie über das Weißthor nach Italien zu wandern gedächten. Aus der Erzählung der Aufwärterin ging später hervor, daß die unermüdlichen Herren schon heute früh, bald nach Mitternacht aufgebrochen waren und in diesem Augenblicke wahrscheinlich wieder auf der Südseite hinabstiegen. Es war mir somit nicht mehr beschieden, mit den seltenen Schnellläufern zusammenzutreffen; sie gingen nur durch mein Leben, wie halbverrückte Kometen durch die Bahn eines langsamen und bedächtigen Planeten.

Heute mußte jedoch auch ich die Zeit genau eintheilen, und eine halbe Stunde später ritt ich wieder in östlicher Richtung bergan. Die Steigung war nur sehr mäßig, doch erreicht man immerhin während eines zweistündigen Rittes bald eine so beträchtliche Höhe, daß das Riffelhaus spurlos in der Tiefe verschwindet und das ganze Panorama des Monterosastockes nebst aller seiner Seitenarme sich in seiner vollen Majestät aufthut.

Bald hinter dem Riffelhause erscheint zur Rechten die barocke Felszacke des Riffelhornes und gleich darauf die angrenzende finstere Mauer, auf welcher die Führer menschenähnliche Steinsäulen errichtet haben, die von Weitem für lebende Wesen gehalten werden können.

Dann tritt das Breithorn hervor, nicht der höchſte (12,766'), aber der maleriſchſte Berg der großen Bergkette. Sein leidlich abgerundetes Hochplateau iſt mit ungeheuren Schneemaſſen beladen, die über ſeine finſteren Seitenwände herabhangen und grauenhafte Feſtons bilden, deren Sturz man in athemloſer Spannung erwartet. Aber in dieſer Eiswelt iſt alles feſtgegründet, keine Lawine fällt in ſolcher Höhe; die drohenden Maſſen ſind längſt winterlich verſteinert und zu Denkmälern einer fernen Vergangenheit geworden. Hart daneben runden ſich die zierlichen, einander zum Verwechſeln ähnlichen Schneehügel der Zwillinge ab, an welche ſich die Abhänge des beinahe 14,000 Fuß hohen Lyskamm reihen; der Monteroſa ſelber ſieht man noch nicht. Er wird durch den Schieferrücken des Gornergrates verdeckt.

Obgleich mehrere Reiſende eine Viertelſtunde vor mir vom Riffelhauſe ausgegangen waren, vermochte ich in der unüberſehbaren Einöde doch Niemanden zu entdecken. Das einzelne Weſen verſchwand auf der dunklen Berglehne wie ein Staubkorn auf grauer Tuchfläche. Die einzige Geſellſchaft beſtand in einem Trupp Schaafe, die überall in der Schweiz verurtheilt werden, die letzten Grashalme in der Nähe des ewigen Schnees und ſelbſt von den in ſeiner Mitte liegenden Oaſen abzuweiden. Ohne Hirt blieben die armen Geſchöpfe doch ruhig beiſammen und ſuchten zwiſchen den kleinen Schneefeldern, von denen der trümmerhafte Schiefer des Gornergrates hier ſchon bedeckt iſt, ihre kärgliche Nahrung. Sie trugen noch ihre dichte Winterbekleidung und ſchienen bei der ſtarken Sonnenwärme ſchwer darunter zu leiden. Mein bis

hierher ritterlich ausdauernder Schweißfuchs ſtand plötzlich ſtill; der Anblick der Schaafe mochte ihn daran erinnern, daß nachgerade ſchon Ungebührliches von ihm verlangt werde. Die Stimme der Natur iſt heilig; ich ſtieg ab und folgte zu Fuß langſam den Wegſpuren. Seitdem die Region der Pflanzenwelt tief unter uns verſunken war, hatte das von den Schneefeldern zurückgeworfene grelle Licht die Oberhand erhalten; trotz meiner dunkelblauen Brille war der blendende Schimmer faſt ſchmerzhaft für die Sehnerven. Mit jedem ferneren Schritte wuchs die Rundſicht; nur noch der letzte Vorſprung des Gornergrates lag vor mir. Er bildete den mühſeligſten Theil des ganzen Weges. War es die zunehmende Zartheit der Luft, oder allgemeine Ermüdung: alle zehn Schritte war es mir ein Bedürfniß, mich auf ein Felsſtück niederzulaſſen und ein wenig auszuruhen. Dem langſam hinter mir ſchleichenden Schweißfuchs ging es nicht beſſer; er ließ tief bekümmert Kopf und Ohren hängen. Das Gemiſch von Schieferbrocken und Schnee hatte nichts Verlockendes. Da die Südſeite des Gornergrates den Sonnenſtrahlen ſehr ausgeſetzt iſt, ſo war in dem heißen Sommer des Jahres 1861 der Schnee an den Abhängen meiſtens gethaut; am Fuße der Kuppe lag er noch, und nach der Nordſeite hin dehnte ſich ſogar ein weites und feſt gefrornes Schneefeld aus. Die an unſerem Wege liegende Maſſe glich aber mehr grobem Schrot und erreichte in einzelnen Stücken nicht ſelten die Größe von Kartätſchen, während der geringſte Schatten eines Steines auf dem Schneefelde den geſtern gefallenen Schnee ſo friſch erhalten hatte, daß man ihn hie und da wegblaſen konnte.

Ueberaus erſchöpft ſchleppte ich mich langſam bergan, ohne den Blick weder vorwärts, noch rechts und links zu wenden; plötzlich fühlte ich mich bei den Schultern umfaßt; und eine freundliche Stimme im tadelloſeſten Berliner Dialekt rief: „Wollen Sie denn noch weiter?“ Zugleich wurde ich die letzte, anderthalb Fuß hohe Felsſtufe hinaufgezogen, auf eine Bank geſetzt, mit dem Rücken an einen Tiſch gelehnt, und alſo bald mit einem Glaſe Kirſchwaſſer erquickt. Was die kühnſte Phantaſie ſich nicht auszumalen gewagt hatte, war hier Wirklichkeit geworden. Mein geliebtes Berlin war durch einen munteren alten Herrn vertreten, mit dem ich hienieden ſchon manchen fröhlichen Trunk in abendlich geſelligem Kreiſe gethan, 10,292 Fuß hoch ſtand hart an einem gräulichen Abgrunde, ſeitwärts von dem erwähnten Schneefelde, von deſſen äußerſter Nordſeite man auf den Findelengletſcher hinabblicken konnte, ein Tiſch, und ſelbiger war mit Flaſchen und Gläſern beſetzt! Nach meiner Ankunft beſtand die Touriſten-Verſammlung in neun Perſonen aus den verſchiedenſten Gegenden der Welt. Der Tiſch und die beiden Bänke gehörten einem edlen Wohlthäter aus Zermatt. Wenn Mittags die Touriſten-Parade beendet war, flechte er das Mobiliar unter einen nördlich gelegenen Felsſprung; das Schneefeld ſelber bildete ſeinen natürlichen Weinkeller und Kühler. Kein König kann ſeinen Champagner trefflicher kalt ſtellen laſſen. Der Gebirgskellermeiſter verſtieg ſich jedoch nicht ſo weit; ſeine Kennerſchaft war nur gering. Gleichviel ob Walliſer Rothwein, Muscateller, Sherry oder Port; jede Flaſche koſtete drei Franken, aber Hebe und Ganymed konnten nicht mit

mehr Zuvorkommenheit die Honneurs machen. Ich fand die Gesellschaft schon in vorgerückter Stimmung, die jedoch eben so gut der erhabenen Naturscene, wie dem reichlich genossenen Rebensafte ihren Ursprung verdanken mochte.

Wir standen auf der Felskante des Gornergrates wie auf einer Klippe im Ocean, aber die Wellen dieses Oceanes waren schon vor aller menschlichen Zeitrechnung für immer erstarrt. Uns gegenüber lag die über und über beschneite Kuppe des Monterosa, eine Menge von einzelnen Gipfeln, die kaum aus der allgemeinen Firndecke hervorragten. Scheinbar in Weite eines Kanonenschusses war der Gipfel des Berges doch noch eine halbe Tagereise von uns entfernt. Einem breiten ruhigen Eisstrome vergleichbar, auf dem Reihen von Felsblöcken schwimmen, zog sich seitwärts zwischen dem Cima de Jazzi und dem Monterosa, der Gornergletscher herab, in den alle seine Gefährten von der Südseite des Lyskamms, der Zwillinge und des Breithorns her einmünden. Von unserem hohen Standpunkte aus gesehen, erschienen seine zahllosen Spalten nur wie die Schraffirungen einer Kupferplatte. Ein Jäger, der seitwärts über die Moräne in der Tiefe kletterte, glich dem kleinen Däumling. Alle unsere Bemühungen, mit Hülfe guter vorhandener Fernröhre eine Gesellschaft von Alpenclubbisten, welche vor Tagesanbruch vom Riffelhause ausgezogen war, um den Gipfel des Lyskammes zu ersteigen, auf den offen daliegenden Schneefeldern zu entdecken, waren vergeblich. Gen Westen prangte neben dem Matterhorn das gewaltige Weißhorn und das Steinbockhorn, beide nahe an 14,000 Fuß hoch. Einen ergreifend malerischen Eindruck machten aber die

Mischabelhörner, ein Mittelding von Pyramide und Obelisk, die nördlichen Ausläufer des Monterosastockes zwischen den Thälern von Zermatt und Saas. Was ließe sich dieser kühnen Gruppe von einem genialen Landschafter abgewinnen! Das Ganze gewährte eine dauernde Erinnerung für das Leben, und wiederholt erscheint mir im Traume das ernste Felsgebilde wie ein zur Entzifferung anreizendes, aber unauflösbares Symbol eines großen Actes der irdischen Vergangenheit.

Die Reisegesellschaft war inzwischen beflissen gewesen, Steine in den Abgrund zu werfen, keiner litt an Naturschwärmerei! Die Sonne brannte heiß, aber die dünne Luft und eine eiskalte Luftströmung machte den Aufenthalt nach einer halben Stunde doch einigermaßen unheimlich. Jeder knöpfte vorsichtig den Rock bis unter das Kinn zu, ergriff den Alpenstock und machte sich bedachtsam auf den Weg, vorbei an den Schaafen, die jetzt auf ein kleines Schneefeld gegangen waren, dicht an einander gedrängt, die Mäuler in den Schnee gesteckt hatten und unbeweglich dastanden.

Das Diner im Riffelhause.

Der Rückweg ging natürlich mit ungleich größerer Leichtigkeit von Statten. Bald waren die am Fuße der letzten Kuppe des Gornergrates befindlichen, sehr unangenehmen, wenn auch nicht gefährlichen, glatten und abhängigen Stellen hoch über dem Gornergletscher zurück-

gelegt, und nur der jüngere Theil unserer Gesellschaft trennte sich von uns, um im Widerspruch mit den Führern, welche standhaft behaupteten, es sei gar kein ordentlicher Weg vorhanden, die Nordseite des Gornergrates zu besuchen und von dort aus auf den Findelengletscher hinabzublicken. Die Senioren begaben sich graden Weges nach dem Riffelhause; die scharfe dünne Bergluft hatte den Appetit bis zum Heißhunger gesteigert. In noch nicht drei Viertelstunden hatten wir den Rückmarsch vollendet und von dem eben genossenen wundervollen Anblick war nur noch das westliche Fragment, das Matterhorn, übrig geblieben.

Die Physiognomie der Bevölkerung des Riffelhauses hatte sich inzwischen wesentlich verändert. Mehrere neue Gäste aus Zermatt waren angekommen, um die Nacht, vielleicht auch längere Zeit, auf dem Riffelberge zuzubringen; es waren höchst interessante und sehenswerthe Leute. An der Spitze standen Lord und Lady Brumby, wenn ich richtig gehört habe. Das Glück lächelte mir; ich gelangte grade vor der Thür des Riffelhauses an, als der Lord sein Thier anhielt und mit Hülfe der aus der Küche herbeieilenden Mägde — sie hatten Se. Herrlichkeit nebst Gemahlin wohl schon seit einer Stunde auf den Zickzackpfaden des Berges von der Höhe aus gesehen — herabgehoben und auf den Erdboden gesetzt wurde. Ihm folgte Mylady, nur war die Entsattelung der ehrwürdigen Dame mit ungleich größeren Schwierigkeiten verknüpft, als die ihres ritterlichen Eheherrn. Nach dem ersten Gesichtsausdruck Mylady's waren die Vorstellungen der weiblichen Dienerschaft von Decenz und Anstand noch nicht genügend aus-

gebildet. Sobald Lady Brumby abgeſtiegen war und auf der Bank Platz genommen, auch das gegenüberliegende Matterhorn ein wenig durch ihre Augengläſer betrachtet hatte, ward ein ſtarkes ſchwer beladenes Maulthier herbeigeführt. Es trug die Reiſeeffecten des vornehmen Paares: drei gewaltige, ſichtlich von langen Reiſen hart mitgenommene Koffer und zwei leichte Hutſchachteln von Pariſer Complexion.

Neben mir ſtand ein Herr mit eiſengrauem Barte, den ich erſt jetzt entdeckte. Er war im Nachtrabe des engliſchen Paares den Berg hinaufgeſtiegen; ein Paar Bergbewohner, beladen mit einem anſcheinend mechaniſchen Apparate folgten ihm. Der Eiſengraue lächelte; er ſchien aus meinen Augen die etwaigen Anſichten über das alte Paar errathen zu wollen. Ich that ihm den Gefallen und verlautbarte dieſelben.

„Gerechter Himmel," ſagte ich, „wie kann man ſein ganzes Gepäck 8000 Fuß über die Meeresfläche hinaufſchleppen, wenn ein Bündel reiner Wäſche und einige Decken genügen; es iſt ja ausgeſprochene Thierquälerei, der armen Creatur drei Koffer von dieſem Gewicht aufzubürden!"

Ich hatte das Richtige getroffen; der Eiſengraue holte ſogleich eine Tabacksdoſe hervor, bewirthete meine Naſe mit echtem Rappé und ſagte: „Kennen Sie denn nicht Lord Brumby, mein Herr?"

„Muß bedauern!" antwortete ich.

„Ach, ich glaubte, Sie brächten jährlich ihren Sommer in den Schweizer Bergen zu?" Zugleich warf er

einen flüchtigen Blick auf meine Garderobe, deren hart mitgenommener Zuſtand, wie ich vermuthe, zu dieſem Irrthum Veranlaſſung gab.

„Ich bin zum erſten Male in meinem Leben in dieſer Gegend, aber — mit wem habe ich die Ehre, wenn ich fragen darf? Die Unterhaltung entwickelt ſich freier und ungezwungener, wenn man einander nicht mehr unentziffert gegenüberſteht.“

„Unentziffert“ — ſagte der Eiſengraue — „ganz vortrefflich geſagt — unentziffert! Bei Gott, Sie haben Recht, ich bin Photograph, und nehme für eine Pariſer Kunſthandlung Veduten aus dem Kanton Wallis auf. Da man mir unten in Zermatt für die nächſten Tage ſchönes Wetter prophezeit hat, will ich die Gelegenheit benutzen, die Berganſichten vom Gornergrat aus zu fixiren!“ nach dieſen Worten reichte er mir eine Viſitenkarte, verbunden mit einem eleganten Preiscourant, aus dem zu erſehen war, daß er es auch nicht verſchmähe, Touriſten, welche im Bergcoſtüm abgebildet ſein wollen, photographiſche Dienſte zu leiſten. Nun zog auch ich mein Notizbuch und reichte dem 8000 Fuß hoch emporgeſtiegenen Photographen meine Karte. Als er den Namen geleſen, ergriff er meine Hand und ſagte: „Nicht wahr, Sie ſind der alte Correſpondent der Kölniſchen Zeitung?“ Ich bejahte ſeine Frage und die Bekanntſchaft mit dem Eiſengrauen war gemacht.

„Sie müſſen Lord Brumby kennen lernen. Erlauben Sie mir, Sie ihm und Mylady vorzuſtellen. Beide ſind umgängliche Leute und ſprechen deutſch; ſie iſt ſogar ein humoriſtiſches altes Haus und liebt die Port-

weinflaſche, er aber gehört zu den engliſchen Originalen erſten Ranges.“

„Sie machen mich neugierig!“

„Ich photographire den Lord faſt täglich.“

„Täglich?“ rief ich erſtaunt.

„Photographirt zu werden, iſt ihm faſt eben ſo ſehr Lebensbedürfniß, als raſirt zu werden; dieſen Dienſt leiſtet ihm, unter uns geſagt, Mylady's zarte Hand.“

„Aber täglich?“

Er verbindet damit die Idee regelmäßiger wiſſenſchaftlicher Beobachtungen ſeines geiſtigen und leiblichen Zuſtandes, und fügt Aufzeichnungen und Selbſtbekenntniſſe hinzu, die ich freilich nicht geleſen habe, die aber einſt — Mylady hat es mir verrathen — nach ſeinem Tode veröffentlicht werden ſollen. Wahrſcheinlich werde ich den Lord noch heute photographiren müſſen. Wie ich ihn kenne, wird er ſehr bald an ſeine Toilette gehen, und das Coſtüm des Winters anlegen.“

Eben wollte ich mir Auskunft über die letzten räthſelhaften Worte erbitten, als Mylady, die während unſeres Geſpräches bei dem Abpacken der Koffer zugegen geweſen war, laut aufſchrie und nach dem älteſten und abgeſchabteſten der Koffer, welcher bergab zu gleiten und einen verderblichen Fall zu thun drohte, beide Hände ausſtreckte. Der Pariſer Photograph ſprang hinzu; der Koffer war gerettet und wurde von den Mägden ſorglich ins Haus und die Treppe hinauf, in das Zimmer Ihrer Herrlichkeiten getragen.

„Es iſt ihr Weinkeller!“ flüſterte entſchuldigend der Photograph.

„Ihr Weinkeller?“

„Mylady's, ja wohl! der ganze Koffer beſteht aus einem Flaſchenfutter der vortrefflichſten ſpaniſchen Weine; Oporto iſt am ſtärkſten und würdigſten darunter vertreten.“

„Und Mylady findet Wohlgefallen an dieſen, ſelbſt dem ſtarken Geſchlechte ſo gefährlichen Säften?“

„Das engliſche Frauenzimmer iſt, wie Sie wiſſen werden, vermöge des feuchten und zehrenden Inſelklima's der Flaſche überhaupt weniger abgeneigt, als die meiſten Schönen des Continents, Lady Bramby hat den vaterländiſchen Gebrauch aber auch in den warmen Süden mitgenommen und ſie hat vollkommen Recht. Echter Portwein bekommt ſelbſt unter dieſer Breite beſſer, als die Pedanten der Medicin behaupten; ich habe mich ſelbſt davon überzeugt. Man hat nur die einzige Vorſicht zu beobachten, nicht zu viel davon zu trinken. Bei den meiſten deutſchen und franzöſiſchen Weinen pflegt nur das andere Extrem gefährlich zu ſein.“

Das engliſche Ehepaar war während unſerer Unterhaltung verſchwunden, wir begaben uns daher in den Eßſalon, das einzige größere Local des Hauſes. Lord Brumby ſaß am Fenſter und blickte ernſt auf die grenzenloſe Einöde der Berglehne hinaus.

„Wann eſſen wir?“ fragte er den Photographen.

„Pünktlich um drei Uhr, ſagte das Mädchen, aber ich zweifle, daß die Uhren im Hauſe richtig gehen . . .“

„Es iſt jetzt zwei Uhr ſiebenunddreißig Minuten Greenwicher Zeit,“ brummte der Lord, einen ſchweren goldenen Chronometer aus der Taſche ziehend und lange anſtarrend, „um vier Uhr werde ich in den Winter über-

gehen — hart neben der Schneegrenze wäre es unwiſſenſchaftlich und ungeſund, ſich mit dem Herbſte zu begnügen!“

Er ſprach dieſe Worte mit einer gewiſſen traurigen Würde, und verſank dann langſam in ſich ſelbſt, gleich einer von Dampfkraft getriebenen Fontaine, wenn der Waſſervorrath zu Ende und ihre Zeit abgelaufen iſt. Seinen dienſtfertigen Freund, den Photographen, entließ er mit einer huldreichen Handbewegung. Lord Brumby war ein ſehr alter Herr und ſeine Stirn mit Falten bedeckt, die grau und melancholiſch, Dachſchindeln voller Moos nicht unähnlich, übereinander lagen. Sie bedeckten ſichtlich ein friedliches Gedankenhaus, das nie Leidenſchaften durchzuckt hatten, das nie vom Blitze des Schickſals getroffen war. Durch die waſſerblauen matten Fenſterſcheiben von Augen ſah man in eine ſtille beſchränkte Wirthſchaft, deren Inhaber ſich mit ideeller Hausmannskoſt begnügte, aber ſeine Tafel gern mit den Blumen des Lebens bekränzte, ein zartes Lächeln ſchien darauf hinzudeuten.

Wir ſetzten uns an ein anderes Fenſter, und ich fragte den Photographen, was es mit den Redensarten des Lords, mit dem Uebergange in den Winter und mit der Vernachläſſigung des Herbſtes zu bedeuten habe.

„Der Lord iſt der Anſicht, daß jeder um ſeine Geſundheit und den Genuß leiblicher Annehmlichkeiten beſorgte Menſch ſich in ſeiner Kleidung und Nahrungsweiſe nicht allein nach den Jahres- ſondern auch nach den Tageszeiten ſtrenge und genau richten müſſe. Deshalb wechſelt er täglich zwei- bis dreimal, in gewiſſen Fällen ſogar viermal am Tage die Toilette, und beobach-

tet darin den Verlauf der Jahreszeiten, denn der einzelne Tag iſt nach ſeiner Vorſtellung nur das verjüngte Bild des ganzen Jahres. Faſſen Sie jetzt einmal den alten Herrn genau ins Auge, und dann ſagen Sie mir Ihre Meinung.“

Nach den kurzen Andeutungen des Photographen konnte Lord Brumby augenblicklich ſich nur auf der Höhe des Sommers befinden. Er trug einen Frack aus weißem Piqué und ſehr knapp anliegende, die ſkelettartigen Umriſſe ſeiner Beine markirende Inexpreſſibles, hellgraue Kamaſchen, eine hellblaue Weſte und ein roth gefleckтes weißſeidenes Halstuch, in welches er nach dem Vorbilde Talleyrands ſein Kinn tief verſenkte; ein weißer Filzhut ſtand neben ihm. Es war noch daſſelbe Coſtüm, in welchem er auf dem Riffelberge angelangt war.

Ich ſagte dem Photographen, daß nach meiner Anſicht dieſe Tracht vermuthlich die Blüthe des Tages, den Culminationspunkt der gedanklichen Bewegung, die höchſte Wärme der Empfindungen, nebſt der reichſten Fülle der Phantaſie bedeute.

„Sehr richtig,“ antwortete der Deutſchfranzoſe, aber glauben Sie nicht, daß Lord Brumby ſchon in dieſem Coſtüm von Zermatt ausgeritten iſt. Als wir das Hotel Mont Cervin verließen, war es noch Vorfrühling!“

Wo aber haben Sie denn Toilette gemacht? im Schatten der Arven? hinter einem Felsvorſprung? wo? wo?“ rief ich entzückt über das Original.

„Vergeſſen Sie nicht die Sennhütte! Der Lord ließ den Koffer an den Heerd tragen, und ſchickte die Magd und den Sennbuben hinaus. In zehn Minuten war das

Werk vollbracht. Bei dem in der Hütte herrſchenden Schmutz hat er ſich nur den rechten Rockärmel ein wenig mit Ruß beſchmutzt; im Uebrigen iſt der jetzige Hochſommer ſonſt ganz correct!“

Lord Brumby entging keineswegs unſere Unterhaltung über ſeine intereſſante Perſönlichkeit, er blickte ſchwach lächelnd zu uns herüber, und drohte dem Photographen herablaſſend mit dem Zeigefinger der Rechten. Jetzt trat auch Lady Brumby ein. In Anerkennung der wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Lebensaufgabe ihres Gemahls mochte ſie ſich als weiſe Gattin der Ueberwachung aller proſaiſchen Reiſeangelegenheiten gewidmet haben. Ihre Tracht war überaus einfach und dazu altmodiſch, wenn auch zweckmäßig und gediegen. Gleich allen engliſchen Damen trennte ſie ſich nicht von ihrem Hute, einem umfangreichen Strohgehäuſe mit lang herabhängenden Bändern und einer ſeltenen grauen Straußfeder; an Alter ſtand ſie dem Lord ſehr wenig nach. Nur verlieh ihr die tiefe Bewunderung, welche ſie ſeiner Art zu ſein, zu denken, ſich zu kleiden, widmete, und die ihm ſtets erwieſene dienſtfertige Aufmerkſamkeit ein etwas jugendlicheres Ausſehen.

Lady Brumby näherte ſich ihrem Gatten und gab ihm zuerſt einen zärtlichen Kuß, der mich an die Sylveſterſtunde zweier Jahrhunderte erinnerte, dann ſetzte ſie ſich neben ihn, hängte zärtlich den Arm über ſeine Schulter, und lehnte ſchmachtend ihr 70jähriges Köpfchen daran.

„Schnell Ihren Apparat herbei,“ flüſterte ich dem Photographen zu, „nehmen Sie Ihre Herrlichkeiten auf, und ſchreiben Sie, „Philemon und Baucis“ darunter!“

Der Gute ſchüttelte ſchelmiſch lächelnd den Kopf; die Lordſchaften waren ihm eine zu einträgliche Reiſegeſellſchaft, um eine Satyre zu wagen.

Alle weiteren Bemerkungen wurden mir vor dem Munde abgeſchnitten, die Thür des Eßſaales öffnete ſich mit großem Geräuſch, und die jüngeren Touriſten kehrten von ihrem Abſtecher nach dem Findelengletſcher zurück; gleichzeitig erſchienen einige dienſtbare Geiſter des Hauſes, um den Tiſch zu decken. Man fragte nach den Wünſchen der Gäſte in Betreff der Weine, und ein vielverſprechender Geruch drang aus der im Erdgeſchoß befindlichen Küche empor.

Mein Bekannter, der Herr aus Berlin, traf mit der Sicherheit eines norddeutſchen Reſidenzlers alſobald alle nothwendigen und weiſen Vorkehrungen. Er belegte an einer hübſchen Stelle, in der Nähe der einzigen jungen Dame ſein Couvert, beſtellte eine ganze Flaſche Bordeaux, und ſuchte dem Dienſtperſonal dadurch zu imponiren, daß er in der letzten Nacht ſo elend, wie noch nie vorher in ſeinem Leben, geſchlafen zu haben betheuerte.

„In meinem Zimmer ſtehen zwei Betten," ſagte der egoiſtiſche comfortable Herr „ich werde alſo für zwei Perſonen bezahlen, aber Sie werden auch dafür ſorgen, daß ich keinen Schlafburſchen erhalte!"

„Das geht nicht an, mein Herr!" antwortete die Oberkellnerin trocken, wenn noch ein Reiſender gegen Abend ankommt, müſſen Sie ihn aufnehmen. So lange wir noch ein Bett und einen Platz im Zimmer zur Verfügung haben, laſſen wir Niemanden auf Stroh ſchlafen."

„Ich will aber für das Bett bezahlen!“ rief der Landsmann.

„Wir wollen nicht Ihr Geld!“

„Ich will für alle Fälle bezahlen, mag Jemand kommen, oder nicht!“

„Kommt Niemand, ſo brauchen Sie auch nicht zu bezahlen, kommt aber Jemand, ſo müſſen Sie mit ihm das Zimmer theilen.“

„Dann gehe ich gleich nach Tiſch wieder nach Zermatt hinunter!“ rief trotzig der Landsmann.

„Nr. 7 wird leer, laß die Liſel das Bett friſch überziehen,“ ſagte die Oberkellnerin mit klaſſiſcher Ruhe, „bitte meine Herrſchaften, nehmen Sie Platz, die Suppe iſt aufgetragen!“

Es würde nur eine ſehr geringe Berg- und Menſchenkenntniß verrathen, wenn man ſich unſer in der ſchon erwähnten anſtändigen Höhe über dem Meeresſpiegel ſtattfindendes Diner als eines jener luculliſchen Mahle vorſtellte, durch welche ſich der Wirth auf Rigi Kulm auszeichnet, aber es war ein vollkommenes Feſteſſen, verglichen mit den Mahlzeiten, welche die Wirthe in unſerem theuren Vaterlande zu improviſiren pflegen, wenn wir Mittags um die zwölfte Stunde auf dem Wege in's Gebirge in irgend einer kleinen Stadt anlangen.

Hatte das Diner einen Fehler, ſo konnte er nur darin beſtehen, daß der vorhandenen Speiſe zu wenig war, oder daß, nach einer anderen Auffaſſung, welche jedoch nicht dem Wirthe zur Laſt fiel, der Appetit der Gäſte zu groß war.

Der neben mir ſitzende Photograph verdunkelte bei-

nahe den uns aus den Mittheilungen Homers bekannten Gastrophen Polyphem.

„Ich esse täglich nur einmal!“ sagte er mit entschuldigendem Tone, als er mein Erstaunen über die Ausdauer seiner Kinnladen und die Ausdehnbarkeit seiner Verdauungswerkzeuge bemerkte. Er mußte die Wahrheit sprechen, denn wenn er nur noch eine zweite Mahlzeit von ähnlichem Umfange im Laufe eines Tages hielt, so war der Haushalt der Natur auf das Empfindlichste gestört, und es drohte ein Deficit auf Erden, das bei längerem Leben des Photographen die Existenz des menschlichen Geschlechtes in der Gegend, welche er zu seinem Aufenthalt gewählt, ganz und gar in Frage stellen konnte.

Ein Fressen war's, ein Essen nicht zu nennen! Der Mensch war, gleich dem Lämmergeier, eine Anomalie, nur daß die Natur ihm nicht, wie diesem Raubmörder der Lüfte, jenen ätzenden Magensaft verliehen hatte, mit dessen Hülfe selbst Gemshörner, Rinderknochen, Pferdehufe und altes Leder ohne Schwierigkeit verdaut und ihres verborgenen Nahrungsstoffes beraubt werden, um die Naturalverpflegung dieser gefährlichen Creatur im Thierreich etwas billiger herzustellen. Ich hütete mich jedoch, meinen Gedanken Worte zu leihen, obgleich ich es nur angemessen und wahrhaft naturphilosophisch gefunden haben würde, wenn der Magensaft des Photographen nicht allein die genannten Stoffe, sondern auch irdene Teller, Gläser, Messer und Gabeln aufgelöst und verdaut hätte. —

„Haben Sie Frau und Kinder?“ Zu dieser Frage hielt ich mich im Interresse der Menschheit für berechtigt.

Mir zum Heile verstand der Photograph jedoch nicht den Tiefsinn meiner Frage. Ihm blieb durchaus verborgen, daß ich nur dahinter kommen wollte, ob diese außerordentliche Gefräßigkeit das Attribut einer bestimmten kaukasischen Species, oder nur eines Individuums sei. Er betheuerte auf das Angelegentlichste sein Hagestolzenthum, und versicherte, nicht eher die Wahl einer Lebensgefährtin treffen zu wollen, als bis er zu schwach geworden sei, um eigenhändig den Stiefelknecht unter dem Bette hervorzuziehen. Der Künstler gehörte offenbar zu den bösartigsten Egoisten unseres Jahrhunderts.

Meine Studien wurden inzwischen durch den Ruf eines jungen Pharmaceuten unterbrochen, der sich nur der französischen Sprache bediente, und in einem, an Pirna erinnernden Dialekte, eine Flasche rothen „Fin to Bayse" verlangte.

Bei Tisch war eine unangenehme Stockung eingetreten.

Wider alle vorangegangenen Berechnungen des Riffelwirthes über das Verhältniß zwischen der Zahl der Gäste und der einzelnen Stücke, hatte der Inhalt einer Schüssel voller Beafsteaks nicht gereicht. Mitten in der Tafelrunde wurde der Umgang der Kellnerin unterbrochen, und die geleerte Platte stumm zum Salon hinausgetragen. Der Photograph allein hatte sich Drillinge der angenehmen Speise angeeignet. Unser Zustand glich einer Kunstpause, deren Ende der Zuschauer, gespannt auf das Nächstfolgende, andächtig und athemlos abwartet. Ein Theil der Riffelgäste erinnerte an englische Jagdhunde, wenn der Jägermeister nach dem Halali den Hirsch anzuschneiden

beginnt, und die hungrigen Vierfüßler, die für ſie nach Jägerbrauch beſtimmten Theile des Eingeweides erwarten.

Lady Brumby ſchaute ernſt, wie eine ägyptiſche Bildſäule, in die Geſellſchaft und benutzte das Intermezzo, um mit einem alten Major der indiſchen Armee, der glücklich heimgekehrt, als Penſionär ſich in der Schweiz aufhielt, und als geſchickter Zeichner ein Album voll reizender Veduten in Aquarellfarben mit ſich führte, ein Glas Portwein zu trinken, den ſie auch dem Major aus ihrer Flaſche einſchenkte. Die engliſche Dame genoß ſichtlich große Vorrechte in dem Hauſe. Lord Brumby ſaß in tiefes Schweigen verſunken neben ihr. So denken wir uns jene unglücklichen Perſonen in den Märchen, welche nur für gewiſſe Tage oder Stunden verwandelt werden, wenn die Zeit der verhängnißvollen Umwandelung ihrer Geſtalt wieder heranrückt.

Er ſah voller Befangenheit nach der Uhr und rückwärts über die Achſel zum Fenſter hinaus; er ſtocherte mit einem kleinen ſilbernen Spieße ſeine Zähne und rieb die Stirn; Mylady nahm Theil an ſeinem unruhigen Gemüthszuſtande und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, zog auch ihre Uhr und verglich ſie mit dem Chronometer des Lord. Der Moment war da; nach ſeiner wiſſenſchaftlichen Theorie ſah ſich der alte Philoſoph jetzt in der Lage, die Jahreszeit des Coſtüms zu verändern und in den Winter überzugehen. Stillſchweigend, mit feierlichem Ernſte, erhob er ſich vom Tiſch und begab ſich in ſein Gemach. Die Blicke ſeiner Gemahlin und des Majors der Seapoy's folgten ihm antheilsvoll.

Jetzt erſchienen auch wieder die Abgeſandten der

Küche und brachten eine große Menge gebratenen Fleiſches herbei. Ein in der Nähe ſitzender Herr, welcher des Beafſteaks verluſtig gegangen, zuerſt von der neuen Speiſe erhielt, belehrte ſeinen Nachbarn, daß hier ein Gemsbraten ausgezeichnetſter Qualität vorläge, und da der Herr, ſo viel ich aus dem bisherigen Geſpräche zu errathen vermochte, das gelehrte Element ſeiner Umgebung vorſtellte, die ſich, wo es irgend eine Auskunft galt, zuerſt an ihn wandte, ſo verbreitete ſich alsbald das Gerücht des Gemsbratens in der ganzen Tafelrunde. Die weibliche Bedienung hütete ſich in der natürlichen Verſchmitztheit ihres Geſchlechtes, der geäußerten Meinung zu widerſprechen; ich aber war weit entfernt, durch eine muthwillige Oppoſition den geringen Grad meiner in der Geſellſchaft erlangten Volksthümlichkeit zu gefährden. Als bejahrter Publiciſt mußte ich jedoch das Gerücht für durchaus unverbürgt, zum Mindeſtens für verfrüht halten. Wohl konnte an einem der nächſten Tage in der Umgegend eine Gemſe erlegt und gebraten werden, wenn ſchon wir uns nach dem Schweizer Geſetz noch in der Schonzeit des edlen Wildes befanden; aber das vorliegende, wohlgebratene Geſchöpf war von keiner Büchſenkugel, von keinem Jäger niedergeſtreckt worden. In der Nähe des Menſchen hatte es vertrauensvoll gelebt, ein Opfer allzugroßer Hingebung, war es geſtorben. Unverkennbar war es ein theures Familienmitglied jener zahmen, mit reichen Vließ bedeckten „Gemſen" die wir weidend am Vormittage zwiſchen den kleinen Schneefeldern des Gornergrates angetroffen hatten.

Kein edler Rebenſaft hätte jedoch die anweſenden Touriſten ſo nachhaltig erheitern können, als der begei-

ſternde Gedanke, hart an den Gletſchern und Firnmeeren des Monteroſa, eine friſch erlegte Gemſe zu verzehren und um eine große Reiſeerfahrung bereichert zu werden. Das Geſpräch belebte ſich ungemein, Jagdgeſchichten kamen auf das Tapet, und mir ward der Genuß zu Theil, abgetragene Lügen, die ich ſchon ſeit meinen Knabenjahren vergeſſen hatte, als im Laufe dieſes Frühjahrs oder Sommers erlebte Jagdabenteuer wieder zu hören. So recht hat der Weltweiſe, wenn er behauptet, niemals gehe das Schöne, Gute und Wahre im Leben ganz verloren.

Die Wiederkehr des Lords unterbrach für einige Augenblicke das Geſpräch, allein da die Anweſenden von den Eigenthümlichkeiten des ſeltenen Mannes nicht unterrichtet waren, fiel auch den Wenigſten die gänzliche Umwandlung ſeiner Außenſeite auf. Es war Winter geworden.

Nach den Angaben der Zoologen verändern die meiſten in Polar- und Gebirgsgegenden wohnenden Thiere die dunkle Farbe ihrer Felle nach Ablauf der wärmeren Jahreszeit, in's Hellgraue und Weiße. Umgekehrt verhielt es ſich mit der winterlichen Garderobe Lord Brumby's. Im Hochſommer ein wahres Kind des Lichts und der hellſten Farbentöne des Tuſchkaſtens, glich er jetzt dem unbekannten Gemahl der Königin der Nacht, jenem von Schikaneder ſchnöde mit Stillſchweigen übergangenen Prinzen, Regenten und Vater der liebenswürdigen Pamina. Er trug einen faſt bis auf die Ferſen reichenden, langen Oberrock aus einem plüſchartigen, glänzenden Stoffe, deſſen Anblick ſelbſt den ganz Unbetheiligten magiſch ſtärkte und wärmte, ein Kleidungsſtück echt engliſcher

Phantaſie und Schöpferkraft, eine ähnliche Weſte reichte ſorglich bis über den Magen hinab; dunkle Inexpreſſibles und dito Gamaſchen vollendeten den Anzug, zu dem ein ſchweres, ſchwarzſeidenes Halstuch ganz vortrefflich paßte.

Lord Brumby war nach der Veränderung ſeiner Garderobe auffallend erheitert. Als ob er ſich für die Entbehrungen des Winters gründlich vorbereiten und dem Körper reichlichen Erſatzſtoff bieten wollte, bemächtigte er ſich mehrerer dicken Scheiben des Schaafbratens und benetzte ihn mit dem nöthigen Portwein aus der Flaſche der Lady. Es entſpann ſich ſogar eine lebhafte engliſche Unterhaltung zwiſchen dem Ehepaare und dem Major, der zufolge Lord Brumby nach Tiſch einen Ausflug nach einem benachbarten Ausſichtspunkte vorſchlug, wohin ſie der Photograph mit ſeinem Apparate begleiten ſollte.

Der vielbeſchäftigte Mann hörte nicht darauf hin, er war mit dem beträchtlichen Bruchſtücke eines Puddings beſchäftigt, deſſen Zuthat mehrere Näpfe der ſaftigſten und ſüßeſten, im Kanton Wallis gewachſenen Backpflaumen bildeten. Mir armen Ferienreiſenden iſt aber keine Zeit, keine Freiheit gegönnt, länger zu bleiben, wo es mir behagt; es war vier Uhr vorüber. So ſehr mich die Geſellſchaft beluſtigte, ſo viel Vergnügen und Belehrung ich mir von dem Studium des Lords und des Photographen verſprach, fort mußte ich, denn meine Uhr war abgelaufen. Die überaus mäßige Zeche wurde berichtigt, eine Anzahl von unvermeidlichen Artigkeiten mit den deutſchen Tiſchgenoſſen gewechſelt, und dann noch einmal der unvergleichliche Anblick des Matterhorns genoſſen. Bei dem herrlichen Sommerwetter und dem ganz

unbewölkten Himmel warf der riesige Felszahn einen tiefblauen Schatten auf die tiefere Gebirgslandschaft, während die angrenzenden Schneefelder und die benachbarten vereisten Spitzen im Strahle der Mittagssonne ein zart röthliches Colorit annahmen. In der großartigen Scenerie lag eine unbeschreibliche Ruhe. Ich stieg einige Fuß tiefer hinab und setzte mich auf ein Felsstück.

Die Luft war vollkommen unbewegt, so weit das Auge reichte, ließ sich keine menschliche Ansiedlung entdecken; die kleine Häusergruppe tief unten in Zermatt verschwand im Dunkel des Thalschattens; hier oben genoß der Tag noch seine goldene Jugend. Das Herz wurde von tiefer Schwermuth beschlichen, wenn ich meines Scheidens für immer gedachte. Aber der dienstfertige Rossebändiger mahnte bei der Steilheit des Berges und dem Herannahen des Abends zum Aufbruch. Ich wollte mich indessen aus denselben Gründen nicht dem Sattel anvertrauen, und ließ nur Mann und Roß mit den Effekten vorangehen. Wir stiegen lautlos bergab, nach wenigen Minuten war das Riffelhaus verschwunden, die ausgebrannten Stadtruinen gleichenden Mauern und Thürme des Riffelhorns wurden unsichtbar, die beschneiten Zinnen versanken hinter den herandrängenden Vorbergen, in die dünne, fast herbe Bergluft mischten sich wieder Pflanzenaromen, dann rauschte der Bergbach an den Sennehütten, das Krächzen eines Raben schallte aus dem Arvendickicht herauf; nach drittehalb Stunden waren wir, ohne einem Menschen begegnet zu sein, in dem ausgestorbenen Zermatt angelangt. Der Hotelattaché empfing mich abermals; die unsägliche Einsamkeit lastete sichtlich schwer auf

ſeiner Seele. Er ſah in dem Gaſte noch den unterhaltenden Geſellſchafter und geleitete mich freundlich die Treppe hinauf. Als ich meine Abreiſe am nächſten Morgen anzeigte und die Rechnung forderte, ſchien er tief bekümmert. „Es ruht kein Segen auf der Saiſon," ſprach der gute Jüngling, „niemand bleibt länger als zwei Tage; ſie gehen Alle — Alle!" Er ſprach es und knöpfte ſeinen Galafrack zu, als wolle auch er von dannen gehen und zu den Städten der Fläche zurückkehren. Der thörichte Menſch begriff nicht das friedliche Glück ſeiner Lage. Er verging vor Sehnſucht nach Menſchen, und ich kehrte voller Sorgen und bangen Bedenklichkeiten in ihre Geſellſchaft zurück. Meine Ferien waren unwiderruflich beendet.

So eben erſcheint die **Siebente Auflage** des bekannten Werkes:

Friedrich der Große
und ſein Hof

von

L. Mühlbach.

Mit mehr als 300 Abbildungen.

Vollſtändig in 3 Bänden von je 8—10 Lieferungen à 5 Sgr.
Für Oeſterreich 30 Nkr.

Das Volk muß ſeine Helden nicht blos durch ihre Thaten, durch die hiſtoriſchen Begebenheiten, die ſich an ihr leuchtendes Daſein anknüpfen, kennen lernen, es muß ſie auch erkennen lernen als Charaktere, es muß hinter dem Helden auch den Menſchen ſehen und begreifen. Es muß ſeine Helden nicht blos bewundern mit dem Kopf, ſondern ſie auch lieben mit dem Herzen.

Was Friedrich der Große gethan, das ſteht in jedem hiſtoriſchen Werke verzeichnet, aber was er empfunden, was er gedacht und gelitten, wie groß ſein Herz, wie edel ſein Gefühl, wie der Held gelitten als Menſch, wie der König gedarbt inmitten ſeiner Herrlichkeit, wie er ſich ſelbſt überwinden gelernt, und ſchon als Kronprinz ſich das harte Wort: Soffri e taci zur Lebensregel gemacht — mit Einem Wort: das innere Leben des Helden, des

Königs, des Mannes, das ist es, was wir aus diesem Werke „Friedrich der Große und sein Hof“ von L. Mühlbach kennen lernen.

Wir sehen den Kronprinzen in der ersten Abtheilung: „Friedrich der Große und sein Hof“ in Rheinsberg seinen geistreichen Hof halten, wir sehen ihn aber auch da im Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, und wäre die Flöte des Königs nicht gewesen, so würde der Kronprinz seinen hartherzigen Gläubiger nicht bewogen haben, ihm noch länger Kredit zu gewähren. Wir sehen alsdann den Kronprinzen nach dem Tode seines Vaters die Zügel der Regierung mit fester Hand und starkem Willen ergreifen, und Vielen, sogar seinen früheren Freunden zum Schrecken und Erstaunen, ganz anders sich darstellen als König, wie man es erwartet hatte vom Kronprinzen. Wir sehen den König, den Helden, den Gesetzgeber, und sehen, wie er das Alte zerbricht, das Neue aufbaut. Aber hinter dem Helden und König, wie gesagt, sehen wir auch den Menschen, einen königlichen Menschen, und was der erstrebt und gewollt, was der geirrt und gelitten, wie er betrogen ist von Freunden, geschmeichelt ist von Feinden, wie er seine Freunde geliebt, wie er seinen Verleumdern vergeben, wie er sein eigenes Herz dem Staat zum Opfer dargebracht — aber diesem auch das Herz seiner Gemahlin opferte — das Alles finden wir in diesem, nach strengen historischen Quellen gearbeiteten Werk von L. Mühlbach.

Mit welchem Beifall das ganze deutsche Lesepublikum dies Werk aufgenommen, geht daraus hervor, daß bereits sechs Auflagen vergriffen sind.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke

in Berlin.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.